THIRD GERMAN READER.

Witters

Drittes Lesebuch

für

deutsch-amerikanische Schulen.

Schlussstufe.

Stereotypausgabe.

St. Louis, Mo.
Verlag der Conrad Witter'schen Schulbuchhandlung.
1863.

Entered according to Act of Congress, in the year 1861, by
CONRAD WITTER,
In the Clerk's Office of the U. S. District Court for the
Eastern District of Missouri.

RBR
Jantz
1172

Einleitung.

I. Regeln über Betonung, Erhebung und Senkung der Stimme.

(Die Erhebung ist durch dieses Zeichen (‘) und die Senkung durch (’) angedeutet. Die stärke Betonung ist mit gesperrter und die stärkere und stärkste Betonung mit fetter Schrift bezeichnet. Die klein gedruckten Regeln sind für Lehrer, die Beispiele hingegen hauptsächlich für Schüler bestimmt.)

1. Hauptregel für die Betonung.

Für die Betonung gilt im Allgemeinen folgende Regel:

In jeder Rede werden diejenigen Vorstellungen betont, auf die man die Aufmerksamkeit des Zuhörers hinleiten will, vornehmlich also diejenigen, die einen Gegensatz bilden, oder die dazu dienen, eine andere Vorstellung näher zu bestimmen oder ein Urtheil zu begründen.

Alle Regeln über Betonung, die man sonst noch zu geben pflegt, sind nur Anwendungen dieser Hauptregel auf besondere Fälle.

2. Betonung der Aussage.

Die Aussage wird in der Regel stärker betont als der besprochene Gegenstand, z. B.

Der Mensch denkt und Gott lenkt; stille Wasser sind tief; Träume sind Schäume.

3. Betonung der Beiwörter.

Die zu einem Nennworte gehörigen **Beiwörter werden schwächer betont**, wenn sie bloß zur Schilderung oder zur Benennung des Gegenstandes dienen, z. B.

Dies freundliche Wetter; der heutige Tag.

Beiwörter erhalten aber den Hauptton, wenn sie zur Unterscheidung des Gegenstandes oder zur Begründung des Urtheils dienen, z. B.

Vernünftige Menschen handeln nicht so;

ferner, wenn sie als Ausdruck eines Gefühls stehen, z. B.

Ein namenloser Schmerz;

endlich wenn die Beiwörter zugleich einen Gegensatz ausdrücken, z. B.

Kannst du mit eigenen Füßen wandern, so entlehne keine Krücke von einem Andern.

4. Stufen der Betonung.

Die Betonung gestattet und verlangt mancherlei Abstufungen; die stärkste Betonung tritt ein, wenn eine Vorstellung, die schon an sich betont werden müßte, auch noch durch den Gegensatz gehoben wird, z. B.

Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr, zerbrich den **Willen**; das ist **mehr.**

5. Betonung der Zwischensätze.

Zwischensätze, die als nähere Bestimmung eines einzelnen Wortes stehen, müssen so gelesen werden, daß man sogleich erkennt, mit welchem Worte sie zusammen gehören; dies erreicht man theils durch Pausen, theils durch langsameres oder rascheres Fortschreiten der Stimme, z. B.

Uebel,| die wir uns selbst zuziehen, sind viel schwerer zu ertragen | als diejenigen,|| die uns **unverschuldet** treffen.

6. Erhebung und Senkung der Stimme bei Fragen und Antworten.

Fragen, auf welche man mit Ja und Nein antworten kann, werden so gelesen, daß die Stimme immer höher steigt, und die Schlußsilbe den höchsten Ton erhält, auch wenn sie sonst nicht von Wichtigkeit ist. Man drückt dadurch sehr gut die Erwartung aus, ob auf unsere Frage ein Ja oder Nein erfolgen wird; die Antwort erfordert die Senkung der Stimme, z. B.

Habt ihr noch nichts erfahren'? Nein'.

7. Erhebung der Stimme.

Alle Sätze, welche mehrere Nennwörter hinter einander enthalten, oder wenn der erste Satz eine Behauptung vorbereiten soll, die der Nachsatz näher bestimmt, müssen so gelesen werden, daß die Erwartung des Hörenden gespannt wird; daher muß die Stimme gleichsam in der Schwebe erhalten werden, z. B.

Der Hirsch', das Reh', der Hase' nähren sich von Pflanzen.

Fühlen', Sehen', Hören', Riechen', Schmecken', **das** sind die Kräfte, durch welche ich die Dinge wahrnehme.

Wer sich auf seinen Gott verläßt', deß Hoffnung stehet felsenfest.

8. Fortsetzung.

Ausdrücke zarter Bewegung, z. B. des Kummers, Mitleidens, des leisen Vorwurfes, der Freundlichkeit, der leisen Bitte oder Klage, fordern in der Regel die leichte Hebung, z. B.

Sei mir gut'! O daß das meinige zu klein ist'!

9. Senkung der Stimme.

Ausdrücke starker Bewegung, als der Ueberraschung, des Befehls, der Noth, der Anklage, der dringenden Bitte, des Vorwurfs, Aergers fordern die Senkung, vorausgesetzt, daß sie nicht in Fragform auftreten, z. B.

Das ist unvernünftig'! O rühre mein kleines Nest nicht an'!

10. Ausdruck.

Der Ausdruck der Stimme beim Lesen muß dem Inhalt des Gelesenen entsprechen. Die Erzählung ist mit fester, aber gemäßigter, die Schilderung mit lebhafter, die Betrachtung mit ruhiger, der Befehl mit gehobener Stimme, der Ausruf mit dem Ausdruck der Theilnahme zu lesen.

11. Allgemeine Regel.

Vor Allem sehe man auf ungezwungenen und natürlichen Vortrag beim Lesen und Declamiren.

II. Die Satzzeichen.

Die richtige Gliederung des Satzes erfordert, daß man diejenigen Wörter, die zusammen ein Satzglied bilden, auch beim Vortrag eng mit einander verbinde und sie von dem folgenden Satzgliede durch eine kürzere oder längere Pause trenne. Solche Pausen werden durch Satzzeichen angedeutet.

Das **Komma** (,) bezeichnet eine Pause, wodurch ein Satzglied von dem folgenden Satzgliede getrennt wird und deutet an, daß die Stimme des Lesenden beim Vortrag so lange anhalten soll, daß man Eins aussprechen kann.

Das **Semikolon** oder der **Strichpunkt** (;) bezeichnet eine Pause, bei der man Eins, zwei zu zählen im Stande ist.

Das **Kolon** oder der **Doppelpunkt** (:) wird gesetzt, um eine Pause anzudeuten, die erlaubt, Eins, zwei, drei, vier zu sprechen.

Der **Punkt** oder das **Punktum** (.) zeigt an, daß der Satz geschlossen ist und erfordert so lange beim Lesen mit der Stimme anzuhalten, daß man bis sechs zählen kann.

Uebrigens findet eine Pause nach jedem stärker betonten Worte Statt, die zuweilen nicht durch Satzzeichen angedeutet wird, z. B.

Das | ist die Liebe zu **Gott,** | daß wir seine Gebote halten.

III. Einige Lesezeichen.

Das **Fragezeichen** (?) vertritt zugleich die Stelle des Satzzeichens und deutet gewöhnlich eine Pause an, bei der man bis fünf zählen kann.

Das **Ausrufungszeichen** (!) vertritt, wie das Fragezeichen, zugleich die Stelle des Satzzeichens und deutet am Ende eines Satzes eine Pause von der Länge eines Punktes an.

Das Sternchen (*), ein Kreuz (†), bisweilen [a) b) c)] oder Ziffern (1. 2. 3.) werden als Anmerkungszeichen gebraucht und weisen auf Erklärungen oder Bemerkungen hin, welche, mit denselben Zeichen versehen, unter dem Texte stehen.

IV. Anmerkung.

Einführung des Schülers in das Verständniß eines jeden Lesestückes sei die Hauptsache bei dem Gebrauche dieses Lesebuchs. Der Schüler muß die Bedeutung von jedem schwierigen Worte kennen lernen. Der Lehrer verweile bei jedem Lesestücke so lange, bis der Schüler es richtig verstanden hat und es mit völliger Geläufigkeit und Natürlichkeit zu lesen vermag. Der Schüler sollte den Inhalt des Gelesenen in freier Form, mit richtiger Betonung und Ausdruck wieder erzählen und dabei jedes einzelne Wort musterhaft sprechen. Jedes Lesestück, welches auf diese Weise sicher eingeübt wird, prägt sich stets beim Schüler in Kopf und Herz für das ganze Leben ein.

Kurze Sätze zur Weckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens.

a. Ich gehöre zu den **Kindern.** Kinder wissen noch **nicht** viel, und darum müssen sie unterrichtet werden und **lernen.** Dadurch werden sie **verständig.**

b. Ich werde in der Schule von Lehrern in nützlichen Dingen unterrichtet. Etwas Nützliches ist immer etwas Gutes. Ich bin meinem Lehrer Dankbarkeit und Gehorsam schuldig. So lang ich unterrichtet werde, bin ich ein **Schüler.** Ein guter Schüler ist **aufmerksam;** er hört nur auf das, was der Lehrer sagt, und denkt nur an das, was er thun, oder begreifen und behalten soll.

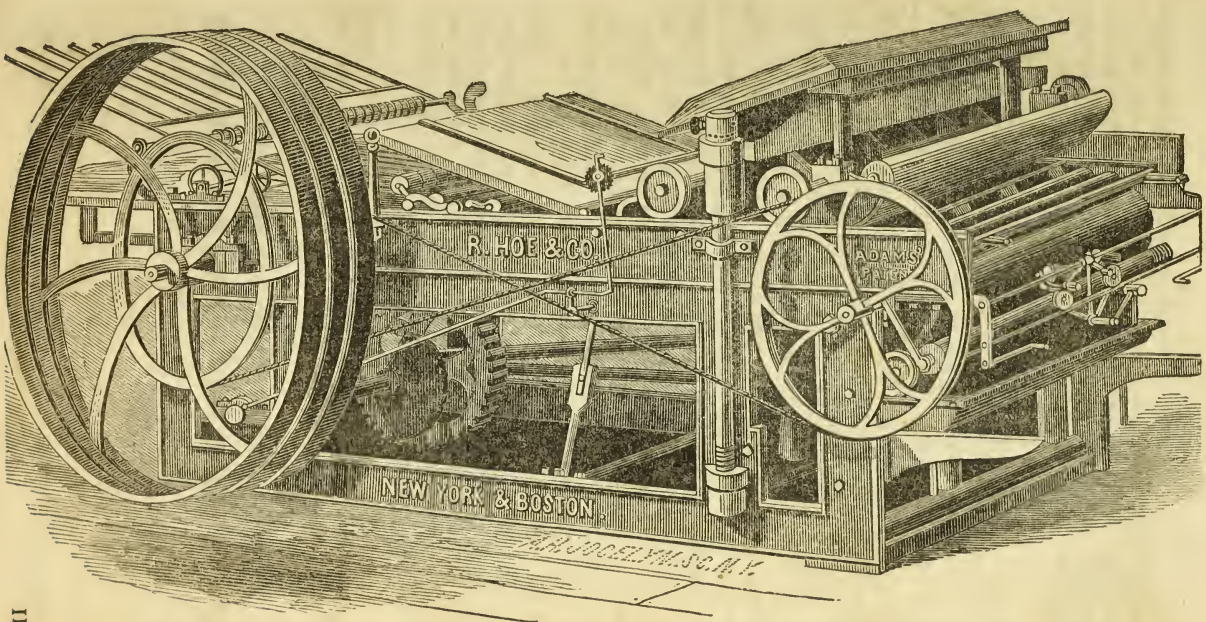
c. Ich soll aber das, worin ich unterrichtet werde, nicht nur wissen und können, ich soll es auch **wollen.** Wer das Gute weiß und kann, es aber nicht stets thun will, der ist **noch** kein guter Mensch. Wer aber das Gute weiß und kann und es auch thut, der ist ein guter Mensch. Ich soll ein guter Mensch sein. Du sollst ein guter Mensch sein. Wir alle wollen gute Menschen sein.

d. Kein Mensch lernt aus. Wer auch **viel** weiß, weiß doch nicht **Alles;** wer auch **noch so viel** kann, kann doch **nicht Alles.**

e. Ein **guter Schüler** kommt gern in die Schule, ist fleißig, ordentlich, reinlich, sittsam und friedfertig. Er kommt nie zu spät in die Schule, ist nicht wild bei dem Herausgehen aus der Schule, und treibt sich nicht auf der Straße herum, sondern geht auf dem geraden Wege nach Hause. Ich will ein guter Schüler sein.

f. Dieses Lesebuch ist zu meiner **Belehrung** geschrieben. Es ist mir sehr nützlich, wenn ich mit **Aufmerksamkeit** und Nachdenken darin lese. Ich will mich bemühen, das Gelesene zu **verstehen.** Wenn ich Etwas nicht verstehe, so will ich meinen Lehrer bitten, daß er es mir **erkläre.**

g. Wenn ich aufmerksam und mit Nachdenken in diesem Buch lese, und das, was ich gelesen habe, nicht vergesse, so erlange ich allerlei **nützliche Kenntnisse** und werde **verständiger.** Nicht alle Kinder erlangen durch den Unterricht nützliche Kenntnisse. Manche bleiben unwissend und unverständig. Welche?



Die Buchdrucker-Presse, auf der mein Lesebuch gedruckt wurde (Sieh III. Seite 349).

h. Ich **kenne** mein **Lesebuch.** Der Titel desselben steht auf der ersten Seite. Auf eben dieser Seite steht auch der Name der Stadt, in welcher das Buch gedruckt ist, und der Name der Buchhandlung, in welcher es verkauft wird. Ich kenne mein Lesebuch nicht bloß an dem Titel, sondern auch an dem Einbande oder Deckel.

i. Auf jeder Seite meines Lesebuchs steht oben eine Zahl. Diese heißt die **Seitenzahl.** Sie dient dazu, daß ich leicht aufschlagen und jede Stelle im Buche finden kann. Bücher werden auf Buchdrucker-Pressen gedruckt. Durch das Drucken kann man ein Buch in wenigen Tagen mehrere tausendmal vervielfältigen. Hier ist eine Abbildung von derjenigen Presse, auf welcher mein Lesebuch gedruckt wurde. Eine Anstalt, in welcher Bücher gedruckt werden, heißt eine **Buchdruckerei.**

k. Der, welcher ein Buch verfertigt oder verfaßt, heißt der **Verfasser** des Buches. Gewöhnlich steht der Name des Verfassers auf dem Titel des Buches.

l. Ein jedes Buch besteht aus mehreren Bogen. Diese Bogen werden von dem **Buchbinder** in seiner **Werkstätte** zusammengeheftet, damit sie nicht verloren gehen, oder in Unordnung gerathen können.

m. Ich bin in der **Werkstätte eines Schreiners** gewesen, als die Arbeiter Tische, Stühle und allerlei Hausgeräthe von Holz verfertigten. Ich habe gesehen, wie in einer **Mühle** das Getreide **zu Mehl gemahlen** wurde; auch war ich dabei, als man in einer **Glasfabrik** Tintenfässer von Glas für unsere Schule geblasen hat. Ich weiß an welchem Geschäft ich die meiste Freude habe.

---

a. Wenn ich einige Jahre älter bin, und nicht mehr wachse, so gehöre ich zu den **Erwachsenen.** Dann bin ich größer, als jetzt, und dann werde ich auch verständiger sein, wenn ich jetzt nicht träge bin und nicht müßig gehe, anstatt zu lernen und zu arbeiten. Der Müßiggänger lernt Nichts, und Niemand hat ihn lieb.

b. In der Schule muß ich nicht bloß deutsch fertig lesen, **deutlich, richtig** und **schön schreiben,** sondern auch mit Fertigkeit englisch sprechen, lesen und schreiben lernen. Auch das Rechnen will ich lernen. Wer nicht Geschriebenes lesen und nicht selbst schreiben kann, kommt in der Welt nicht fort; und wer das Rechnen und die englische Sprache nicht versteht, wird oft betrogen, und weiß sich in vielen Fällen nicht zu helfen. Ich will mir recht viel Mühe geben, erst deutsch, dann englisch fertig lesen und schreiben zu lernen.

c. Manche Kinder lassen sich gern belehren; es macht ihnen Freude, wenn sie etwas Neues lernen können. Solche Kinder nennt man **lernbegierige** Kinder.

d. Als ich ein Jahr alt war, konnte ich noch nicht gehen, noch nicht sprechen, und noch Nichts begreifen. Im zweiten Jahre meines Lebens lernte ich gehen und sprechen, aber ich verstand noch nicht Alles, was Andere mir sagten.

---

a. Wer hungrig ist, **will** essen; wer durstig ist, **will** trinken; wer müde ist, **will** ausruhen; wer neugierig ist, **will** Alles wissen und Alles sehen; wer mitleidig ist, **will** gern dem Unglücklichen helfen; wer eigensinnig ist, **will** immer seinen Willen haben; wer zänkisch ist, **will** nicht im Frieden leben; wer friedfertig ist, **will** nicht zanken; wer krank ist, **will** gesund werden; wer gefallen ist, **will** wieder aufstehen; wer undienstfertig ist, **will** Andern keinen Dienst erzeigen.

b. Wer Nichts weiß, **soll** Etwas lernen; wer krank ist, **soll** sich des Essens enthalten; wer nicht arbeiten mag, **soll** auch nicht essen; wer seinen Eltern und Lehrern nicht gehorcht, **soll** Strafe leiden; wer nicht hören will, wenn man ihn ermahnt, **soll** fühlen.

c. Wer sich beschmutzt hat, **muß** sich waschen; wer Etwas lernen will, **muß** fleißig und aufmerksam sein; wer Etwas begreifen will, **muß** nachdenken; wer satt werden will, **muß** essen; wer gelobt sein will, **muß** sich anständig und vernünftig betragen; wer seinen Eltern Freude machen will, **muß** in der Schule fleißig, zu Hause sittsam und gehorsam, und bei fremden Leuten artig sein; wer seine Kleider lange haben will, **muß** sie schonen und reinlich halten.

d. Wer viel Geld einnimmt, **kann** auch viel Geld ausgeben, oder er **kann** auch Etwas ersparen. Wer ein Handwerk gelernt hat, **kann** sich selbst ernähren. Wer krank und schwach ist, **kann** sich nicht selbst ernähren. Wer in der Schule nicht fleißig und aufmerksam ist, **kann** Nichts lernen.

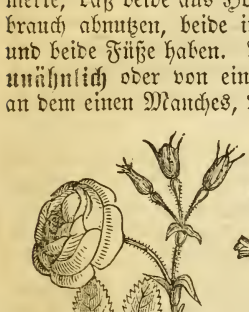
e. Ich **weiß**, daß ich meine Füße zum Gehen und meine Augen zum Sehen gebrauchen kann.

f. Ich kann darüber **nachdenken**, wozu man Eisen, Steine, Kalk, Holz und andere Dinge gebraucht; aber die Thiere können nicht nachdenken. Ich kann **begreifen**, warum ein Ding so sein muß, wie es ist; z. B. warum ein Haus Fenster, Thüren und Schornsteine hat; warum der Ofen von Eisen, und nicht von Holz gemacht wird; warum man die Pflanzen begießen und die Erde umgraben muß.

g. Ich kann **einsehen,** warum ich nicht immer thun darf, was ich will; warum ich thun soll, was meine Eltern und Lehrer wollen; warum ich folgsam, fleißig und aufmerksam sein soll.

Vergleichung der Merkmale der Dinge.

a. Ich bemerke, daß der Tisch und die Bank einander **ähnlich** sind, und weiß auch, worin diese **Aehnlichkeit** besteht. Ich bemerke, daß beide aus Holz gemacht sind, beide sich durch den Gebrauch abnutzen, beide im Feuer verbrennen (verbrennbar sind), und beide Füße haben. Aber ich sehe auch ein, daß beide einander **unähnlich** oder von einander **verschieden** sind; denn ich bemerke an dem einen Manches, was an dem andern nicht ist, z. B. —



Die Rose. Die Nelke.

b. Die **Rose** ist der **Nelke** ähnlich; denn beide sind Blumen; beide haben einen schönen Geruch und schöne Farben; beide haben eine **Wurzel, Blätter** und **Stengel;** beide entstehen aus einer Knospe; beide blühen eine kurze Zeit, und welken dann. Aber die Rose ist auch von der Nelke verschieden; denn sie hat einen andern Geruch, sie hat nur Eine Farbe, die Nelke aber ist gewöhnlich **bunt.** An der Rose sind **Stacheln,** aber an der Nelke nicht. Die Rose hat breite, runde und gesägte Blätter, die Nelke hat schmale, längliche und ganzrandige. Ich habe jetzt die Rose mit der Nelke **verglichen,** ich habe aber auch beide von einander **unterschieden.** Dies können die Thiere nicht, denn sie haben keinen Verstand.

---

a. Wenn man eine Viertelstunde lang rasch hinter einander fortgehen muß, um von einem Orte zum andern zu kommen, so liegen diese beiden Oerter eine (englische) **Meile** von einander; diesen Raum in gerader Linie zwischen den beiden Oertern nennt man die **Entfernung.**

b. Man kann auf mancherlei Art von einem Orte zum andern kommen oder reisen: zu Fuße, zu Pferde, zu Wagen, zu Schiffe und mit der Eisenbahn. Zuweilen reist man mit der **Post.** So nennt man einen Wagen, welcher an bestimmten Tagen

und zu festbestimmten Stunden von einem Orte zum andern fährt, zwischen welchen keine Eisenbahn- oder Dampfschiff-Verbindung statt findet, und allerlei Sachen, Briefe und Geld, oder auch Reisende mitnimmt. Wer in einem solchen Wagen, mit dem Dampfschiffe oder mit der Eisenbahn reist, heißt ein **Passagier.** Mehrere Eisenbahnwägen, welche zusammen abgehen und ankommen, werden **Bahn-Zug** genannt.

c. Wer einen Brief mit der Post wegschicken will, muß ihn versiegeln oder zukleben, und darauf den Namen und den Wohnort desjenigen, welcher den Brief erhalten soll, deutlich schreiben; auch muß man den Staat oder das Land angeben, in welchem der Wohnort liegt. Dies nennt man die Adresse des Briefes. Dann klebt man eine Briefmarke auf den Brief und wirft ihn im Postgebäude in den Briefkasten.

d. Wenn man sehr schnell von einem Orte zum andern eine Nachricht gelangen lassen will, so bedient man sich des **Telegraphen.** In diesem Fall giebt man diese Nachricht auf einem offenen Zettel in der **Telegraphen-„Office"** (Geschäfts-Lokal) ab, sie wird sogleich durch gewisse Zeichen auf Drähten weiterbefördert. Solche Nachrichten nennt man **telegraphische Depeschen,** und die Drähte, auf denen sie geschickt werden, heißen **Telegraphen-Linien** (Sieh III. Seite 256).

Einige Begriffsbestimmungen.

a. Was alle **Gründe für,** und keinen gegen seine Wirklichkeit hat, ist **gewiß.** — Es ist gewiß, daß zwei und zwei vier ist; daß alle Menschen sterben müssen; daß ich mit jedem Tage älter werde.

b. Was eben so viel Gründe für, als wider oder gegen seine Wirklichkeit hat, ist **ungewiß.** Ob morgen schönes oder regnerisches Wetter sein werde, ist ungewiß; denn aus manchen Gründen kann ich Sonnenschein erwarten, mehrere Gründe lassen mich wohl auch Regen vermuthen.

c. Das, was Etwas bewirkt oder hervorbringt, nennt man die **Ursache.** Das Feuer ist die Ursache von Rauch und Wärme; denn Rauch und Wärme werden durch das Feuer hervorgebracht oder bewirkt.

d. Wirkung ist das, was durch eine Ursache hervorgebracht wird oder entsteht. Wärme und Rauch ist die Wirkung des Feuers. Der Regen macht naß. Der Regen ist die Ursache,

die Nässe die Wirkung. Wo eine Wirkung ist, da muß auch eine Ursache sein. In der Welt geschieht Nichts ohne Ursache.

e. Was eine **schädliche** Wirkung oder **böse** Folgen hervorbringen kann, muß sehr vorsichtig behandelt werden, z. B. ein scharfes Messer, Schießpulver, Feuer, Gift, siedendes Wasser u. s. f. Weshalb wohl?

f. Darum ist es höchst wichtig, die **Wirkungen** der Dinge kennen zu lernen und stets vor Augen zu haben. Wenn dies stets geschähe, wie viel Thorheit und Unglück würde in der Welt weniger sein! So hat die Faulheit eines Kindes in der Schule Unwissenheit, Unwissenheit böse und verkehrte Handlungen, und böse und verkehrte Handlungen endlich haben die Verachtung anderer Menschen, ein böses Gewissen und Strafe zur **Wirkung.** Der Beweggrund für unsere Handlungen darf nur ein guter sein. Wer sich vor seinen **Handlungen** stets fragt, welche **Wirkungen** oder **Erfolge** dieselben haben werden, der wird vor vielen **thörichten** und **schädlichen** Handlungen bewahrt bleiben.

Vor gethan und **nach** bedacht,
Hat Manchen in groß Leid gebracht.

g. Ein **Mittel** muß **zweckmäßig** sein, d. h. es muß durch Anwendung des Mittels der Zweck sicher erreicht werden können. Wenn das Mittel nicht so ist, nennt man es **unzweckmäßig.**

h. Kunz wurde von seinem Vater in die Stadt geschickt. „Halte dich aber unterwegs nicht auf!" sagte ihm der Vater, „daß du nicht in die Nacht hinein kommst." Kunz gedachte seine Sache recht gut zu machen, und fing an aus allen Leibeskräften zu laufen. Dadurch wurde er bald so müde, daß er sich hinsetzen und eine lange Weile ausruhen mußte. Er kam nun sehr spät in die Stadt und noch viel später heim. Kunz hatte unzweckmäßig gehandelt. Warum? Welches war sein Zweck? Welches Mittel wählte er? Konnte dadurch der Zweck erreicht werden? Ein Sprüchwort sagt: **Eile mit Weile.**

i. Der **Zweck** (Absicht) und die **Mittel** sollen aber vor allen Dingen **gut** sein. Das Wort „Absicht" wird oft gleichbedeutend für „Zweck" gebraucht. Wer **böse** Zwecke sich vorsetzt, oder wer zur Erreichung seiner Zwecke **unerlaubte** Mittel anwendet, ist ein **böser** Mensch.

k. Kaspar, ein Schuhmacher, der ein mitleidiges Herz hatte, sah, daß viele arme Menschen keine Schuhe hatten, und keine kaufen konnten. Er faßte daher den guten Vorsatz, diese armen Leute mit Schuhe zu versorgen. War das ein guter Zweck?

Aber da er selbst nicht reich war, so konnte er kein Leder dazu kaufen; **er stahl** es daher. War das ein gutes Mittel? Kaspar war also doch kein guter Mensch. Warum?

1. Die Wahl der besten Mittel zur Erreichung eines Zweckes ist oft nicht so leicht; denn man kann leicht in der Wahl irren. Daher muß der, welcher einen Zweck erreichen will, sehr vorsichtig in der Wahl der Mittel sein und darauf sehen, ob sie **zweckmäßig** oder **unzweckmäßig, erlaubt** oder **unerlaubt** sind.

Aufgabe 1. Suche 10 Beispiele von guten Absichten auf aus der biblischen Geschichte des alten Testamentes!

Z. B. David spielte auf der Harfe, um den König Saul zu erheitern.

Aufgabe 2. Suche 10 Beispiele von solchen Handlungen aus der biblischen Geschichte des neuen Testamentes auf, denen eine böse Absicht zu Grunde liegt!

Z. B. Herodes ließ die Kinder in Bethlehem und der Umgegend umbringen, in der Absicht, das Kind Jesus um so sicherer zu tödten.

Entgegengesetzte Begriffe.

Das, was einem Dinge entgegengesetzt ist, was ihm gerade entgegensteht, heißt das **Gegentheil.** — Das Gegentheil von arm ist reich, von hell — finster, von hoch — niedrig. Von Alter ist das Gegentheil Jugend, von Ordnung — Unordnung, von Fleiß — Faulheit. Von belohnen ist das Gegentheil bestrafen, von aufbauen — niederreißen.

Aufgabe 3. Gieb nun in vollständigen Sätzen von jedem der folgenden Wörter das Gegentheil an:

Groß —, fein —, locker —, leer —, fest —, geschwind —, zahm —, geschickt —, krumm —, nützlich —, leichtsinnig —, freundlich —, wahr —, glatt —, ehrlich —, scharf —, muthig —, ordentlich —, theuer —, aufmerksam —, schön —, billig —.

Aufgabe 4. Suche das Gegentheil von: Nacht, Kälte, Nutzen, Armuth, Freude, Gebot, Freiheit, Frömmigkeit, Unschuld, Gewinn, Klugheit, Macht, Vortheil, Aufrichtigkeit, Krieg, Artigkeit, Finsterniß, Ausgang, Ausgabe, Theil, Herzhaftigkeit.

Aufgabe 5. Gieb noch das Gegentheil von folgenden Wörtern an: mißfallen, gebieten, erschweren, schlafen, vergrößern, auskleiden, trennen, schweigen, verschlimmern, verspielen, erhellen, niederlegen.

Von vielen Dingen giebt es gar kein Gegentheil. Nenne Dinge, von denen sich kein Gegentheil auffinden und angeben läßt?

Erster Abschnitt.

Erste Lektion *). [I.]

1. Morgenspruch.

(Von Schiller.)

1. Verschwunden ist die finstre Nacht,
die Lerche steigt, der Tag erwacht,
die Sonne kommt mit Prangen
am Himmel aufgegangen.
Sie scheint ins Königs Prunkgemach,
sie scheinet durch des Bettlers Dach;
und was in Nacht verborgen war,
das macht sie kund und offenbar.

2. Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
der über jedes Haus gewacht,
mit seinen heil'gen Schaaren
uns gnädig wollt' bewahren.
Wohl Mancher schloß die Augen schwer,
und öffnet sie dem Licht nicht mehr;
drum freue sich, wer neu belebt
den frischen Blick zur Sonn' erhebt.

2. Fragen nach Gott.

1. Wer lehrt die Vögel singen so süß und mannigfalt, und Hirsch und Rehe springen im grünen Buchenwald?

2. Wer heißt die Winde wehen bald stürmisch und bald leis, und Jahreszeiten gehen im wundervollen Kreis?

*) Das aufgegebene Lehr- oder Lernstück.

3. Und wer die Bächlein gleiten herab von stolzer Höh', und stolz die Ströme schreiten zur weiten, tiefen See?

4. Wer hat den Tag gezieret mit goldnem Sonnenschein? Und wer am Himmel führet die tausend Sternelein,

5. Daß sie gleich guten Kindern still gehen ihre Bahn, und nicht einander hindern und sich nicht stoßen an?

6. O sag', wer ist der Eine, der Meister so geschickt, der mit so reichem Scheine die Blüthen hat geschmückt?

7. Der hoch am Himmelskreise sein Zelt gespannet aus und auch mit treuem Fleiße gebaut der Schnecken Haus?

8. Der über Länder zücket die Blitze weiß und blau, und dann das Feld erquicket mit kühlem, frischem Thau?

9. Den Meister groß und milde, den nenne mir geschwind, der dich mit seinem Bilde geziert, mein liebes Kind!

10. Und der, bist du gegangen dem stillen Grabe zu, dich jenseits wird empfangen in seiner ewgen Ruh.

11. Und kannst du mir ihn nennen, so folge ihm auch fromm; dann wird er dich auch kennen und sprechen: Sei willkomm!"

Zweite Lektion. [II.]

3. Abendlied.

(Von Claudius.)

1. Kommst, lieber Abend, wieder
auf unsre kleine Flur;
dir tönen unsre Lieder,
wie schön bist du, Natur!

2. Schon steigt die Abendröthe
herab ins kühle Thal,
bald glänzt in sanfter Röthe
der Sonne letzter Strahl.

3. Allüberall herrscht Schweigen;
nur steigt aus unserm Chor
hier unter grünen Zweigen
ein Danklied noch empor.

4. Kommst, lieber Abend, wieder
auf unsre kleine Flur;
dir danken unsre Lieder,
dir, Vater der Natur.

4. Lob Gottes am Abend in den Alpen.

In einigen Alpenbezirken von Piemont, in denen die Bewohner zerstreut als Hirten wohnen, herrscht eine schöne, fromme Sitte, welche den Hirten einigen Ersatz für das gesellige Leben in ihrer Einsamkeit verschafft. Wenn die Sonne das Thal verlassen hat und ihre letzten Strahlen noch schwach die schneeigen Gipfel der Berge vergolden, nimmt der Hirt, dessen Hütte auf dem höchsten Punkte liegt, sein Alpenhorn und ruft, wie durch ein Sprachrohr: „Lobet den Herrn!" Alle benachbarten Hirten, an der Thür ihrer Hütte stehend, wiederholen der Reihe nach den Schall, so wie sie ihn vernehmen, und so ertönt eine Viertelstunde lang von Fels zu Fels, von Tiefe zu Tiefe, von Berg zu Berg, über die Wolken weg, daß der Himmel wundersam wiederdröhnt, das vielfache Echo: „Lobet den Herrn!" Eine feierliche Stille folgt den letzten Tönen des Horns, und dann fallen alle Hirten ergriffen mit entblößtem Haupt und frommer Andacht auf die Kniee nieder. Und wenn endlich Finsterniß die Berge umhüllt, so erschallt das Horn von Neuem mit einem traulichen „gute Nacht!" und in Frieden ziehen sich nun die Hirten in ihre einsamen Wohnungen zurück, um auszuruhen von den Mühen des Tages.

Dritte Lektion. [III.]

5. Gott der Erhalter.

(Von Clemens Brentano.)

Kein Thierlein ist auf Erden
dir, lieber Gott, zu klein,
du ließ'st sie alle werden
und alle sind sie dein.

Das Vöglein in den Lüften
singt dir aus voller Brust,
die Schlange in den Klüften
zischt dir in Lebenslust.

Die Fischlein, die da schwimmen,
sind, Herr, vor dir nicht stumm,
du höreſt ihre Stimmen,
vor dir kommt keines um.

Vor dir tanzt in der Sonne
der kleine Mückenschwarm,
zum Dank für Lebenswonne
ist keins zu klein und arm.

Sonn', Mond geh'n auf und unter
in deinem Gnadenreich,
und alle deine Wunder
sind sich an Größe gleich.

Kein Sperling fällt vom Dache,
ohn' dich, vom Haupt kein Haar:
O theurer Vater, wache
bei uns auch in Gefahr.

Zu dir, zu dir
ruft Mensch und Thier,
der Vogel dir singt,
das Fischlein dir springt.

Die Biene dir summt;
der Käfer dir brummt,
auch pfeifet dir das Mäuslein klein:
Herr Gott, du sollst gelobet sein.

Zweiter Abschnitt.

Der Mensch.

Vierte Lektion. [IV.]

6. Gott grüße dich.

(Von Sturm.)

1. Gott grüße dich! kein andrer Gruß
gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße dich! kein andrer Gruß
paßt so zu aller Zeit.

2. Gott grüße dich! wenn dieser Gruß
so recht vom Herzen geht,
gilt bei dem lieben Gott der Gruß
so viel wie ein Gebet.

7. Der Blinde und der Lahme.

(Von Gellert.)

1. Von ungefähr muß einen Blinden ein Lahmer auf der Straße finden; sogleich hofft jener freudevoll, daß ihn der Andre leiten soll.

2. „Dir," spricht der Lahme, „beizustehen? Ich armer Mann kann selbst nicht gehen; doch scheint's, daß du zu einer Last noch sehr gesunde Schultern hast. Entschließe dich, mich fortzutragen, so will ich dir die Wege sagen: dann wird dein starker Fuß mein Bein, mein helles Auge deines sein." —

3. Der Lahme hängt mit seinen Krücken sich auf des Blinden breiten Rücken. Vereint wirkt jetzo dieses Paar, was einzeln Keinem möglich war.

4. Du hast das nicht, was Andre haben, und diesen fehlen deine Gaben. Aus dieser Unvollkommenheit entspringet die Geselligkeit.

Fragen. 1. Was ist eine Lektion? — 2. Welche Ueberschrift hat das siebente Lesestück? — 3. Was erfährt man durch die Ueberschrift? — 4. Welchen Sinn drücken die Wörter „Von ungefähr" aus? — 5. Wie kann man den Sinn des ersten Satzes bis zum Strichpunkt mit andern Worten ausdrücken? — 6. Für welches Wort steht „jener?" — 7. Wen fand der Blinde auf der Straße? — 8. Was ist ein Lahmer? — 9. Was hofft der Lahme vom Blinden? — 10. Was erwiederte der Lahme? — 11. Was that der Lahme? — 12. Was gelang ihren vereinten Bemühungen? — 13. Welche Lehre kann man aus obiger Erzählung entnehmen.

Fünfte Lektion. [V.]

8. Das Hirtenbüblein.

(Von Gebr. Grimm.)

1. Es war einmal ein Hirtenbüblein, das war wegen seiner weisen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ das Büblein kommen.

2. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich halten, wie mein eigen Kind.“ Sprach das Büblein: „Wie lauten diese drei Fragen?“ — Der König antwortete: „Wie viel Tropfen Wasser sind im Weltmeere?“ — Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf Erden verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich Euch sagen, wie viel Tropfen im Meere sind! —

3. Sprach der König: „Die andere Frage lautet: Wie viel Sterne stehen am Himmel? Das Hirtenbüblein sagte: „Gebt mir einen großen Bogen weißes Papier!“ und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren, und Einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: „So viel Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papiere; zählt sie nur!“ Aber Niemand war dazu im Stande. —

4. Sprach der König: „Die dritte Frage lautet: „Wie viel Sekunden sind in der Ewigkeit?“ Da sagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt ein Demantberg, der hat eine Stunde in der Höhe, eine Stunde in der Breite und eine Stunde in der Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahre ein Vöglein und wetzt sein Schnäblein daran; und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde in der Ewigkeit vorbei.“ —

5. Sprach der König: „Ich will dich fortan halten, wie mein eigenes Kind.“

Fragen. 1. Warum ließ der König das Hirtenbüblein kommen? — 2. Welche Fragen legte der König dem Hirtenbüblein vor? — 3. Was antwortete das Hirtenbüblein auf jede Frage? — 4. Was sprach der König zuletzt? — 5. Was hat wohl das Hirtenbüblein in den Stand gesetzt, so weise Antworten zu geben? — 6. Hätte das Hirtenbüblein ohne Fleiß und Strebsamkeit berühmt werden können?

9. Der Schütze.

(Von Schiller.)

1. Mit dem Pfeil, dem Bogen,
durch Gebirg und Thal
kommt der Schütz gezogen
früh am Morgenstrahl.

2. Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,*)
durch Gebirg und Klüfte
herrscht der Schütze frei.

3. Ihm gehört das Weite;
was sein Pfeil erreicht,
das ist seine Beute,
was da kreucht und fleucht.

Fragen. 1. Welche Waffen hatte der Schütze? — 2. Womit wird der Schütze verglichen? — 3. Wie war die Gegend beschaffen, durch welche der Schütze lustig und frisch gezogen kam?

Sechste Lektion. [VI.]

10. Die junge Maus und ihre Mutter.

(Von A. G. Meißner nach Camerarius.)

1. Ein junges Mäuschen, das den ersten Ausgang in die freie Luft gewagt und von den Alten tausend gute Lehren auf den Weg erhalten hatte, kam bald und erschrocken in sein Loch zurück.

2. „Ach, liebe Mutter!" rief es, „wie glücklich und auch wie unglücklich hätte ich werden können! Ich war nicht weit von unserer Wohnung, da sah ich ein Thier — etwas Schöneres sah ich noch nie. Es war viel größer, als ihr seid; aber sein Ansehen war so sanft, so niedlich; an seinem glatten, schönen Kopfe hatte es kurze spitzige Ohren; an seinem ganzen Körper bunte, wahrscheinlich weiche Haare; an seinen Pfoten sah ich keine Krallen; sie

*) Der Weih ist ein Raubvogel.

drückten sich gleichsam zusammen, indem es ging. O wie gefiel es mir! — Auch mein Anblick schien ihm zu behagen; denn es legte sich und erwartete mich mit freundlichen Augen. Eben wollte ich zu ihm hüpfen und um seine Freundschaft mich bewerben; da kam ein Unthier — ich zittre noch, wenn ich d'ran denke. Mit großen, ausgespreizten Flügeln, mit dünnen, aber scharfen kralligen Füßen, mit glühenden Augen, mit fürchterlichem Gesichte, das überdies noch ein feuerrother Lappen verunstaltete, und endlich mit einem Schnabel, so lang und so schrecklich! Es öffnete ihn von weitem schon, und sein Geschrei klang so abscheulich, daß ich mich halb leblos hierher flüchtete."

3. „O wohl dir, daß du flohst!" versetzte die Alte, „denn wisse, das Thier, das dir so gefiel, war der Todfeind unsers Geschlechts, die Katze. Nur einen Schritt durftest du ihr näher kommen, und sie hätte dich gewürgt. Jenes Wesen hingegen, welches dich so erschreckte, und doch eigentlich das Leben dir rettete, war ein für uns Mäuse unschädlicher — Hahn."

Jugend, sei vorsichtig in der Wahl deiner Freunde und deines Umgangs! Der Unerfahrene kann oft den Todfeind als seinen Vertrauten, und den wahren Freund als seinen Hasser betrachten.

Fragen. 1. Was rief das Mäuschen der Mutter von dem schönen Thiere zu? — 2. Wie beschrieb das Mäuschen das Unthier? — 3. Welche Lehre ist bei dieser Fabel zu merken?

Siebente Lektion. [VII.]

11. Fritz Oberlin.

Fritz Oberlin, der zwölfjährige Sohn eines wackern Professors in Straßburg, ging eines Tags über den Markt; da sah er, wie einige ungezogene Knaben einem Bauernweib ihren Korb mit Eiern vom Kopfe stießen. Das Weib war trostlos. Fritz sieht die Buben mit einem durchbohrenden, strafenden Blick an, schilt ihre Unart mit dem ihm eigenen Muthe tüchtig aus und tröstet das weinende Weib. Dann bittet er sie, Etwas zu warten und läuft spornstreichs nach Hause zu seiner Sparbüchse, die, wie er weiß, voll ist. Im Fluge kommt er zurück, schüttet den

ganzen Inhalt der Sparbüchse in die Schürze der überraschten Bäuerin aus und ist auch sogleich wieder fort, ohne ihren Dank abzuwarten. —

Fragen. 1. Was sah Fritz auf dem Markt? — 2. Wie strafte Fritz die bösen Buben? — 3. Was that Fritz um das Weib zu trösten? — 4. Welchen Eindruck machte das Geschenk auf die Bäuerin? — 5. Warum mußte nach diesem Vorfall Fritz sich glücklicher fühlen als die bösen Buben?

Achte Lektion. [VIII.]

12. Till Eulenspiegel. A.

1. Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt, als Vielen, die ihn gern belachen, und der vielleicht, um Andre klug zu machen, das Amt des Albernen gewählt, (wer kennt nicht Tills berühmten Namen?) Till Eulenspiegel zog einmal mit Andern über Berg und Thal. So oft als sie zu einem Berge kamen, ging Till an seinem Wanderstab den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab; allein wenn sie berganwärts stiegen, war Eulenspiegel voll Vergnügen.

2. Warum, fing Einer an, gehst du bergan so froh? bergunter so betrübt? Ich bin, sprach Till, nun so. Wenn ich den Berg hinunter gehe, so denk' ich Narr schon an die Höhe, die folgen wird, und da vergeh't mir denn der Scherz; allein, wenn ich berganwärts gehe, so denk' ich an das Thal, das folgt, und fass' ein Herz.

3. Willst du im Glücke nicht dich ausgelassen freun, im Unglück nicht unmäßig kränken, so lerne klug wie Eulenspiegel sein, im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Fragen. 1. Warum hat Till sich wahrscheinlich albern gestellt? — 2. Weswegen ging Till bergan so froh? — 3. Warum bergunter so betrübt?

13. Denksprüche.

1. Ein frohes Herz, gesundes Blut
ist besser als viel Geld und Gut.

2. Deine eigne Hand dich nähren soll,
so lebst du recht und es geht dir wohl.

3. Schweigen bis zu rechter Zeit
übertrifft Beredtsamkeit.

4. Laß deinen Mund verschlossen sein,
so schluckst du keine Fliegen ein.

5. Im Unglück hab' einen Heldenmuth;
trau' Gott, es wird noch Alles gut.

6. Es ist auf Erden keine bessere List,
als wer seiner Zunge Meister ist.

7. Gute Sprüche, weise Lehren
soll man üben, nicht bloß hören.

8. Wer sein Bette macht am Morgen,
braucht am Tag nicht mehr zu sorgen.

9. Wer auf jede Feder acht,
nie das Bette fertig macht.

10. Still von Mund und treu von Handen
macht frei reisen in allen Landen.

Fragen. Haben Denksprüche von ein paar Worten wohl auch einen tiefen Sinn, und können sie Einsicht in das Leben geben? — 2. Was ist der Sinn des zehnten Denkspruchs? — 3. Warum soll man sich die Sprüchwörter in das Gedächtniß einprägen?

Neunte Lektion. [IX.]

14. Wie's Kätzlein schreibt.

(Von Burgwardt.)

1. Was Lustiges, Kinder, gebt Acht! wie's Kätzlein dem Hans die Aufgabe gemacht. 's war draußen ein arger Regentag, und Hans mußte zu Hause bleiben; er sollte für die Schule ein Brieflein schreiben. Hans wäre lieber in der Stube herumgesprungen; sein „Höst!" und „Hott!"*)

*) „Hott," Ausruf der Fuhrleute, um die Zugthiere rechts und „Höst," um sie links zu lenken.

war aber so laut, daß die Mutter vom Nähzeug aufschaut und den Steckenreiter zum Tische treibt. Weil Hans aber nicht gern schreibt, so weint er und sagt: die Tinte sei dick, die Feder spritze, das Papier finde er nimmer. Da sagt die Mutter mit ernstem Blick: „So geht's den faulen Leuten immer." Hans schämt sich und wird mäuschenstill; er kaut an der Feder und weiß nicht, was er schreiben will; er gähnt, er dehnt sich, er reckt und streckt sich, er legt den Kopf in die linke Hand und denkt allerhand, da fallen ihm die Augen zu, und bald nickt er und schnarcht dazu. Die Mutter hat's wohl gesehen; sie schüttelt den Kopf und läßt es geschehen.

2. Da kommt das Kätzlein vom Ofen herunter und springt in der Stube herum gar munter; und hops! es springet frisch von den Sesseln auf den Tisch. Es schnüffelt an der Feder, nimmt sie ins Maul und tanzt auf dem Tisch nicht faul. Aber, aber, wer hätt's gedacht! das Kätzlein springt über Hänschens Arm, da kommt's mit dem dünnen Bein in's Tintenfaß hinein! O weh, das garstige Tintenfaß! Wie ist das Füßlein schwarz und naß! Das Kätzlein hopft mit gefärbtem Bein gar fein auf dem Papier herum, und malt, gar nicht dumm, eine Menge Blümlein dem Hans in den Brief hinein; ein Maler könnt' es besser nicht, sie sahen aus wie Vergißmeinnicht. Dem Kätzlein wird die Pfote kalt, da macht es Halt. Es beschaut und beschnüffelt den Fuß, der war so schwarz wie Ofenruß; es schlenkert und schüttelt das wüste Bein, da fallen viel Flecken in den Brief hinein. Dann hüpft es auf der Mutter Wort auf Hänschens Kopf und springet fort. — Die Mutter lacht und Hans erwacht. Er reibt die Augen und schaut und schaut; dann schaut er auf und schmälet laut, es habe ihn ein Schalk verirt*) und ihm die Tinte auf Papier und Hände geschmiert. Und als er's heulend der Mutter klagt, da lacht sie den Faulenzer aus und sagt: „Wärst du immer liegen geblieben! 's Kätzlein hat dir ja die Aufgab' geschrieben."

Fragen. 1. Warum hat die Mutter den Hans zum Tische getrieben? — 2. Was hat der Hans am Tische gemacht? — 3. Wie hat das Kätzlein geschrieben? — 4. Warum hat die Mutter so gelacht? — 5. Was sagte die Mutter zuletzt? — 6. Was meinte sie dabei?

*) necken.

15. Räthsel.

1. Von mir gewinnet deine Mutter
kostbare Milch und Käs und Butter.
Dein Vater nimmt mir alle Jahr'
mein dichtes, weiches, krauses Haar.
Das giebt dir Hut und Strumpf und Kleider,
Das nährt den Weber und den Schneider.

2. Mein Fleisch giebt euch gesunde Speise;
mein Fell nützt ihr auf manche Weise;
mein Fett erleuchtet euch die Nacht;
aus mir wird Tischlerleim gemacht —
könnt ihr errathen wie ich heiße?

Zehnte Lektion. [X.]

16. Die wahren Güter.

Der griechische Weise Antisthenes sagte oft bei seinem Unterrichte: „Man muß sich solche Güter erwerben, die, wenn wir Schiffbruch leiden, mit uns ans Land schwimmen."

17. Die Fabel geht dich an.

(Nach Luther.)

1. Die alten Weisen haben eine gute Art erfunden, wie man den Menschen die Wahrheit fein zeigen mag, ohne sie ihnen grob ins Gesicht zu sagen. Sie hielten ihnen nämlich einen wunderbarlichen Spiegel vor, darin allerlei Gethier und seltsame Dinge vor das Auge kamen und ein eben so ergötzliches als erbauliches Spiel machten. Das nannten sie eine Fabel, und was nun die Thiere Thörichtes oder Kluges darin verrichteten, das mochten die Menschen auf sich beziehen und bei sich denken: Die Fabel geht dich an. Und also konnte es Niemand für ungut nehmen. Als zum Exempel.

2. Da waren zwei Berge, und auf jedem Berge stand ein Schloß, und ein Hund durchlief das Thal und schnüffelte vor sich hin, als suche er Rebhühner oder Mäuse, um seinen Hunger zu stillen.

3. Da erklingt auf einmal die Trompete auf dem einen Schloß, wie dies in derselbigen Zeit zu geschehen pflegte, wenn zum Essen gerufen wurde, und der Hund läuft sogleich den Berg hinauf, um hier etwas zu erschnappen. Wie er aber auf der Mitte des Berges ist, da hört der Trompeter auf zu blasen, und es fängt der Trompeter auf dem andern Schlosse an.

4. Da denkt der Hund: Hier hat man schon gegessen, und dort wird man essen; und springt wieder herab und den andern Berg hinauf. Jetzt aber fängt der erste wieder zu trompeten an, und der andere hört auf; und der Hund läuft nun wieder herab und wieder hinauf, und macht so fort, bis endlich alle beide Trompeter still schweigen, und die Mahlzeit da und dort vorüber ist.

Elfte Lektion. [XI.]

18. Bild des menschlichen Lebens.

(Von Jakobs.)

Im Osten erhob sich der Mond und schwamm wie ein leichter Nachen in dem Wiederschein des Abendroths. Die Kinder zeigten ihn ihrem Vater. „Wie schön und zart ist er," sagte Alwin; „so sieht er nicht immer aus! „„Er ist in seiner Kindheit,"" erwiderte der Vater. „„Mit jedem Tage wird er wachsen, und sein Licht wird zunehmen, bis er uns die ganze volle Scheibe zeigt. Vielleicht werden ihn bisweilen Wolken bedecken und er wird sein Angesicht gleichsam verhüllen. Nach einiger Zeit wird er wieder abnehmen und kleiner werden, bis er endlich ganz verschwindet, um ein vollkommenes Bild des menschlichen Lebens zu werden."" — „Ich verstehe nicht, was du meinst," sagte Theodor. „O ja," fiel Alwin ein; „ich weiß, was du sagen willst: Der Mensch nimmt auch zu und ab, er glänzt eine Zeit lang über der Erde; dann verschwindet er und wird im Grabe verborgen." „„Und die Wolken, die

den Mond bisweilen umhüllen?"" sagte der Vater. — „Diese weiß ich nicht zu deuten." — „„Es sind die Unfälle, die dem Menschen begegnen,"" fuhr der Vater fort. „„Kein Leben ist noch so glänzend über die Erde hinweggezogen, jedes hat seine trüben Tage gehabt. Aber an dem unschuldigen und guten Menschen ziehen die Wolken vorüber, und die Ruhe seiner Seele bleibt ungestört. Und wenn er endlich vor unsern Augen verschwindet, so geht er nicht zu Grunde, sondern strahlt in einer andern Gegend ewig dauernd und unveränderlich.""

19. Das Riesenspielzeug.

(Nach Gebr. Grimm.)

Auf der Burg Rideck, die auf einem hohen Berge im Elsaß liegt, waren die Ritter vor Zeiten große Riesen. Einmal ging das Riesenfräulein herab ins Thal, wollte sehen, wie es da unten wäre, und kam aus dem Walde auf ein Ackerfeld, das gerade von den Bauern bestellt ward. Da blieb das Riesenfräulein vor Verwunderung stehen und schaute den Pflug an und die Pferde und Leute, das ihr alles etwas Neues war. „Ei," sprach sie, „das ist ein niedliches Spielzeug, das nehme ich mir mit." Und ging herzu, kniete zur Erde, spreitete ihre Schürze aus, strich mit der Hand über das Feld, fing Alles zusammen und that's hinein. Nun lief sie fröhlich nach Haus, den Felsen hinauf springend. Wo der Berg so jäh ist, daß ein Mensch mühsam klettern muß, da that sie einen Schritt und war oben. Der Ritter saß grade am Tische, als sie eintrat. „Ei mein Kind," sprach er, „was bringst du da, die Freude schaut dir ja aus den Augen heraus!" Sie machte geschwind ihre Schürze auf und ließ ihn hinein sehen. „Was hast du so Zappeliges darin?" „Ei, Vater, gar zu artiges Spielding! so was Schönes hab' ich mein Lebtag noch nicht gehabt!" Darauf nahm sie Eins nach dem Andern heraus und setzte es auf den Tisch: den Pflug, die Bauern mit ihren Pferden; lief herum, schaute es an, lachte und schlug vor Freude in die Hände, wie sich das kleine Wesen darauf hin und her bewegte. Der Vater aber sprach: „Kind, das ist kein Spielzeug, da hast du was

Schönes angerichtet! Gehe nur gleich und trag's wieder hinab ins Thal." Das Fräulein weinte, es half aber nichts. „Mir ist der Bauer kein Spielzeug," sagte der Ritter ernsthaftig, „ich leid's nicht, daß du mir murrst, krame Alles sachte wieder ein und trag's an den nämlichen Platz, wo du's genommen hast. Baut der Bauer nicht sein Ackerfeld, so haben wir Riesen nichts zu leben auf unserm Felsennest."

Zwölfte Lektion. [XII.]

20. Der Tanzbär.

(Von Gellert.)

1. Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen,
entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen
und brummten freudig durch den Wald;
und wo ein Bär den andern sah,
so hieß es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
für Abenteuer ausgestanden,
was er gesehn, gehört, gethan,
und fing, da er vom Tanzen red'te,
als ging' er noch an seiner Kette,
auf polnisch schön zu tanzen an.

2. Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
bewunderten die Wendung seiner Glieder,
und gleich versuchten es die Brüder.
Allein, anstatt wie er zu gehn,
so konnten sie kaum aufrecht stehn,
und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
Fort, schrieen alle, fort mit dir!
Du Narr willst klüger sein als wir? —
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

21. Kindesundank.

1. Man findet gar oft, daß Menschen im Alter von ihren Kindern wieder eben so behandelt werden, wie sie einst ihre alten und kraftlosen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernen's von den Eltern. Sie sehen's und hören's nicht anders und folgen dem Beispiel.

2. Ein wohlhabender Bürger, ein rechtschaffener, aber etwas wunderlicher Mann, hatte sein einträgliches Gewerbe früh seinem einzigen Sohne abgetreten und fürchtete nicht, der Sohn werde es ihm mit Undank vergelten. Aber dem Sohne ward es zu schwer, die Launen des Vaters zu ertragen, und er schickte ihn endlich in das Hospital, wo mehrere bejahrte Männer und Frauen auf Kosten ihrer Anverwandten verpflegt wurden; da, meinte er, könne sein Vater ganz nach seinem eigenen Willen leben und seine Tage in Ruhe beschließen. Der Alte ließ es sich gefallen und wollte nicht den eigenen Sohn vor der Welt des Undanks beschuldigen. Nach einiger Zeit klagte aber der Alte oft über Frost und ließ den Sohn um einige wollene Decken bitten, damit er sich Nachts besser erwärmen möge. Der Sohn schickte ihm auch wirklich zwei Decken durch seinen achtjährigen Knaben, den Enkel des alten Hospitaliten *). Aber der Knabe brachte dem Großvater nur die eine der beiden Decken, die andere legte er sorgsam zusammen und verwahrte sie in einer Lade.

3. „Warum hast du das gethan?" fragte ihn der Vater voller Verwunderung. „Aus Vorsicht," war die Antwort des Knaben; „denn wenn Ihr, Vater, im Hospital sein werdet und wenn's Euch dann frieren wird, wie jetzt den Großvater, da will ich Euch dann auch eine wollene Decke schicken." Die Antwort des Knaben fiel dem Manne schwer auf das Herz, und noch an demselbigen Tage holte er den Vater aus dem Hospital zurück, pflegte ihn bis an sein Ende und ertrug alle seine Launen, wie ein Sohn des Vaters Launen ertragen soll.

*) Eine Person die im Hospitale verpflegt wird.

Dreizehnte Lektion. [XIII.]

22. Der Edelknabe.

1. Ein berühmter preußischer General war in seiner Jugend Edelknabe an dem Hofe Friedrichs des Großen. Er hatte keinen Vater mehr, und seine Mutter nährte sich in ihrem Wittwenstande kümmerlich. Als guter Sohn wünschte er, sie unterstützen zu können; aber von seinem Gehalte ließ sich nichts entbehren. Doch fand er endlich ein Mittel, etwas für sie zu erwerben. Jede Nacht mußte einer von den Edelknaben in dem Zimmer vor dem Schlafgemache des Königs wachen, um diesem aufzuwarten, wenn er etwas verlangte. Manchen war dieses zu beschwerlich, und sie übertrugen daher, wenn die Reihe sie traf, ihre Wachen gern einem Andern. Der arme Page (sprich Pasche, Edelknabe) fing an, diese Wachen für Andere zu übernehmen; sie wurden ihm vergütet, und das Geld, welches er dafür erhielt, schickte er dann seiner Mutter.

2. Einst konnte der König des Nachts nicht schlafen und wollte sich etwas vorlesen lassen. Er klingelte, er rief; allein es kam Niemand. Endlich stand er selbst auf und ging in das Nebenzimmer, um zu sehen, ob kein Page da wäre. Hier fand er den guten Jüngling, der die Wache übernommen hatte, am Tische sitzen. Vor ihm lag ein Brief an seine Mutter, den er zu schreiben angefangen hatte; allein er war während des Schreibens eingeschlafen. Der König schlich herbei und las den Anfang des Briefes, welcher so lautete: „Meine beste, geliebteste Mutter! Jetzt ist es nun schon die dritte Nacht, da ich für Geld Wache halte. Beinahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indeß freue ich mich, daß ich nun wieder zehn Thaler für Sie verdient habe, welche ich Ihnen hierbei schicke." Gerührt über das gute Herz des Jünglings, ließ der König ihn schlafen, ging in sein Zimmer, holte zwei Rollen mit Dukaten*), steckte ihm in jede Tasche eine, und legte sich wieder zu Bette.

3. Als der Edelknabe wieder erwachte und das Geld in seinen Taschen fand, konnte er wohl denken, wo es hergekommen sei. Er freute sich zwar darüber, weil er nun seine Mutter besser unterstützen konnte, doch erschrak er auch zugleich, weil der König ihn schlafen gefunden hatte.

*) Ein Dukate ist eine Goldmünze von dem Werth von $2.

Am Morgen, sobald er zum Könige kam, bat er wegen seines Dienstfehlers demüthig um Vergebung und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der gute König lobte seine kindliche Liebe, ernannte ihn sogleich zum Offizier und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, um sich alles anzuschaffen, was er zu seiner neuen Stellung brauchte. Der treffliche Sohn stieg hernach immer höher und diente den preußischen Königen als ein tapferer General bis in sein hohes Alter. — Sir. 3, 16.: Der Wohlthat, den Eltern erzeigt, wird nimmermehr vergessen werden.

23. Der Bauer und sein Sohn.

(Von Gellert.)

1. Ein guter, dummer Bauernknabe, den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm, und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe, recht dreist zu lügen, wieder kam, ging kurz nach der vollbrachten Reise mit seinem Vater über Land. Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand, log auf die unverschämt'ste Weise. „Ja, Vater," rief der unverschämte Knabe, „ihr mögt es glauben oder nicht, so sag' ich's euch und Jedem ins Gesicht, daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe, hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt, der — ja! ich bin nicht ehrenwerth, wenn er nicht größer war als euer größtes Pferd."

2. „Das," sprach der Vater, „nimmt mich Wunder; wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn. Wir, zum Exempel, gehn jetzunder und werden keine Stunde gehn, so wirst du eine Brücke sehn, wir müssen selbst darüber gehn, die hat dir Manchen schon betrogen; denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein: auf dieser Brücke liegt ein Stein, an den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen, und fällt und bricht sogleich ein Bein."

3. Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen. „Ach!" sprach er, „lauft doch nicht so sehr! Doch, wieder auf den Hund zu kommen, wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär'? Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören. Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr. Allein das wollt' ich wohl beschwören, daß er so groß als mancher Ochse war."

4. Sie gingen noch ein gutes Stücke; doch Fritzen schlug das Herz; wie konnt' es anders sein? Denn Niemand bricht doch gern ein Bein. Er sah nunmehr die richterische Brücke und fühlte schon den Beinbruch halb. „Ja, Vater," fing er an, „der Hund, von dem ich red'te, war groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte, so war er doch viel größer als ein Kalb."

5. Die Brücke kommt, Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen! Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geschwind. „Ach, Vater!" spricht er, „seid kein Kind und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen. Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen: der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind."

Vierzehnte Lektion. [XIV.]

24. Der Frosch und die Maus.

1. Eine Maus wäre gern über ein Wasser gewesen und konnte nicht, und bat einen Frosch um Rath und Hülfe. Der Frosch war ein Schalk und sprach zur Maus: Binde deinen Fuß an meinen Fuß, so will ich schwimmen und dich hinüber ziehen.

2. Da sie aber aufs Wasser kamen, tauchte der Frosch unter und wollte die Maus ertränken. Indem aber die Maus sich wehret und arbeitet, fliegt ein Weihe daher und erhaschet die Maus, zieht aber auch den Frosch mit heraus und verzehret sie beide.

25. Zufriedenheit.

1. Ein weiser Mann erzählt von sich: Ich habe mich in keiner Widerwärtigkeit sehr gegrämt, es mochte mir auch so schlimm gehen, als es wollte, außer ein einziges Mal, als ich barfuß gehen mußte, weil ich nicht so viel Geld hatte, mir Schuhe zu kaufen.

2. Ich ging ganz traurig in einen Tempel und traf hier einen Menschen, der keine Füße hatte. Als ich ihn sah, war ich mit meinen bloßen Füßen gerne zufrieden, und ich dankte meinem Gott herzlich, daß ich, wenn schon ohne Schuhe, doch gehen konnte. Der unglückliche Mensch wäre ja gerne barfuß gegangen, wenn er nur Füße gehabt hätte.

Fünfzehnte Lektion. [XV.]

26. Der Wolf und der Mensch.

1. Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menschen. Kein Thier, sagte er, könne ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu retten. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch wohl auf ihn losgehen!" „Dazu kann Rath werden," sagte der Fuchs, „komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen." Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs ging mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerst kam ein alter abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?" fragte der Wolf. „Nein," antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen." Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?" — „Nein, das will erst einer werden." Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Da sprach der Fuchs zum Wolfe: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen, ich aber will mich fort in meine Höhle machen."

2. Der Wolf ging nun auf den Menschen los. Der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: Es ist Schade, daß ich keine Kugel geladen habe; doch legte er an und schoß dem Wolfe das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts. Da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe. Da zog dieser seinen Hirschfänger und gab ihm links und rechts tüchtige Hiebe, daß er über und über blutend und heulend zum Fuchse zurücklief.

3. „Nun, Bruder Wolf," sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?" „Ach," antwortete der Wolf, „so hab ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt. Erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein; da flog mir Etwas ins Gesicht, das kitzelte mich ganz entsetzlich. Darnach blies er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase, wie Blitz und Hagelwetter; und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe; damit hat er so auf

mich losgeschlagen, daß ich beinahe todt liegen geblieben wäre." — „Siehst du," sprach der Fuchs, „was für ein Prahlhans du bist?"

27. Der Alte und sein Sohn.

(Von F. P. L. Canitz.)

1. Merk' auf, ich bitte dich, wie's jenem Alten ging,
der, um die Welt zu sehn, noch an zu wandern fing.
Ein Esel trug ihn fort, sein Sohn war sein Gefährte.
Als nun der sanfte Ritt kaum eine Stunde währte,
hielt ihn ein Reisender mit diesen Worten an:
„Was hat Euch, lieber Mann, das arme Kind gethan,
daß Ihr's laßt neben Euch auf schwachen Füßen traben?"
Da stieg der Vater ab und wich dem müden Knaben.

2. Doch, als er dergestalt die Liebe walten ließ,
sah er, daß man hernach mit Fingern auf ihn wies.
„Ihr könntet ja mit Recht," hört er von andern Leuten,
zum wenigsten zugleich mit Eurem Buben reiten."
Er folgte diesem Rath; und als er weiter kam,
erfuhr er, daß man ihm auch dieses übel nahm.
Es schrie der ganze Markt: „Ihr thut dem Thiere Schaden!
Wer wird in aller Welt sein Vieh so überladen?"
Der Alte, der noch nie die Welt so wohl gekannt,
nahm seinen Weg zurück, wie er's am besten fand,
und sagte: Sollt' ich mich in alle Menschen schicken,
so packten sie mir gar den Esel auf den Rücken.

Sechzehnte Lektion. [XVI.]

28. Denksprüche.

1. Arbeite gern, so hilft dir Gott;
wer faul ist, hat nur Schand' und Spott.

2. Dein Hauptgeschäft auf Erden
sei: weiser und stets besser werden.

3. Versprechen und Halten
ziemt Jungen und Alten.

4. Es sei dir Nichts so sehr als Eigensinn verhaßt;
durch ihn wird man der Welt, so wie sich selbst zur Last.

5. Die Wahrheit rede stets, und wag' es nie zu lügen;
du kannst die Menschen zwar, doch niemals Gott betrügen.

6. Gieb Acht, daß nie dein Herz den weisen Spruch vergesse:
„Man isset, daß man lebt, und lebt nicht, daß man esse."

7. Hilf den Bekümmerten mit Worten und mit Händen;
gieb reichlich und gieb gern, doch ohne zu verschwenden.

8. Nimm auch dem kleinsten Wurm ohn' Ursach nicht sein Leben;
er hat es nicht von dir, Gott hat es ihm gegeben.

9. Wie freut ein guter Mensch sich bei des Andern Leiden;
er weint bei Andrer Schmerz, ist froh bei Andrer Freuden.

10. Ist es dir angenehm, wenn dich die Eltern lieben,
so mußt du sie auch nie durch Eigensinn betrüben.

29. Räthsel.

(Von Castelli.)

1. Es sind zwei kleine Fensterlein
in einem großen Haus:
da schaut die ganze Welt hinein,
die ganze Welt heraus.

2. Ein Maler sitzet immer d'rin,
malt, was der Erde Schoos
umfasset, auf ein Fleckchen hin,
wie eine Erbse groß.

3. Auch was der Hausherr denkt und sieht,
malt er ans Fenster an,
daß Jeder, der vorüber geht
es deutlich sehen kann.

4. Und freut der Herr im Hause sich,
und nimmt der Schmerz ihn ein,
dann zeigen öfters Perlen sich
an beiden Fensterlein.

5. Ist's schönes Wetter, gute Zeit,
da sind sie hell und lieb;
wenn's aber fröstelt, stürmt und schneit,
dann werden sie gar trüb.

6. Und geht des Hauses Herr zur Ruh',
nicht braucht er dann ein Licht;
dann schlägt der Tod die Laden zu,
und ach, das Fenster bricht.

30. Der edle Feldherr.

Der Feldherr Antigonus hörte einst vor seinem Zelte zwei Soldaten sehr schimpflich von sich reden. Nachdem er eine Weile zugehört hatte, trat er hinaus und sprach zu ihnen: „Wenn ihr so von mir reden wollt, so geht wenigstens auf die Seite, damit ich es nicht höre."

31. So geht's dem Neugierigen.

König Heinrich der Vierte von Frankreich rüstete sich zu einem Kriege. Niemand wußte, gegen wen. Einer von den neugierigen Hofleuten fragte ihn geradezu, als er allein mit ihm war. „Kannst du schweigen?" fragte der König. — „O, gewiß, Eure Majestät!" — „Ich auch!" sagte der König und ließ ihn stehen.

Siebenzehnte Lektion. [XVII.]

32. Seelengröße einer Dienstmagd.

1. Ein Müller in Franken hörte des Abends seinen Hund, der gewöhnlich angelegt war, mit der Kette durchs Haus rasseln und befahl seiner Magd, ihn wieder anzuketten. Kaum aber war sie aus der Stube getreten, als sie vom Hunde angefallen und durch einige Bisse verwundet wurde. Auf ihr Geschrei wollte der Müller mit den Seinigen zu Hülfe eilen; sogleich aber faßte sie sich, riß die Thür zu und rief: „Bleibt! bleibt! der Hund ist toll! Ich bin schon gebissen und will ihn allein anlegen!"

2. Sie schleppte ihn mit sich fort und empfing noch einige Wunden, ohne ihn loszulassen. Sie band ihn an, und so wurde er getödtet. Der Müller eilte sogleich nach einem Arzte; die Wunden der armen Magd aber waren zu zahlreich, als daß man hätte hoffen können, das Eindringen des Wuthgiftes ganz zu hindern. Sie selbst gab sogleich alle Hoffnung auf, ging ruhig in ihre Kammer, warnte noch Jedermann, ihr, wenn die schrecklichen Wirkungen des Giftes sich äußern sollten, zu nahe zu kommen und erwartete nun mit Ergebung ihr Schicksal. Nach einigen Tagen zeigten sich die ersten Anfälle, aber, ohne daß diese zu einem allzuheftigen Ausbruch kamen, gab sie, von allen edlen Menschen bewundert und beweint, ihren Geist auf.

33. Spiele nicht mit Schießgewehren.

1. Zu Paris in Frankreich lebte ein Kaufmann, der kürzlich noch zwei Söhne hatte. Der älteste war ungefähr sieben, der jüngste erst sechs Jahr alt. Beide wurden von ihren Eltern auf das zärtlichste geliebt. Ihr Vater, der Kaufmann, mußte oft in Geschäften große Reisen zu Pferde machen und pflegte alsdann zu seiner Sicherheit ein Paar geladene Pistolen mit sich zu führen. Wenn er zurückkam, schoß er dieselben gemeiniglich los, oder zog die Ladung zu Hause heraus, damit Niemand sich oder Andern Schaden damit thun möchte. Dessen ungeachtet hatte er seinen Söhnen ein- für allemal verboten, sowohl die Pistolen, als auch irgend ein anderes Schießgewehr in die Hand zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wissen, und sich oder Andere leicht verletzen können. Ueberhaupt gab er ihnen die Regel, auch wenn sie erwachsen sein würden, mit dergleichen Gewehren niemals zu spaßen, weil daraus schon oft großes Unglück entstanden sei.

2. Vor einiger Zeit kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück, aber weil er in Kurzem wieder aufs neue abzureisen gedachte, so hatte er diesmal die Pistolen nicht abgeschossen. Er legte sie in seine Kammer. Daß seine Söhne sie da anrühren würden, besorgte er nicht; denn er hatte es ihnen ja ein- für allemal verboten. Aber was geschah? Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, spielten Wilhelm und Christian (so hießen die beiden Knaben) in eben dieser Kammer. Die Pistolen lagen auf dem Tische. „Laß uns einmal Soldaten spielen!“ sagte Wilhelm zu seinem jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm und ihm die andere reichte.

3. „Du!" antwortete Christian, „weißt du nicht, daß es uns verboten ist, die Pistolen anzurühren?"

4. „Wohl wahr," sagte Wilhelm; „aber wir wissen ja, daß sie nicht geladen sind, denn der Vater sagte ja neulich, daß er sie immer erst abschieße, ehe er nach Hause komme. Und verderben werden wir ja auch Nichts daran! Sieh'nur, ich weiß schon recht gut, wie man den Hahn aufziehen muß," — und so zog er den Hahn an beiden Pistolen auf. — „Vater wird wohl nur gemeint haben, daß wir keine geladene Pistolen anfassen sollen. — Nun stelle dich dahin, und gieb Acht, wie ich commandire! Wenn ich Feuer rufe, so mußt du abdrücken."

5. So standen Beide einander gegenüber, und Wilhelm commandirte: „Achtung! — Präsentirt das Gewehr! — Legt an! — Feuer!"

6. Mit diesem Worte drückten Beide los, und Beide fielen nieder und wälzten sich in ihrem Blute.

7. Auf den Knall der beiden Pistolen kam die Mutter voll Bestürzung herbeigerannt, und — o Himmel! welch ein Anblick! Ohnmächtig sank sie, nachdem sie von Christian in wenigen abgebrochenen Worten den Hergang der Sache vernommen hatte, bei ihren Kindern nieder, die in demselben Augenblicke den letzten Athemzug thaten. Da sie von dem herbeigelaufenen Gesinde wieder zu sich selbst gebracht wurde, waren ihre Söhne schon verschieden.

8. Den lauten Jammer der Mutter, welcher nun erfolgte, und das stumme Härmen des unglücklichen Vaters, dem bei seiner Nachhausekunft der bloße Anblick seiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geschichte sagte, kann keine Feder beschreiben.

Achtzehnte Lektion. [XVIII.]

34. Der Löwe und der Fuchs.

(Von Gleim.)

1. „Herr Löwe," sprach der Fuchs, „ich muß es dir nur sagen, mein Verdruß nimmt sonst kein Ende: Der Esel spricht von dir nicht gut; er sagt, was ich an dir zu loben fände, das wüßt' er nicht; auch gäbst du keine Proben von Großmuth und Gerechtigkeit; du würgtest ohne Unterschied; er könne dich nicht loben."

2. Ein Weilchen schwieg der Löwe still; dann sprach er: „Fuchs, der spreche, was er will; denn was von mir ein Esel spricht, das acht' ich nicht!"

35. Die gelegene Zeit.

1. Ein fleißiger Landmann, der immer darauf bedacht war, sein Feld zu verbessern, hatte einige Aecker, die mit Kieselsteinen wie besäet waren. Diese mußten weggeräumt werden. Und er vertheilte die Arbeit unter seine Kinder, daß sie die Steine zusammenlesen und wegtragen möchten.

2. Es war schönes Frühlingswetter. Da sprach er zu den Kindern: „Machet euch jetzt an die Arbeit, weil es gelegene Zeit und die Witterung günstig ist.“ Und sie machten sich auch frisch und fröhlich daran, bis auf Franz, der die Arbeit aufschob und sich mit mancherlei Spielen in Gesellschaft Anderer belustigte. Schon hatten sie ihr Geschäft vollendet, als Franz noch keinen Anfang damit gemacht hatte. „Wann willst du,“ fragten sie ihn, „die Steine vom Acker lesen? Siehe, wir sind schon längst mit der Arbeit fertig, und du hast noch nicht einmal einen Anfang gemacht!“ — „O!“ sprach er, „ist nicht das Jahr lang und der Sommer vor der Thür? Was gilt's, da werde ich in einem Tage mehr zu Stande bringen, als ihr in einer ganzen Woche habt fertig bringen können.“

8. Als aber die Sonne höher am Himmel stieg, und die Luft und der Erdboden erhitzt ward durch ihre Strahlen, scheute er sich; denn die Arbeit war ihm zu schwer, und der Schweiß floß ihm von der Stirne, wenn er's versuchte, und er erlag unter der mühenden Last. Da sprach er bei sich selbst: „Ich will harren, bis die kühle Herbstzeit kommt; dann wird dies Geschäft mir leicht sein, und ich werde es ohne Beschwerde vollenden.“ So verstrich der Sommer, und die Luft ward abgekühlt durch den Wind, der von Norden her wehete. Nun wollte er sich wirklich mit Eifer daran machen.

4. Aber siehe, kaum hatte er angefangen, so vertrieben ihn heftige und anhaltende Regengüsse von seiner Arbeit, und er kehrte durchnäßt vom Felde heim. „Auch diese werden aufhören,“ sprach er, „wie viele schöne und heitere Tage bringt nicht der Winter, wenn der Herbst mit seinen rauhen Stürmen vorüber ist.“ — So sprach er, und der Winter nahete sich.

5. Als nun die Luft sich erheitert hatte, und die Stürme schwiegen, und die Sonne vom unbewölkten Himmel herabschien, eilte er hinaus auf den Acker. Aber mit welcher Bestürzung nahm er seinen Irrthum und seine Thorheit zu spät wahr! Die Steine abzulesen war ihm jetzt unmöglich, denn der Frost hatte den Erdboden verschlossen und hielt die Steine darin gefangen, und er mußte nach Hause zurückkehren.

Neunzehnte Lektion. [XIX.]

36. Die beiden Bauern.

(Von Pfeffel.)

Zwei Bauern, Hein und Kilian,
die nachbarlich auf einen Jahrmarkt stiegen,
durchstrichen einen Wald. Hein ging voran.
Jetzt sah er einen Sack mit Geld im Grase liegen;
er rafft ihn gierig auf und steckt ihn lächelnd ein.
Das war ein schöner Fund, Herr Vetter Hein!
sprach Kilian, der hilft uns auf die Beine!
U n s sagt Ihr? wie versteht ihr das?
Das rechte Wort ist: E u c h! — Je nun, ich meine,
die Hälfte sei für mich. — Ei Spaß!
der Fisch ist mein, ich hab' ihn ja gefangen!
rief Hein. Der Vetter ließ die Flügel hangen
und schlich so stumm, als wär' er selbst ein Fisch,
dem reichen Manne nach, als schnell aus dem Gebüsch
ein paar verwegne Räuber sprangen.
Hein klapperte vor Furcht. Was fangen wir nun an?
wir sind verloren! W i r? sprach Kilian.
Ihr irrt euch, lieber Spießgeselle!
Das rechte Wort ist: I h r! — Husch! flog er ins Gehölz.
Hein konnte gar nicht von der Stelle;
die Räuber fielen ihm mit Säbeln auf den Pelz.
Geld oder Blut! hieß es. In Todesangst versenket,
gab er den Schatz und obendrein sein Kleid.

37. Die Stimme des Gewissens.

1. Ein reicher Mann, Namens Pohl, der mehrere Häuser besaß, gebot seinen Dienern, eine arme Wittwe sammt ihren Kindern aus einem derselben zu vertreiben, weil sie den jährlichen Miethzins nicht zu zahlen vermochte. Als die Diener nun kamen, sprach das Weib: „Ach, verziehet ein wenig; vielleicht daß euer Herr sich unser erbarme; ich will zu ihm gehen und ihn bitten."

2. Darauf ging die Wittwe zu dem reichen Mann mit ihren vier Kindern (denn eins lag krank darnieder), und alle flehten inbrünstig, sie nicht zu verstoßen. Pohl aber sprach: „Meine Befehle kann ich nicht ändern, es sei denn, daß ihr eure Schuld sogleich bezahlet."

3. Da weinte die Mutter und sagte: „Ach, die Pflege eines kranken Kindes hat allen meinen Verdienst verzehrt und meine Arbeit gehindert.“ Und die Kinder flehten mit der Mutter, sie nicht zu verstoßen.

4. Aber Pohl wandte sich hinweg von ihnen und ging in sein Gartenhaus und legte sich auf das Polster, um zu ruhen, wie er zu thun pflegte. Es war aber ein schwüler Tag, und dicht am Gartensaal floß ein Strom, der verbreitete Kühlung; und es war eine Stille, daß kein Lüftchen sich regte.

5. Da hörte Pohl das Gelispel des Schilfs am Ufer; aber es tönte ihm gleich dem Gewinsel der Kinder der armen Wittwe, und er ward unruhig auf seinem Polster. Darnach hörte er auf das Rauschen des Stromes, und es däuchte ihm, als ruht' er an dem Gestade eines unendlichen Meeres; und er wälzte sich auf seinem Pfühle. — Als er nun wieder horchte, erscholl aus der Ferne der Donner eines aufsteigenden Gewitters; da war es ihm, als vernähm er die Stimme des Gerichts.

6. Nun stand er plötzlich auf, eilte nach Hause und gebot seinen Knechten, der armen Wittwe das Haus zu öffnen; aber sie war sammt ihren Kindern in den Wald gegangen und nirgend zu finden. Unterdeß war das Wetter heraufgezogen, und es donnerte und fiel ein gewaltiger Regen. Pohl aber war voll Unmuths und wandelte umher.

7. Am andern Tage vernahm Pohl, das kranke Kind sei im Walde gestorben und die Mutter mit den andern hinweggezogen. Da ward ihm sein Garten sammt dem Saal und Polster zuwider, und er genoß nicht mehr der Kühlung des rauschenden Stromes.

8. Bald nachher fiel Pohl in eine Krankheit, und immer in der Hitze des Fiebers vernahm er des Schilfes Gelispel und den rauschenden Strom und das dumpfe Tosen des aufsteigenden Wetters. Also verschied er.

38. Zimmerspruch.

(Von Uhland.)

1. Das neue Haus ist aufgericht't,
gedeckt, gemauert ist es nicht,
noch können Regen und Sonnenschein
von oben und überall herein!
Drum rufen wir zum Meister der Welt,

er wolle von dem Himmelszelt
nur Heil und Segen gießen aus
hier über dieses offne Haus.

2. Zuoberst woll' er gut Gedeihn
in die Kornböden uns verleihn;
in die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
in die Küche Maß und Reinlichkeit,
in den Stall Gesundheit allermeist,
in den Keller dem Wein einen guten Geist;
die Fenster und Pforten woll' er weih'n,
daß nichts Unseliges komm' herein
und daß aus dieser neuen Thür
bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, decket und mauert aus!
Der Segen Gottes ist im Haus.

Zwanzigste Lektion. [XX.]

39. Der Hund und der Wolf.

(Von Otto, das Lesebuch ꝛc.)

1. Ein Schäfer war einst bei seiner Heerde eingeschlafen. Dies bemerkte ein Wolf und gab sich alle Mühe, aus diesem günstigen Augenblicke Vortheil zu ziehen und den wachenden Hund auf die Seite zu locken. „Du läßt dir's sauer werden, guter Phylar," sprach der Wolf, „wahrhaftig, ich bewundere deine Geduld, deine unverbrüchliche Treue. Du bist unaufhörlich für das Wohl deiner Heerde besorgt; wirst du denn des beständigen Wachens nicht müde?"—„Müde? sagst du! Seiner Pflicht darf man nicht müde werden!"

2. „Das ist wahr," sprach der Heuchler, „aber wer wird auch ein beständiger Sklave seiner Pflicht sein? Siehe, das Beispiel deines eigenen Herrn, der sich der sanften Ruhe überläßt, sollte dich lehren, nicht zu gewissenhaft zu sein und mehr an dich selbst zu denken." „Eben weil ich das Zutrauen meines Herrn besitze," erwiderte der treue Phylar, „darf ich meine Pflicht um so weniger vernachlässigen." — Nach diesen Worten fing er an, so laut zu bellen, daß der Schäfer erwachte und vereint mit ihm die boshaften Absichten seines alten Feindes vereitelte.

8. Es ist leicht, Versuchungen zu widerstehen, wenn man von Treue und Rechtschaffenheit beseelt ist.

40. Von großer Wichtigkeit.

(Von Samuel v. Butschky.)

1. Eine Ameise saß auf einem Ochsenhorn, und als sie gefragt ward, was sie thue, antwortete sie: „Ich ackere."

2. Eine Mücke saß auf einem Heuwagen, und als es so sehr stäubet, sagt sie: „wie kann ich so großen Staub machen!"

41. Die Sonne und die Thiere.

(Von Willamov.)

1. „O Sonne, scheine nicht so heiß;
ich muß vor Mattigkeit und Schweiß
bei meiner Arbeit schier erliegen!"
So rief der Esel. —
„Dank für deinen Schein,
o Sonne!" rief die Schlange;
„mit Vergnügen leg ich mich
Stunden lang hinein." —

2. Die Eule schrie: „Verschone mein Gesicht
mit deinem mir verhaßten Licht,
o Sonne; kann ich doch kein Schlupfloch finden,
wohin dein Strahl nicht dringt! Ich werde noch erblinden!" —
„Wohlthät'ge Sonne, sei mir lange noch geneigt!"
hub eine Feldmaus an, „es reifen meine Aehren;
vollauf kann ich mich wieder nähren!" —
Die Sonne hört es an, scheint fort und — schweigt.

Einundzwanzigste Lektion. [XXI.]

42. Der Perser und seine drei Söhne.

1. Von Jahren alt, an Gütern reich,
theilt einst ein Perser sein Vermögen
drei Söhnen aus, nebst seinem Segen,
und theilt es unter alle gleich.
Noch einen Demant, sprach der Alte,
seht hier, den ich für den behalte,
der mittelst einer edlen That
darauf den größten Anspruch hat.

Um diesen Anspruch zu erlangen,
hieß er die Söhne sich zerstreu'n.
Die Prüfungszeit war kaum vergangen,
so stellten sie sich wieder ein.
Hört, sprach der älteste der Brüder,
in Balch vertraut' ein fremder Mann
sein Gut ohn allen Schein mir an;
ich gab es ihm getreulich wieder.
War diese That nicht lobenswerth? —
Du hast gethan, was sich gehört,
ließ sich der Vater hier vernehmen;
wer anders thut, der muß sich schämen,
denn Ehrlichkeit ist unsre Pflicht.
Gut ist die That, doch edel nicht.

Der zweite sprach: Auf einer Reise
sah ich, daß unachtsamer Weise
ein armes Kind in einen See
hinunterfiel; ich ritt daneben;
schnell sprang ich nach, zog's in die Höh'
und rettete des Kindes Leben.
Ein ganzes Dorf kann Zeugniß geben. —
Du thatest, sprach der Greis, mein Kind,
was wir als Menschen schuldig sind.

Der jüngste sprach: Bei seinen Schafen
fand ich an eines Abgrunds Rand
einst meinen Feind fest eingeschlafen;
sein Leben war in meiner Hand;
ich weckt' ihn auf, zog ihn zurücke. —
O! rief der Greis mit holdem Blicke,
dein ist der Ring! Ein edler Muth
thut Gutes dem, der Böses thut.

43. Die Tochter.

(Von B. Ringwald.)

Eine fromme Tochter fürchtet Gott,
nimmt wohl in Acht das vierte Gebot,
gehorchet ihrer Eltern Rath
und hütet sich vor böser That.
Sie hält sich reinlich ohne Pracht,
giebt sorglich auf den Haushalt Acht,
greift an, nach aller Arbeit fragt,
als ob sie selber wär' die Magd.

Sie ist fein munter und bescheiden
und thut hoffärtig Wesen meiden,
giebt gute Wort' ohn' falsche List
und spricht, so viel vonnöthen ist.
Sie steht nicht müßig vor der Thür',
zu warten, bis was gehet für.
Ihr bester Schmuck und schönstes Kleid
ist ihre Zucht und Ehrbarkeit.
Ein' solche Tochter wohl geziert
an allem Ort geehret wird.
Und ihre Demuth wohl erwogen,
wird sie viel andern vorgezogen.

Zweiundzwanzigste Lektion. [XXII.]

44. Der Segen des Großvaters.

(Von Berthold Auerbach.)

1. An stillen Sommernachmittagen, wenn Alles im Felde war, saß ich oft bei meinem Großvater auf der Steinbank unter der Gemeindelinde. Ich hütete mein kleines Schwesterchen, das jetzt schon lange beim Großvater ist. Da kam der alte Martin auch oft und setzte sich zum Großvater. Ich sehe ihn noch, wie er, die beiden Hände zwischen die Kniee geklemmt, gebückt da sitzt. Der Großvater sprach wenig und der Martin auch. Nur bisweilen fing dieser an über alle Leute im Dorfe loszuziehen und sie schlecht zu machen. Dabei hatte er immer die Redensart: „Ich bin der deutsche Michel, ich sage Alles gerade heraus." Da sagte einmal der Großvater: „Sagt's lieber gerade in Euch hinein, seid der deutsche Michel gegen Euch selber und seht, wie es da aussieht." Wenn der Martin jetzt einmal von ferne kam, so sagte der Großvater meist zu mir: „Geh' du jetzt heim, gieb mir die Marie auf den Schooß und führe du die Ziege hinaus."

2. Der Großvater trank gern Ziegenmilch und deßwegen hielten wir neben unsern acht Kühen eine Ziege; die Versorgung derselben war mein Amt. Wenn ich nun draußen an den Halden*) und Hecken die Ziege am Seile hielt und sie frische saftige Läublein verschmauste, da dachte ich oft: „Ah! das giebt gute Milch und das wird dem Großvater wohl schmecken." Da war ich dann seelenvergnügt. Ich merkte mir die Stauden, die, wie man sagt, gute Milch geben. Ich

*) Halde heißt Abhang, auch ein Haufen Erde, der kein Erz enthält.

vermied sorgfältig den aufgeschossenen hohlen Hollunder und lenkte meine Untergebene dahin, wo sie die nahrhaften Spitzen der Buchenhecken, des Flieders, der Haselstaude u. s. w. nahe hatte, oder, auf die Hinterfüße gestellt, erschnappen konnte.

3. Meine ruhigste Zeit war, wenn die Ziege ihre roh verzehrte Speise sich kochte oder, wie man's nennt, wiederkäute. Da legte ich mich auch nieder und ließ mich von der Sonne bescheinen, oder ging nach Vogelnestern aus. — Bisweilen, wenn ich an der Halde am Speckfelde meine Ziege hütete, kam auch der Großvater zu mir heraus, setzte sich zu mir und erzählte mir allerlei Geschichten. Ich sah den Großvater meist schon lange, wie er durch die Wiese daherschritt. Er ging langsam, aber aufrecht, nur bisweilen blieb er stehen und scharrte mit dem Fuße die Steine hinweg, die in dem Fußweg lagen. Der gute, alte Mann! Er bahnte noch gern Anderen den Weg, daß sie ohne Hinderniß weiter schreiten konnten. — Wenn ich ihn so von ferne kommen sah, jubelte Alles in mir und ich fing an laut zu jodeln und zu rufen, daß mich die Ziege oft verwundert ansah, dann aber schnell wieder weiter fraß. Oft dauerte mir's aber zu lang, bis der Großvater daherschlich. Ich band meine Ziege an einen Baum oder Strauch, sprang dem Großvater entgegen und führte ihn an der Hand. Dann ließ er mich bisweilen los, und ich mußte die Steine aus dem Wiesenweg auf die Straße tragen. Wie selig saßen wir dann bei einander!

4. Das fromme Leben des Großvaters beschloß ein heiliger Tod. Noch jetzt in diesem Augenblicke fühl' ich seine Hand auf meinem Haupte, und es ist mir, als ob mich ein Geist berührte, ein milder, segnender Geist. — Es war bei der zweiten Heuerndte, als der Großvater zum letzten Male im Felde war. Der starke Duft des Heues mochte den siebenundachtzigjährigen Greis betäubt haben; er fiel ohnmächtig nieder. Er wurde nun nach Hause getragen, und als ich aus der Schule kam, eilte ich gleich zu ihm. Er tastete mit zitternder Hand nach mir und hielt mich fest. Ich mußte fortan aus der Schule und immer beim Großvater bleiben. Am fünften Tage seines Krankenlagers, Freitag Morgens, sagte er zu mir: „Lies mir aus der Schrift vor." — Ich mußte ihm die Bibel auf das Bett reichen und er schlug auf. War es Zufall oder eine verborgene Fügung? Ich las zuoberst die Stelle: „Da nun die Zeit herbeikam, daß Israel sterben sollte," — ich weinte, ich durfte nicht weiter lesen, sondern mußte alle Hausgenossen herbeirufen. Und der Großvater sprach: „Adam, richte mich im Bette auf, ich will zu Euch sprechen!"

5. Mein Oheim Adam that, wie ihm befohlen, und stellte sich hinter das Bett, und der Großvater fuhr fort: „Adam, du bist mein jüngster Sohn, du hast viel Kummer über mich gebracht. Ich vergebe dir von ganzer Seele. Du hast ein starkes Herz und einen mächtigen Geist, sei Herr über sie. Siehe das Pferd mit seinen schnellen Füßen, und man legt ihm Zügel und Gebiß an. Der Geist der Ruhe und Liebe ruhe auf dir, mein lieber Sohn. Gott segne dich." —

6. Adam preßte die Hände und den Mund zusammen und athmete laut und gewaltig. Und der Großvater fuhr fort und rief meinen Vater zu sich und sagte: „Johannes, dir ist ein ruhig Leben beschieden; du bist fromm und geduldig und deine Hand zögert. Laß Adam deine Hand sein, und er thue, wie ihr mit einander berathet. Sei stark im Thun, wie du im Dulden bist. Haltet treu zusammen, ihr Brüder, gedenket eures Vaters auf Erden und im Himmel und seid einig in ihm."

7. Mein Vater stellte sich hierauf zu Häupten des Segnenden und hielt die Mütze vor den Mund, um sein Schluchzen nicht laut werden zu lassen. Meine Mutter rufend, sprach der Greis: „Du bist als Magd in mein Haus gekommen und bist meine Tochter geworden. Du hast mir meine Liebe tausendfach vergolten. Erhalte mit fleißiger Hand, was euch der Herr beschieden, sei gut gegen die, so dir jetzt dienen, sei eine Mutter den Kindern meiner verstorbenen Tochter Magdalene, und Gott wird es dir, deinen Kindern und Kindeskindern vergelten. Sei gesegnet." —

8. Die Mutter stellte sich zu Füßen des Bettes und betete leise. Zu Adams Frau gewendet fuhr er fort: „Dein froher Sinn hat mir meine alten Tage erhellt. Du bist mir aus weiter Ferne von Gott ins Haus geschickt worden, daß ich inne werden soll, wie alle Menschen eins sind vor ihm. Pflanzet in die Herzen eurer Kinder die Liebe zu allen Menschen, alles Glaubens, aller Länder. Gesegnet seist du, meine Tochter." —

9. Das Antlitz der Großmutter mit beiden Händen bedeckend, sprach er dann mit zitternder Stimme: „Weine nicht zu sehr um mich, du Liebe, Treue, harre nicht ängstlich auf den Tag, wo du wieder bei mir sein wirst, auf ewig. Gott stärke dich." —

10. Er athmete tief auf und rief aus erleichterter Brust mich zu sich. Ich kniete an seinem Bette nieder und er legte seine Hand auf mich und sprach: „Gesegnet seist du, mein Sohn; dir ist viel beschieden vor anderen Menschen, sei ihnen

ein Führer, sei eingedenk, daß der Herr es ist, der dich ausersehen hat, ihm zu dienen. Der Geist der Wahrheit und der Liebe ruhe auf dir, mein Sohn. — Nimm mich auf, du Geist der Liebe, vergieb mir —."

Er sprach nicht mehr.

Möge ich leben wie er und sterben wie er!

45. Denksprüche.

1. An dem, was man dir giebt, laß dankbar dir genügen;
wer nicht zufrieden ist, verdienet Nichts zu kriegen.

2. Verlangt man deinen Dienst, so öffne schnell dein Ohr,
und eile liebreich selbst dem Bittenden zuvor.

3. Ohne sanfte, gute Sitten
ist man nirgends wohl gelitten.

4. Hast du genug und Ueberfluß,
denk' auch an den, der darben muß.

5. Iß und trink mit Maaß und Freuden,
Uebermaaß muß Schmerzen leiden.

6. Denk' immer, eh' du sprichst, und schweige sittsam still,
sobald ein Aelterer und Klüg'rer reden will.

7. Seid voll Verträglichkeit, ihr Schwestern und ihr Brüder!
die Eintracht baut ein Haus, die Zwietracht reißt es nieder.

8. Wenn deine Eltern dir was ernstlich untersagen,
so folge, ohne sie vorher: „warum?" zu fragen.

9. Verspotte, liebes Kind, nie Schwachheit und Gebrechen,
es könnte solchen Spott ein gleiches Unglück rächen.

10. Ein weises, frommes Herz, das sei mein Schatz auf Erden;
sonst Alles, nur nicht dies, kann mir entrissen werden.

Dreiundzwanzigste Lektion. [XXIII.]

46. Heiterkeit.

1. Froher, heitrer Muth
macht gesundes Blut;
Fröhlichkeit und Scherz
stärken Geist und Herz;
darum wollen wir uns freu'n.

2 Doch bei heiterm Muth',
frischem, leichtem Blut,
Fröhlichkeit und Scherz
soll stets unser Herz
tugendhaft und weise sein.

47. Räthsel.

Ich, ein kleines Thierchen, bin
die geübt'ste Jägerin;
in den Winkeln, an den Mauern
pfleg' ich auf das Wild zu lauern
ohne Hund und Schießgewehr;
Netze spann' ich um mich her,
und mein Tisch bleibt selten leer.

48. Timur und die Ameise.

1. Timur oder Tamerlan *) war ein mächtiger Eroberer in Asien. Es giebt wenige Menschen, die in ihrem Leben alle die Länder nur gesehen haben, aus denen sein ungeheures Reich zusammengesetzt war. Ein Hauptzug in dem Charakter dieses Mannes war seine eiserne Beharrlichkeit, und dieser besonders dankte er seine Macht und Größe. Wie nun oft die wichtigsten Begebenheiten aus den unscheinbarsten Veranlassungen entstehen, so versicherte Timur, daß er diese Beharrlichkeit vorzüglich einem Umstande verdanke, auf den gewöhnliche Menschen wohl kaum geachtet hätten. „In einem meiner ersten Kriege," so erzählt er, „kam ich eines Tages so sehr ins Gedränge, daß ich in den Ruinen eines Gebäudes vor den mich verfolgenden Feinden Schutz suchen und daselbst viele Stunden versteckt bleiben mußte.

2. Die Furcht, meinen Verfolgern in die Hände zu fallen und der Gedanke, durch die erlittene Niederlage den ganzen Gewinn meiner bisherigen Anstrengungen zu verlieren, drückten meine Seele nieder. Ich verzweifelte an dem glücklichen Erfolge meiner Unternehmungen und beschloß, sie aufzugeben. Da fiel mir eine Ameise in die Augen, die bemüht war, ein Waizenkorn, das größer war, als sie selbst, auf eine Anhöhe

*) Lebte ums Jahr 1360.

zu tragen. Das Thierchen fiel, wenn es mit seiner Last beinahe oben war, immer wieder herab, und ich zählte neunundsechzig vereitelte Versuche desselben. Aber es ließ nicht nach, und bei dem siebenzigsten Versuch erreichte es glücklich den Gipfel der Anhöhe. Dieses Beispiel gab mir neuen Muth, und ich zog aus dem Gesehenen eine Lehre, die mir später sehr oft zu Statten kam.

49. Die fromme Magd.

(Von B. Ringwaldt.)

Eine fromme Magd von rechtem Stand
geht ihrer Frauen fein zur Hand,
hält Schüssel, Tisch und Teller weiß
zu ihrem und der Frauen Preis.
Sie trägt und bringt nicht neue Mähr,
geht still in ihrer Arbeit her,
ist treu und eines frohen Muths
und thut den Kindern alles Guts.
Sie ist stets munter, hurtig, frisch,
vollbringet ihre Geschäfte risch,
und hält's der Frauen wohl zu gut,
wenn sie um Schaden reden thut.
Sie hat dazu eine feine Geberd',
hält Alles sauber auf dem Heerd,
verwahrt das Feuer und das Licht
und schlummert in der Kirche nicht.

50. Der Kuhhirte.

1. Ein Knabe weidete ein Rind auf einem Grasplatze neben einem Garten. Als er nun in der Höhe sah nach einem Kirschbaum, bemerkte er, daß einige reife Kirschen auf demselben waren; die glänzten ihm röthlich entgegen, und es gelüstete ihn, sie zu pflücken. Da ließ er das Thier allein und kletterte auf den Baum. Die Kuh aber, da sie den Hirten nicht sah, ging davon, und brach in den Garten und fraß Blumen und Kräuter nach ihrem Gelüste, Anderes zertrat sie mit ihren Füßen.

2. Als der Knabe solches sah, ward er sehr entrüstet, sprang von dem Baum auf die Erde, lief hin, ergriff das Rind, und schlug und schmähete es jämmerlich. Da trat der Vater, der Alles gesehen hatte, zu dem Knaben, sah ihn ernst an und

sprach: „Wem gebührt solche Züchtigung, dir oder dem Thiere, das nicht weiß, was rechts oder links ist? Bist du minder deinem Gelüste gefolgt, als das Thier, welches du leiten solltest? Und nun übst du ein solch unbarmherziges Gericht und vergissest deiner Vernunft und deiner eigenen Sünde."

Vierundzwanzigste Lektion. [XXIV.]

51. Gespräch.

(Von R. Reinick.)

1. Es war ein heiterer Frühlingsmorgen; ich stand im Dorfe auf dem Kreuzwege, wo das kleine Brückchen rechts gleich in die Schule führt, der größere Fußweg aber links nach der Kirmeßwiese sich fortschlängelt. Da hörte ich, wie zwei Knaben Folgendes sprachen:

„Guten Tag, Carl!"

„„Guten Tag, Michel!""

„Wo gehst du hin, Carl?" —

„„In die Schule, Michel.""

2. Ei was! In der Schule ist's garstig, da muß man lernen; draußen auf der Wiese sollst du einmal sehen, da ist's jetzt hübsch! Komm, wir wollen dahin spielen gehen, Carl!"

„„Am Abend, Michel; jetzt geh' ich lernen, ade!"" —

„Meinetwegen, geh' du arbeiten, Carl, ich geh' spielen; ade!"

3. Zwanzig Jahre darauf stand ich in demselben Dorfe auf derselben Stelle. Es war ein böser, kalter Wintertag. Ein blasser, ärmlich gekleideter Mensch klopfte an der Thüre des Schulhauses an. Der Lehrer, ein rüstiger, stattlicher Mann, öffnete diese, und ich hörte nun die Beiden Folgendes sprechen:

„Guten Tag, lieber Herr!"

„„Guten Tag, lieber Mann!""

„Ach, Herr, erbarmt euch mein!"

„„Was verlangt ihr denn von mir?"" —

4. „Arbeit, Herr! Ich will euch die Schulstube fegen, ich will euch die Oefen heizen, oder andere Dienste der Art thun. Nehmt mich auf!" —

„„Könnt ihr denn nicht bessere Arbeit thun, als die?""

„Nein, Herr!" —

„„Warum denn nicht!““ —

„Ich hab' Nichts gelernt.“ —

„„Wie heißt ihr?““ —

„Ich heiße Michel.“

5. Kommt herein, Michel, draußen ist's heute garstig, in der Schulstube ist's schön. Da werdet ihr hoffentlich auch jetzt noch Etwas lernen.““

6. Sie gingen beide hinein und die Thüre ward wieder geschlossen. Der um Arbeit bettelnde Mann wußte in jenem Augenblicke noch nicht, wer der freundliche Lehrer war. — Wir wissen es besser.

Fünfundzwanzigste Lektion. [XXV.]

52. Der sparsame Landwirth.

(Von Götzinger.)

1. Zwei Männer sammelten Beiträge für ein abgebranntes Dorf. Sie kamen auch zu einem Landmann, der eben mit seinem Knechte schmählte, daß dieser unachtsame Mensch die Stricke draußen vor dem Hause liegen gelassen, so daß sie feucht würden. Bei solcher Unordnung — sagte er — würde er weit kommen. —

2. Die beiden Männer sahen einander an und sagten leise zu einander, hier werde es wohl wenig geben. Indessen sie gingen hinein und brachten ihr Anliegen vor: sie kämen, um Hülfe für die Bewohner von N. zu bitten. Der Landmann erwiderte, er wolle sehr gern beisteuern, und drückte dem einen drei Geldstücke in die Hand. Als dieser das Geld verstohlen ansah und wahrnahm, daß es Gold sei, war er verwundert und zweifelhaft, ob sich der Mann nicht vergriffen habe, und sagte endlich frei heraus, daß sie eine so reichliche Gabe nicht von ihm erwartet hätten, da sie ihn vorher über eine solche Kleinigkeit den Knecht hätten ausschmählen hören.

3. Der Landmann aber erwiderte, er müsse sich nun über sie wundern; sie schienen ihm so verständige Leute; sie müßten doch einsehen, daß er nicht im Stande sein würde, so reichlich zu geben, wenn er nicht jede Kleinigkeit zu Rathe halten wolle.

53. Der Hund mit dem Fleische.

(Nach Aesop.)

Mit einem Stückchen Fleisch, das er dem Koch genommen
springt Spitz, Verfolgern zu entkommen,
in einen Fluß. Er schwimmt und sieht hinein,
sieht sich und auch das Fleisch. Ihn dünket dieser Schein
ein anderer Hund mit Fleisch zu sein,
sogleich nimmt ihn die Lust, auch dies zu haben, ein.
Besiegt von der Gewalt des Neides,
schnappt er nach jenem; weg war beides!
Ein Geiziger ist nimmer satt,
und so verliert er oft auch das noch, was er hat.

54. Der Herr und der Knecht.

(Von Friedrich Rückert.)

1. Es ritt ein Herr — das war sein Recht, —
zu Fuße ließ er gehn den Knecht.
Er reitet über Stock und Stein,
daß kaum der Knecht kam hinterdrein.
Der Treue schleppt sich hinterher
dem leichten Ritt und fürchtet sehr,
zu Falle komm' er schwer.

2. „Herr! Herr! erschallt des Knechtes Ruf:
„Ein Nagel ging Euch los vom Huf;
und schlagt Ihr nicht den Nagel ein,
so wird der Huf verloren sein." —
„Ei, Nagel hin und Nagel her!
der Huf hat ja der Nägel mehr
und hält noch ungefähr."

3. Und wieder schallt des Knechtes Ruf:
„Herr, losgegangen ist ein Huf;
und schlagt Ihr nicht das Eisen an,
so ist es um das Roß gethan."—
„Hufeisen hin, Hufeisen her!
das Rößlein hat Hufeisen mehr
und geht noch wie vorher."

4. Und eh' der dritte Ruf erschallt,
da ist er an den Stein geprallt;

das Rößlein liegt und steht nicht auf,
beendet ist des Herren Lauf.
Er spricht nicht mehr „Roß hin, Roß her;"
er rafft sich auf und schreitet schwer
mit seinem Knecht zu Fuß einher.

55. Das Christgeschenk.

(Von Schlez.)

Fritz (neugierig). Was hast du in deiner Schürze, Lorchen?

Lorchen. Willst du es vielleicht tragen?

Fritz (scherzend). Soll ich auch deine Schürze dazu umthun?

Lore. Als ob man Nichts tragen könnte ohne Schürze! Aber sprich, soll ich dir deine Christtagsüberraschung verderben?

Fritz. Wie? Was? Ein Christgeschenk für mich?

Lore. Nichts Anderes! Oder glaubst du mir nicht?

Fritz. Glaub' ich dir nicht Alles? Aber laß doch sehen! Laß sehen? Was ist es? (Er will ihr die Schürze öffnen. Lore zieht den Arm zurück.)

Lore. Ei! so wohlfeilen Kauf's erfährst du es nicht. — Kannst du's errathen?

Fritz. Vielleicht! — Eine polnische Mütze? Nicht wahr?

Lore. Warum nicht gar eine Pudelmütze? Hast du an deinem Tzschakko nicht genug?

Fritz. Das wohl, aber wer bekommt leicht zu viel? — Also wohl eine englische Jacke?

Lore. Auch nicht. Weiter gerathen!

Fritz. Wär' es nicht klüger, du sagtest mir's kurz und gut? — Ich errathe es nun doch nicht.

Lore. I nun, so warte bis zum Christtage!

Fritz. Ach, kannst du mich so martern mit deiner geschwätzigen Verschwiegenheit?

Lore. Und kannst du mich so martern mit deiner zudringlichen Neugier? Merkst du denn nicht, daß es vor der Hand ein Geheimniß für dich sein soll?

Fritz. Und wer hat es denn zum Geheimnisse gemacht?

Lore. Wer anders, als der Vater?

Fritz. I! der Vater soll ja auch nicht erfahren, daß

du mir's verrathen hast. Glaubst du nicht, daß ich mich am Christtage doch stellen kann, als wüßt' ich noch Nichts?

Lore. Bist du so ausgelernt in der Verstellungskunst? — I nun, so stelle dich jetzt schon, als verlangtest du gar Nichts zu wissen.

Fritz. Das will ich auch! Aber nur ein wenig hilf mir auf die Spur. Ist's aus dem Thierreiche?

Lore. Nein!

Fritz. Aus dem Pflanzenreiche?

Lore. Nein!

Fritz. Aus dem Mineralreiche?

Lore. Nein!

Fritz. I, zum Kuckuck! Du trägst doch nicht gar Etwas aus dem Geisterreiche in der Schürze?

Lore. Freilich nicht (die leere Schürze mit Lachen öffnend); aber in welches Reich gehört wohl das Nichts?

Fritz. O du Schelmengesicht! Warum schlugst du denn die Schürze so geheimnißvoll über die Arme, wenn du Nichts darin hattest?

Lore. Weil es mir ohne Handschuhe zu kalt war.— Wie kamst du denn aber darauf, ein Geheimniß bei mir zu suchen? — Brachtest du mich nicht selbst auf eine Neckerei? — Neugierige Menschen müssen sich's nur immer gefallen lassen, ein wenig gefoppt zu werden!

Fritz. Das merk' ich an mir. Aber weißt du auch, Lorchen, daß es der letzte Streich ist, den du über meine Neugierde mir spielst?

Sechsundzwanzigste Lektion. [XXVI.]

56. Der Wegweiser.

(Nach Hebel.)

1. Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß ist,
zum vollen Faß? — Im Morgenthau
mit Hack' und Pflug durchs Ackerfeld,
bis Stern an Stern vom Himmel schau?

2. Man hackt, so lang' der Tag uns hilft,
sieht sich nicht um und steht nicht still;
drauf geht der Weg durchs Scheunenthor,
zur Küche, wie man's haben will.

3. Weißt, wo der Weg zum Dollar ist? —
Er geht den rothen Cents ja nach,
durchs Einmaleins vom ersten Pfennig,
bis man zum Dollar kommen mag.

4. Geht's auch erst knapp daran vorbei,
und klemmt sich hier, und klemmt sich dort,
es ist der Weg der Sparsamkeit;
drück' dich nur durch, so kommst du fort!

5. Wo ist der Weg zur Sonntagsfreud'?
Geh' nur dem Werktag, Schritt vor Schritt,
durch Feld und Werkstatt fleißig nach!
Der Sonntag kommt von selber mit.

6. Am Sonnabend ist er nicht mehr weit.
Was deckt er doch im Korbe zu?
Ich denk' ein Pfündchen Fleisch ins Muß,
wohl auch ein Schöppchen Bier dazu.

7. Weißt, wo der Weg zur Armuth geht?
Schau' nur nach Wirthshausschildern hin,
geh' nicht vorbei, das Bier ist gut,
und nagelneu die Karten drin.

8. Im letzten Wirthshaus hängt ein Sack,
und wenn du fortgehst, häng' ihn an!
Du Lump! wie steht der Bettelsack
so stattlich deinen Schultern an!

9. Weißt, wo der Weg zu Fried' und Ehr',
zum hohen Alter, gut und echt? —
Grad' vor sich geht's in Mäßigkeit,
mit stillem Sinn, durch Pflicht und Recht.

10. Und wenn du nun am Kreuzweg stehst,
und nicht mehr weißt, wo weiter fort,
halt still! Frag' dein Gewissen erst!
Gott Lob! 's kann deutsch; folg' seinem Wort!

11. Wo mag der Weg zum Kirchhof sein?
Geh', wo du willst, und frage nicht!
Zum stillen Grab im kühlen Grund
führt jeder Weg, und 's fehlt sich nicht.

12. Doch wandle du in Gottes Furcht!
Ich rath' dir, was ich rathen kann.
Solch Plätzchen hat eine geheime Thür,
und 's kommt dahinter noch was dran!

Siebenundzwanzigste Lektion. [XXVII.]

57. Das verlorene Kameel und die drei aufmerksamen Brüder.

(Aus den Palmblättern.)

1. Drei Brüder aus der Familie Adnan beschlossen, eine Reise zu machen und das Land zu besehen. Unterwegs begegnete ihnen ein Kameeltreiber, der sie fragte, ob sie nicht ein Kameel gesehen hätten, das sich von ihm gerade auf dieser Straße verlaufen habe. — „Das Kameel hat nur ein Auge," sagte der älteste Bruder, während sie mit dem Manne Etwas zurückgingen, und der Kameeltreiber bejahte es. — „Es fehlt ihm ein Vorderzahn," sagte der zweite Bruder, und auch dieses bejahte der Kameeltreiber. „Ich wollte wohl wetten, es hinkt," setzte der dritte hinzu. — Nach allen diesen Angaben war der Kameeltreiber überzeugt, daß sie sein verlorenes Kameel gesehen hätten, und bat sie, ihm zu sagen, wo er es finden könne. — „Geh nur mit uns," sagten die Brüder; allein sie fanden kein Kameel. Nach einiger Zeit fing der eine wieder an: „Nicht wahr, es ist mit Getreide beladen?" Der Andere sagte: „Es trägt auf einer Seite Oel und auf der andern Honig."

2. Der Kameeltreiber bat nun inständiger, da er Nichts gewisser glaubte, als daß sie es gesehen haben müßten, ihm wenigstens den Ort anzugeben, wo sie es gesehen hätten; und jetzt versicherten ihm die Brüder, daß sie kein Kameel gesehen, und auch nirgends Etwas davon gehört hätten. Diese Versicherung konnte der Kameeltreiber nicht mit jenen Angaben vereinigen; er glaubte, sie wollten ihm sein Kameel vorenthalten, und zog sie vor Gericht und ließ sie gefangen setzen, ohne auf ihre Betheuerungen zu achten. —

3. Indessen da der Kadi*) in ihnen Leute von Stande erkannte, so sandte er sie zum Könige. Bei der Untersuchung fragte sie der König selbst, wie sie von einem Kameele so viel Kennzeichen hätten angeben können, wenn sie es doch nicht gesehen hätten.

4. Sie antworteten: „Wir bemerkten am Wege, daß bloß auf einer Seite die Disteln und Kräuter abgeweidet waren und schlossen daraus, daß es nur ein Auge habe; und da überall, wo es abgerupft, ein Restchen von den Pflanzen

*) Kadi heißt der Friedensrichter bei den Türken.

stehen geblieben war, daß ihm ein Zahn fehlen müsse. Ferner bemerkten wir an den Fußtapfen, daß der eine geschleift war, woraus wir auf die Lahmheit schlossen, und da die vorderen Huftritte tiefer waren, als die hinteren, daß es schwer beladen sein müsse, welches nicht womit anders sein konnte, als mit Getreide. Endlich, daß es auch Honig und Oel getragen, muthmaßten wir daher, weil sich überall Ameisen und Fliegenschwärme hingezogen hatten, wo ein Tropfen von beiden herabgefallen sein mochte."

58. Der Maure und sein Gastfreund.

(Von Friedrich Jacobs.)

1. Zu der Zeit, wo die Mauren noch nicht aus Spanien vertrieben waren, tödtete ein spanischer Edelmann einen Jüngling von jener Nation, mit dem er zufällig in Zweikampf gerathen war. Von den Begleitern des Getödteten verfolgt, entkommt er ihnen durch die Schnelligkeit seiner Füße und entzieht sich ihren Blicken, indem er über die Mauer eines Gartens steigt. Da er hier auf den Eigenthümer trifft, erzählt er ihm sein Unglück und bittet um seinen Schutz, worauf jener stillschweigend eine Pfirsiche pflückt, sie von einander bricht und dem Fremden die eine Hälfte davon reicht. „Wenn du diese ißt," sagte er, „so bist du meiner Gastfreundschaft und meines Schutzes gewiß."

2. In derselben Nacht, wenig Stunden nachher, erfährt dieser Mann, daß der Getödtete sein einziger Sohn ist. Seiner Verpflichtungen eingedenk, bekämpft er seinen Schmerz, begiebt sich zu dem Spanier, den er zu schützen versprochen, und sagt zu ihm: „Der Jüngling, den du getödtet hast, war mein Sohn; der einzige Zweig meines Stammes und mein kostbares Eigenthum. Wenn ich die Stimme einer rechtmäßigen Rache hören wollte, so würdest du von meinen Händen sterben. Aber ich habe dir mein Wort gegeben. Ich habe dir Schutz versprochen. Flieh', ehe dich einer der Meinigen entdeckt, indem du dich des flüchtigen Rosses bedienst, das deiner am Thore harrt. Flieh', ohne einen Augenblick zu verlieren, und danke dem Allmächtigen, der mir die Kraft verliehen hat, meinen Zorn zu bekämpfen, und die Zusage zu erfüllen, die ich dir gegeben habe.

Achtundzwanzigste Lektion. [XXVIII.]

59. Denkspruch.

(Von Herder.)

Wie der Schatten früh am Morgen,
ist die Freundschaft mit dem Bösen;
Stund' auf Stunde nimmt sie ab.
aber Freundschaft mit dem Guten
wächset, wie der Abendschatten,
bis des Lebens Sonne sinkt.

60. Der gute Kamerad.

(Von Uhland.)

1. Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
er ging an meiner Seite
in gleichem Schritt und Tritt.

2. Eine Kugel kam geflogen;
gilt's mir oder gilt es dir?
ihn hat es weggerissen,
er liegt mir vor den Füßen,
als wär's ein Stück von mir.

3. Will mir die Hand noch reichen,
derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben;
bleib' du im ew'gen Leben
mein guter Kamerad!

61. Freundschaft.

1. Der Freund, der mir den Spiegel zeiget,
den kleinsten Flecken nicht verschweiget,
mich freundlich warnt, mich herzlich schilt,
wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt,
der ist mein Freund,
so wenig er es scheint.

2. Doch der, der mich stets schmeichelnd preiset,
mir Alles lobt und Nichts verweiset,

zu Fehlern mir die Hände beut,
und mir vergiebt, eh' ich's bereut:
der ist mein Feind,
so freundlich er auch scheint.

62. Wie lernt man schwimmen?

Ein Mensch wollte schwimmen lernen. Er stellte sich aber verkehrt an und gerieth ins Tiefe. Beinahe wäre er ertrunken. Als er wieder zu sich gekommen war, sagte er: Ich gehe gewiß nicht eher wieder ins Wasser, bis ich schwimmen kann.

Neunundzwanzigste Lektion. [XXIX.]

63. Die beiden Frösche.

(Fabel von A. G. Meißner.)

1. Lang anhaltende Sonnenhitze hatte einst einen tiefen Sumpf ausgetrocknet, und die Frösche, die ihn bisher bewohnt hatten, waren genöthigt, sich einen andern Aufenthaltsort zu suchen. Da kamen zwei von ihnen zu einem sehr tiefen Brunnen, der voll von Wasser war. „Ich dächte," rief der eine, „wir hüpften hier hinunter; warum wollen wir weiter gehen?" „Das klingt nicht übel," erwiderte der andere. „Hinunterspringen ist leicht; aber wenn auch dieser Brunnen vertrocknete, wie würden wir dann wieder heraus kommen?"

Bei jedem Unternehmen denke an die Zukunft! Was für heute dir nützlich war, das kann dir für morgen verderblich werden.

64. Der Bogenschütze.

(Von W. J. G. Curtmann.)

1. Zu dem Könige Philipp in Griechenland, welcher eine feste Stadt belagerte, kam ein Bogenschütze, Namens Aster und bot ihm seine Dienste an. „Du wirst mich brauchen können, König Philipp," sprach er; „denn ich fehle niemals mit meinem Bogen, selbst den Vogel im schnellsten Fluge holt mein Pfeil aus den Lüften herunter." „Du bist ein Künstler," antwortete spöttisch der König. „Schade daß ich gerade jetzt mit Menschen Krieg führe, sobald ich aber einmal mit den

Staaren Krieg anfange, werde ich dich zu allererst in Dienst nehmen."

2. Aster war durch diesen Spott beleidigt, und schlich sich in die belagerte Stadt, um sich an dem Könige rächen zu können. Die Belagerten nahmen ihn gut auf, und wiesen ihm einen Posten auf der Mauer an. Schon am andern Tage, als der König durch die Reihen seiner Soldaten ging, um ihren Muth anzufeuern, fuhr ihm plötzlich ein Pfeil ins rechte Auge. Man eilte herbei, und zog den blutigen Pfeil heraus, und las mit Erstaunen eine Aufschrift. Sie lautete: „König Philipps rechtem Auge! Aster."

3. Sobald der König sich erholt hatte, befahl er, einen andern Pfeil in die Stadt zu schießen, mit der Aufschrift: „Wenn König Philipp die Stadt einnimmt, so läßt er den Aster hängen." Die Wunde des Königs wurde geheilt, und bald darauf die Stadt erobert. Da hielt nun freilich der König Wort, und der treffliche Bogenschütze kam an den Galgen; aber Philipp hat dadurch sein Auge doch nicht wieder bekommen, und die Lust zu Spöttereien war ihm auf immer vergangen

---

Dreißigste Lektion. [XXX.]

65. Die Wahrsagerin.

1. Eine Wahrsagerin kam in ein Städtchen, und wollte den Leuten für Geld wahrsagen. Einige waren auch wirklich so einfältig und abergläubig, daß sie den Reden der listigen Frau zuhörten. Diese sagte nun einem Jeden der Umstehenden Etwas, das er gern hören mochte: dem Einen weissagte sie eine reiche Erbschaft, dem Andern eine glückliche Heirath u. s. w. Dafür wurde sie dann auch reichlich beschenkt.

2. Unterdeß hatten die Gerichte von dieser Landstreicherin gehört; und weil solche Betrügereien strenge verboten sind, so wurde sie unvermuthet aufgehoben, und in Verwahrung gebracht. Hätte sie nun wirklich wahrsagen, das heißt: das Zukünftige vorher wissen können, so würde sie auch ihre eigene Gefangennehmung gewußt haben, und derselben durch die Flucht entgangen sein.

3. Dennoch aber glaubten die Meisten das, was die Wahrsagerin ihnen gesagt hatte, darum, weil sie wünschten, daß es wahr sein möchte; und so wurden sie zum Theil dadurch unglücklich. Denn Derjenige z. B., welchem eine reiche Erb-

schaft geweissaget war, vernachlässigte seine Wirthschaft, in der Hoffnung, bald ohne Mühe reich zu werden. Lange blieben die schädlichen Wirkungen dieses Betrugs in dem Städtchen noch sichtbar.

66. Das Lügenlied.

(Von E. M. Arndt.)

1. Ich will euch erzählen und will auch nicht lügen:
Ich sah zwei gebratene Ochsen fliegen,
sie flogen gar ferne —
sie hatten den Rücken gen Himmel gekehrt,
die Füße wohl gegen die Sterne.

2. Ein Amboß und ein Mühlenstein,
die schwammen bei Cöln wohl über den Rhein,
sie schwammen gar leise —
ein Frosch verschlang sie alle Beid'
zu Pfingsten wohl auf dem Eise.

3. Es wollten Vier einen Hasen fangen,
sie kamen auf Stelzen und Krücken gegangen,
der Erste konnte nicht sehen,
der Zweite war stumm, der Dritte war taub,
der Vierte konnte nicht gehen.

4. Nun denke sich Einer, wie dieses geschah:
Als nun der Blinde den Hasen sah
auf grüner Wiese grasen,
da rief's der Stumme dem Tauben zu,
und der Lahme erhaschte den Hasen.

5. Es fuhr ein Schiff auf trockenem Land,
und hatte die Segel gen Wind gespannt,
und segelt' im vollen Laufen —
da stieg es auf einen hohen Berg,
da that das Schiff ersaufen.

6. In Straßburg stand ein hoher Thurm,
der trotzte Regen, Wind und Sturm
und stand fest über die Maßen,
den hat der Kuhhirt mit seinem Horn
eines Morgens umgeblasen.

7. Ein altes Weib auf dem Rücken lag,
sein Maul wohl hundert Klafter weit aufthat;

's ist wahr und nicht erlogen,
d'rin hat der Storch fünfhundert Jahr'
seine Jungen groß gezogen.

8. So will ich hiermit mein Liedlein beschließen,
und sollt's auch die werthe Gesellschaft verdrießen,
will trinken und nicht mehr lügen:
bei mir zu Land sind die Mücken so groß,
als hier die größten Ziegen.

Sinnspruch. Eine Lüge braucht zehn andere zum Futter, wenn sie nicht Hungers sterben soll.

Einunddreißigste Lektion. [XXXI.]

67. Aberglaube.

1. Gustav war so leichtgläubig, daß er Alles für wahr annahm, was er hörte, ohne zu untersuchen, ob es auch wahr sein könne. Diese Leichtgläubigkeit hatte ihn auch zum Aberglauben gebracht; denn wenn ihm Jemand sagte: in diesem oder jenem Hause spukt ein Gespenst, so glaubte er es, und erzählte es Andern als zuverlässig gewiß: Oder wenn man ihm weismachte, in dem Hause, vor welchem eine Eule schreie, oder ein Hund heule, müsse Jemand sterben, so zweifelte er nicht im Geringsten daran, und er legte also eine Wirkung einer solchen Ursache bei, die unmöglich diese Wirkung hervorbringen konnte, das heißt: Er war abergläubig.

2. Einstmals bekam er einen Schaden aus heiler Haut, wie man zu sagen pflegt. Anstatt daß er nun einen ordentlichen Arzt hätte um Rath fragen sollen, ließ er sich vielmehr von einer alten Frau bereden, die Wunde mit einem sogenannten Johannishölzchen (ein Holz, welches am Johannistage von einem Baum geschnitten worden ist) zu berühren, und glaubte, daß sie dadurch allein, ohne andere Mittel heilen werde. Da die Frau ihm versicherte, daß dieses schon Mehreren geholfen hätte, welche sie namentlich anführte; so verließ er sich so fest darauf, daß er an keine ordentliche Kur dachte.

3. Indessen ward die Wunde immer gefährlicher, und endlich schlug gar der kalte Brand dazu. Nun mußte er doch nach einem Arzte schicken, der ihm das Bein abnahm, und er mußte froh sein, daß er nicht gar das Leben dabei einbüßte.

4. Aberglaube ist die Quelle manches Unglücks; und doch beherrscht er so viele Menschen!

68. Hans Nord.

Ein Mann, der sich auf Vielerlei verstund,
that durch den Druck in London kund,
daß er ein seltnes Kunststück wußte,
und lud auf sein erbaut Gerüste,
den künft'gen Tag die Bürger ein,
ließ einen engen Krug und sich in Kupfer stechen.
„In diesen Krug, war sein Versprechen,
kriech' ich, Hans Nord, mit Kopf und Bein
um zehn Uhr durch den Hals hinein.
Der Preis für einen Platz
soll nur acht Schilling sein."

Nun ging das Blatt durch alle Gassen.
„In einen Krug? Was? ras't der Mann?
Das soll er mir wohl bleiben lassen.
Mit einem Wort, es geht nicht an;
der dümmste Kopf muß das verstehen;
allein acht Schilling wag' ich dran,
komm, Bruder, komm, den Narren muß ich sehen!"
Kurz, einer reißt den andern fort.
Dem Pöbel folgten schon viel Kutschen um die Wette,
worin der Kaufmann und der Lord
gründlich bewiesen, daß Hans Nord
unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Gesetzt auch, wandte Einer ein,
gesetzt, es sollte möglich sein,
so wird doch stets der Kluge fragen,
wie kommt der Narr denn durch den Hals hinein? —
Doch unser Kutscher schläft ganz ein.
Fahrt zu, Johann! jetzt wird es Neune schlagen.

Halb London saß nunmehr an dem bestimmten Ort
und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?
Man wartet, pocht und lärmt.
Indessen schlich Hans Nord
sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Die sich, vor Neugier blind, auf solch ein Lügenblatt
vor seine Bühne drängen können?

Zweiunddreißigste Lektion. [XXXII.]

69. Der Glücksspieler.

1. Stephan diente schon seit vielen Jahren als Gärtner bei einem reichen Herrn, und hatte das Lob eines fleißigen, geschickten und treuen Arbeiters. Er lebte dabei auch sehr zufrieden, und wünschte weiter Nichts, als daß er es nur bis an sein Ende so gut haben möchte; denn sein Herr liebte und schätzte ihn.

2. Eines Tages kam sein Freund Anton mit schnellen Schritten zu ihm in den Garten, und meldete ihm voller Freude, daß er 500 Dollars in der Lotterie gewonnen habe. Nun bin ich auf ein Mal aus meiner Noth! rief er; so kümmerlich, wie bisher, darf ich nun mein bischen Brod nicht mehr verdienen. Ich gebe meinen Dienst bei der Herrschaft auf und lege mir einen kleinen Handel zu; da will ich mich schon gemächlicher nähren. Und wenn ich dir rathen soll, lieber Stephan, fuhr er fort, so versuche du dein Glück auch in der Lotterie. Ist es nicht besser daß wir unsere eigene Herren werden? Und was haben wir, wenn wir alt und schwach werden, für Pflege und Wartung zu hoffen, so lange wir in Diensten sind?

3. Stephan schüttelte den Kopf, wußte aber doch nicht viel dagegen zu sagen, und Anton machte ihm den Gewinn in der Lotterie so wahrscheinlich, stellte ihm auch den Zustand der Unabhängigkeit so angenehm vor, daß er sich endlich entschloß, eine Kleinigkeit daran zu wagen. Er setzte also in die Lotterie, und gewann bei der nächsten Ziehung Nichts. Da er muthlos werden wollte, munterte ihn Anton auf, und sagte: Er sollte den Einsatz nur einmal verdoppeln, und fortfahren, am Ende m ü s s e sein Loos herauskommen; so habe er seine 500 Dollars auch gewonnen.

4. Stephan wollte sein Geld nicht gern verloren haben, und setzte also von Neuem ein. Das that er auch die folgende Zeit, aber statt der Treffer wurden immer Nieten für ihn gezogen. Zuletzt konnte er den Einsatz nicht mehr aus eigenen Mitteln bestreiten, und doch wollte er nicht aufhören, einzusetzen, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, er m ü s s e ein Mal gewinnen. Und was that er, um das Geld zum Einsatz zusammen zu bringen? Er betrog seinen Herrn beim Verkauf der Gartenfrüchte. Vorher war er der ehrlichste und treueste Diener gewesen; so sehr hatte also die Gewinnsucht sein Gemüth geändert; seine Untreue blieb nicht lange verborgen, und daher jagte ihn sein Herr fort.

5. Nun wollte er seine Zuflucht zu seinem Freunde Anton nehmen; allein dieser hatte mit seinem Gelde übel gewirthschaftet, und auch wieder in die Lotterie gesetzt, ohne zu gewinnen. Dadurch war er in Schulden gekommen, und mußte landflüchtig werden.

6. Es blieb also dem unglücklichen Stephan Nichts übrig, als ebenfalls aus dem Staate zu gehen, weil Niemand ihn, als einen Betrüger oder Dieb, in seine Dienste nehmen wollte. Er starb in großer Dürftigkeit.

Wer auf andere Art, als durch Arbeit und redliches Bemühen, Geld erwerben will, wird am Ende immer unglücklich.

70. Die Faulheit.

(Von G. E. Lessing.)

Fleiß und Arbeit lob' ich nicht,
Fleiß und Arbeit lob' ein Bauer!
Ja, der Bauer selber spricht:
Fleiß und Arbeit werd' ihm sauer.
Faul zu sein sei meine Pflicht,
diese Pflicht ermüdet nicht.

71. Sinnsprüche.

1. Der Tag eines müssigen Menschen gleicht einer schlaflosen Nacht.

2. Bemühe Andere nicht mit dem, was du selbst thun kannst.

3. Was böse ist, bleibt böse, wenn's gleich Viele thun.

4. Ruhm und Ruhe sind selten gute Freunde.

5. Ehre im Menschen das Bild Gottes.

6. Wer am Wege baut, hat viele Meister.

7. Hochmuth und Eitelkeit kommen uns theurer zu stehen, als Hunger und Durst.

8. Alles, was ich habe, kann ich verlieren; aber nicht das, was ich bin.

9. Nichts im Zorn begonnen! Ein Thor, wer im Sturm sich einschifft.

10. Sandkörner machen den Berg, Minuten das Jahr, flüchtige Gedanken ewige Thaten.

11. Wie viele Mühen und Sorgen kosten uns die Uebel, welche sich niemals ereignen.

12. Bist du ärgerlich, so zähl' allemal zehn, eh' du sprichst; bist du sehr aufgebracht, so zähle hundert.

13. Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln, und nähert sich dem Meister.

14. Falsche Freunde sind Schwalben, die nur zur Sommerzeit da sind: Sonnenuhren, die uns so lange dienen, als die Sonne scheint.

72. Das Heupferd oder der Grashüpfer.

1. Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
zu hoch gebäumt und schlecht bespannt,
konnt' endlich von den matten Pferden
nicht weiter fortgezogen werden.

2. Des Fuhrmanns Macht- und Sittenspruch,
ein zehnmal wiederholter Fluch,
war, eben wie der Peitsche Schlagen,
zu schwach bei diesem schweren Wagen.

3. Ein Heupferd, das bei der Gefahr
zu oberst auf dem Wiesbaum war,
sprang d'rauf herab und sprach mit Lachen:
ich will's dem Viehe leichter machen.

4. D'rauf ward der Wagen fortgerückt.
Ei, rief das Heupferd ganz entzückt:
Du, Fuhrmann, wirst an mich gedenken;
fahr' fort! den Dank will ich dir schenken.

Dreiunddreißigste Lektion. [XXXIII.]

73. Fleiß und Trägheit im Gegensatze dargestellt.

(Nach Dr. Percival.)

1. In einem Dorfe, in einer geringen Entfernung von der Hauptstadt, lebte ein wohlhabender Landwirth, welcher zwei Söhne hatte, Wilhelm und Thomas; der erstere war gerade ein Jahr älter als der andere.

2. Am Tage, als der zweite Sohn geboren wurde, pflanzte der Landwirth zwei junge Aepfelbäume von gleicher Größe in seinen Garten, auf welche er im Anbaue die nämliche Sorgfalt verwendete, und sie gediehen so gleich, daß es schwer hielt zu sagen, welcher den Vorzug verdiente.

3. Sobald die Kinder im Stande waren, Gartenbaugeräthe zu gebrauchen, nahm der Vater sie an einem schönen Frühlingstage mit hinaus, um die zwei Pflanzen zu sehen, welche er für sie gezogen hatte, und er benamte sie nach ihren Namen. Nachdem Wilhelm und Thomas die Schönheit dieser Bäumchen bewundert hatten, welche eben mit Blüthen bedeckt waren, sagte ihnen ihr Vater, er mache ihnen mit diesen Bäumlein im guten Zustande ein Geschenk, sie würden fortfahren zu gedeihen oder zu Grunde gehen je nach der Arbeit oder der Vernachlässigung, die ihnen zu Theil werden würde.

4. Thomas, obwohl der jüngste Sohn, wandte all' seine Aufmerksamkeit auf die Verbesserung seines Bäumchens, indem er es von Insekten reinigte, sobald er sie entdeckte, und indem er dem Stamme eine Stütze gab, damit es vollkommen gerade aufrecht wüchse. Er umgrub denselben, um die Erde locker zu machen, damit die Wurzeln Nahrung durch die Wärme der Sonne und die Feuchtigkeit des Thaues empfingen. Keine Mutter könnte ihr Kind in seiner Kindheit zärtlicher pflegen, als Thomas seinen Baum pflegte.

5. Sein Bruder Wilhelm dagegen befolgte ein ganz verschiedenes Verfahren; denn er vertändelte seine ganze Zeit auf die nutzloseste und boshafteste Weise; eine seiner hauptsächlichsten Vergnügungen bestand darin, Steine nach Leuten zu werfen, welche vorbeigingen. Er unterhielt Gesellschaft mit allen müssigen Knaben in der Nachbarschaft, mit welchen er fortwährend in Streit war und kam selten davon, ohne ein blaues Auge oder eine zerkratzte Haut mit nach Hause zu bringen. Sein Obstbaum wurde vernachlässigt und es wurde nie an ihn gedacht bis eines Tages im Herbste, als er zufällig seines Bruders Baum mit den schönsten Aepfeln beladen und fast unter der Last niederbrechen sah und zu seinem eigenen Baume lief, nicht daran zweifelnd, ihn in demselben erfreulichen Zustande zu finden.

6. Sein Erstaunen und seine Enttäuschung waren in der That groß, als er, statt den Baum mit vortrefflichem Obst beladen zu finden, nichts sah, als wenige verwelkte Blätter und mit Moos bedeckte Aeste. Er ging sofort zu seinem Vater

und beklagte sich über seine Partheilichkeit, indem er ihm einen Baum gab, welcher werthlos und unfruchtbar sei, während der seines Bruders das üppigste Obst hervorbringe; und er dachte, sein Bruder sollte ihm wenigstens die Hälfte von seinen Aepfeln geben.

7. Sein Vater sagte ihm, daß es keineswegs billig sei, daß die Fleißigen einen Theil ihrer Arbeit abtreten, um die Müssigen zu ernähren. „Wenn dein Baum", sagte er, „dir Nichts hervorgebracht hat, so ist dies nur eine gerechte Strafe für deine Trägheit, da du siehst, was der Fleiß deines Bruders ihm für Gewinn gebracht hat. Dein Baum war gleich voll Blüthen und wuchs in demselben Boden; aber du schenktest der Pflege desselben keine Aufmerksamkeit. Dein Bruder duldete keine sichtbaren Insekten an seinem Baume; aber du vernachlässigtest jene Vorsicht und ließest es geschehen, daß sie sogar die Knospen verzehrten. Da ich selbst Pflanzen nicht durch Nachlässigkeit zu Grunde gehen sehen kann, muß ich nun diesen Baum dir wegnehmen und ihn deinem Bruder geben, dessen Sorgfalt und Aufmerksamkeit ihn möglicher Weise zu seiner früheren Kraft wieder zurück bringen können. Das Obst, das er trägt, soll sein Eigenthum sein und du darfst dich ferner nicht mehr betrachten, als habest du irgend ein Recht an demselben. Du magst jedoch in meinen Baumgarten gehen und dir dort einen andern wählen, welchen du lieber hast, und versuchen, was du mit ihm thun kannst; wenn du aber vernachlässigst, gehörig für denselben zu sorgen, werde ich dir diesen auch wegnehmen und ihn deinem Bruder geben, als eine Belohnung für seine größere Aufmerksamkeit und seinen vorzüglicheren Fleiß."

8. Dies hatte die gewünschte Wirkung auf Wilhelm, welcher die Gerechtigkeit und Angemessenheit der Worte seines Vaters deutlich einsah und sofort in den Baumgarten ging, um den fruchtbarsten Apfelbaum, den er finden könnte, auszuwählen. Sein Bruder Thomas, welcher ihm in der Pflege seines Baumes beistand, gab ihm Rath, in welcher Weise er zu verfahren habe, und Wilhelm machte den besten Gebrauch von seiner Zeit und von den Belehrungen, welche er von seinem Bruder erhielt. Er gab alle seine böswilligen Streiche auf, mied die Gesellschaft müssiger Knaben, verlegte sich freudig aufs Arbeiten und empfing im Herbste die Belohnung für seine Arbeit, indem sein Baum so viel Obst trug, daß die Aeste sich bogen.

74. Der Hahn, die Tauben und der Geier.

(Eine Fabel von Haller.)

Einige Tauben suchten sich an etwas Korn zu sättigen. Ein Haushahn kam dazu, brauchte Gewalt und vertrieb die Tauben. Im ersten Verdruß über das erlittene Unrecht sahen sie einen Geier, der eben über dem Hofe schwebte, und riefen ihn an, sie zu rächen. Der Geier kam, zerriß den Hahn und bald darauf hatten die Tauben, die sich über den Tod ihres Feindes gefreut hatten.

Vierunddreißigste Lektion. [XXXIV.]

75. Die Auction.

(Von Chr. Hohnbaum.)

1. Auf der hohen Schule zu Göttingen studierte vor mehreren Jahren ein junger Engländer, sehr reicher Leute Kind, der seine Lust am Reiten hatte. Er ritt einmal nach Nordheim, einer kleinen Stadt, vier Stunden von Göttingen. Als er ankam, sah er viele Menschen die Rathstreppe hinansteigen. Was giebt's denn da oben? dachte er. — Er gab sein Pferd ab und stieg auch mit hinauf.

2. In der großen Rathsstube war eine Auction, oder zu deutsch eine Versteigerung. Eben hatte der Rathsdiener den Schlüssel aufgehoben, und schrie: „Dreihundert fünf und neunzig Thaler zum ersten, 395 Thaler zum andern, 395 zum dritten und"—„Vierhundert!" rief der Student. „400 zum ersten, zum andern, zum dritten und —" kein Mensch bot mehr —„und letzten!" hieß es, und der schwere Schlüssel schlug nieder. — „Mein Gott! was hab' ich denn erstanden?" fragte der erschrockene Student; „ich weiß ja gar nicht, wovon die Rede war." — „Ein Haus! ein Haus!" schrieen Alle mit unmäßigem Gelächter. — „Nun gut," antwortete er, „das Haus verkaufe ich wieder, wenn auch mit einigem Schaden; hab' ich doch dafür mir und euch einen Spaß gemacht. Aber nun führt mich doch hin, daß ich sehe, welches Haus jetzt mein ist und was ich für mein Geld erhalte."

3. Der Rathsdiener schritt ihm voran, und viele Leute folgten nach. „Hier," sagte Jener, als er in einer engen Gasse still stand, „dies ist ihr Eigenthum! Es thut mir leid, daß es nicht größer und schöner ist." „Nun," sagte der Engländer, „für 400 Thaler kauft man keinen Pallast.

4. Er trat ein und fand in einer armseligen Stube eine alte Frau sitzen, die bitterlich weinte und die Hände über ein Gebetbuch faltete. „Was fehlt dir, gute Mutter?“ fragte er. „Warum weinst du und thust so kläglich?“ — „Ach Gott, erbarme dich,“ schluchzte sie, „jetzt verkaufen sie oben im Rathhaus mein Häuslein, weil ich meine Schulden nicht bezahlen kann. Ich soll heraus, du lieber Gott! und weiß nicht wohin, ich arme, alte, kranke Frau. Wer wird mich aufnehmen, wenn es Gott nicht thut? Ja, komm', o Tod, und führe mich nur fort! Wenn sie mich im Sarg hinausgetragen haben, dann können sie ja die Hütte hinnehmen, die harten Menschen.“ — „Sei ruhig, liebe Mutter,“ sprach der edle Engländer, „dein Haus soll dir kein Mensch nehmen. Ich habe es gekauft, und schenke dir es wieder. Von meinem Kaufgeld werden deine Schulden bezahlt werden. Ich will mir in deinem Hause ein kleines Stübchen zurecht machen lassen, und so oft ich nach Nordheim komme, wohne ich bei dir.“

76. Der alte Landmann und sein Sohn.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab
und weiche keinen Finger breit
von Gottes Wegen ab!
Dann wirst du wie auf grünen Au'n
durchs Pilgerleben gehn,
dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
dem Tod entgegen sehn.
Dann wird die Sichel und der Pflug
in deiner Hand so leicht,
dann singest du beim Wasserkrug,
als wär' dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird Alles schwer,
er thue, was er thu';
Das Laster treibt ihn hin und her
und läßt ihm keine Ruh'.
Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
ihm lacht kein Aehrenfeld,
er ist auf Lug und Trug erpicht
und wünscht sich nichts als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum
saust ihm Entsetzen zu,
er findet nach des Lebens Traum
im Grabe keine Ruh'.

D'rum übe Treu' und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab
und weiche keinen Finger breit
von Gottes Wegen ab!
Dann suchen Enkel deine Gruft
und weinen Thränen d'rauf,
und Sommerblumen, voll von Duft,
blühn aus den Thränen auf.

Fünfunddreißigste Lektion. [XXXV.]

77. Feuriges Wasser.

1. Was nicht dein ist, Kind, das rühre nicht an, denn es brennt, und einmal hat es sogar einem Knaben das Herz abgebrannt, weil er demselben sein unrechtmäßig Verlangen stets allzu dienstfertig gestillt hat. Der nahm, wie eine Elster, alles, was ihm anständig war, heimlich hinweg, ob er gleich wußte, daß es eine Sünde ist, die einem in manchem Lande den Aufenthalt zwischen Himmel und Erde anweist oder wenigstens ein feuriges ABC auf den Rücken einträgt, daß, wenn er das Wamms herunterthut, alle Welt lesen kann, weß Geistes Kind der Gebrannte ist.

2. Diesmal aber hat das kalte Wasser die Feuerstelle vertreten und jenem Jungen ein Maal auf die Brust gebrannt, daß ihm der Athem böser Begierde gleich ausging. Einmal stahl er nämlich ein paar Stückchen ungelöschten Kalkes und versteckte sie unter seinem Brustlatze. Gleich darauf begegnete ihm ein Kamerad, der zwei Pferde in die Schwemme ritt, und — hast du ihn gesehen? — saß unser Diebsjunge oben auf dem andern Pferde, und nun gings in vollem Jagen nach der Schwemme.

3. Mitten im Wasser aber fiel's dem Pferde ein, sich zu legen, und Spitzbübchen fiel herunter. Weil er aber schwimmen konnte, so schwamm er eine gute Strecke fort. Aber auf einmal fing er an jämmerlich zu schreien: „Helft, helft, ich verbrenne!" Aber die Leute, die ihn schwimmen sahen, meinten, er verire sie, dieweil ja ungesottenes Wasser nicht brenne. Der Junge sank ein paar Mal unter und kam ein paar Mal wieder herauf, ein Mal mit dem Kopfe, das andere Mal mit den Beinen und das dritte Mal ganz, aber auch ganz — todt, und seine Eingeweide, die der brennend gewordene Kalk zerfressen hatte, schwammen neben dem entseelten Körper dahin! —

Gelt, Kind, was nicht dein ist, rühr' nie an, denn es brennt — zum wenigsten auf dem Gewissen.

Sechsunddreißigste Lektion. [XXXVI.]

78. Gesundheitslehre.

1. Du hast mir, Gott, den Leib, Du hast sein Leben
zum Dienste meiner Seele mir gegeben.
Erhalten soll ich ihn, und vor Gefahren
auch ihn bewahren.

2. Ich soll ihn pflegen, soll zu edlen Werken
durch Nahrung ihn und auch durch Freude stärken
soll ihn durch keine Weichlichkeit entehren,
nicht selbst zerstören.

3. Ich soll ihn härten, daß er Kraft gewinne,
mit Muth beherrschen jede Lust der Sinne,
damit ich nicht der Tugend Kampf und Mühe
verzärtelt fliehe.

4. Nie laß mich ihn durch Völlerei entehren,
nie seine Kraft durch Müßiggang verzehren!
Er sei im Alter, wie in früher Jugend,
ein Sitz der Tugend.

5. Schleicht sich der Krankheit Gift in seine Glieder;
so hilf, o Gott, mir zur Genesung wieder.
Wenn ich noch hier durch sein erneutes Leben.
Dich kann erheben!

1. Das größte irdische Gut ist ein gesunder Körper, von größerm Werthe, als Reichthum und alle Schätze der Erde. Wir müssen uns deßhalb schon frühe mit den Mitteln und den Vorsichtsmaßregeln bekannt machen, wodurch wir unsere Gesundheit erhalten und uns vor einem siechen Körper bewahren können. Die meisten kränklichen Menschen legten den Grund zu ihren körperlichen Leiden in den Jahren ihrer Jugend, obwohl sie ursprünglich einen starken gesunden Körper vom lieben Gott erhalten hatten; andere waren schwächlich in ihren frühern Tagen und erwarben sich durch eine zweckmäßige Lebensweise einen gesunden, erstarkten Körper. Daher sollen junge Leute mit allem dem genau vertraut sein, was ihrem Körper schaden kann, oder ihn zu kräftigen vermag. In dem Gebote: „du sollst nicht tödten," ist für sie zugleich der Befehl gegeben, sich diese Kenntnisse zu erwerben und sie zu befolgen.

2. Es ist leichter, sich vor einer Krankheit zu bewahren, als sich davon zu befreien, wenn man von ihr befallen wird; daher merke man sich nachstehende Gesundheitsregeln.

3. Man schadet der Gesundheit am ehesten durch Unmäßigkeit. Um den Magen, fest anschließend an demselben,

liegen die wichtigsten Lebenswerkzeuge, die Lungen, das Herz und die Leber. Ist derselbe nun übermäßig mit Speisen aufgestopft, so können diese ihre Dienste nicht verrichten; die Lungen sind gedrückt und können nur schwer athmen, das Herz ist beengt und der Blutumlauf gestört. Man esse daher nie mehr als zur Sättigung nöthig ist. Dabei müssen alle Speisen, ehe sie dem Magen zugeführt werden, gehörig mit den Zähnen zermalmet werden; die Verdauung wird dadurch erleichtert. Zu warme, zu kalte und zu fette Speisen, unreifes Obst und zu schwer verdauliche Nahrungsmittel, so wie zu vielerlei Speisen durcheinander soll man nicht genießen. Höchst schädlich ist auch die Unmäßigkeit im Trinken. Die gesundesten Getränke für jüngere Leute sind das reine, frische Quellwasser und die Milch. Alle gegohrnen Getränke: Wein und Bier erhitzen mehr oder weniger das Blut und sollen nur höchst selten, der Branntwein nie von ihnen genossen werden. Er ist selbst für ältere Personen ein höchst schädliches und giftähnliches Getränke, dem alljährlich eine Menge Opfer fallen. Alle Säufer sterben eines frühen Todes; bei einigen entsteht Bluthusten und die Schwindsucht, andere rafft der Schlagfluß und die Wassersucht dahin, wieder andere verlieren durch das häufige Berauschtsein ihre geistigen Kräfte; ihr Gehirn wird durch die fortwährend aufsteigenden Dünste angegriffen und nicht selten werden sie vor ihrem Ende von dem Säuferwahnsinne befallen. Allzu warme Getränke sind schädlich, weil sie die Verdauung schwächen und den Körper erschlaffen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Eingeweide des Viehes, welches mit heißer Brühe gemästet worden war, alle Festigkeit verloren hatten. Wenn wir erhitzt sind, so kann uns ein kalter Trunk den Tod bringen; plötzliche Lähmung der Glieder und Schwindsucht sind nicht selten die Folgen hiervon.

4. Jeder plötzliche Uebergang aus der Hitze in die Kälte ist höchst ungesund. Wenn man daher sehr erhitzt ist, so soll man sich nicht auf einmal stille hinsetzen oder hinlegen oder in den Luftzug stellen, sondern in mäßiger Bewegung bleiben und sich so allmählig abkühlen. Am wenigsten darf man auf dem kalten Erdboden in feuchter Herbst- oder Frühlingszeit schlafen. Lähmung der Glieder, Gicht und andere Krankheiten sind meistens nur Folgen von Erkältungen. Viele Menschen haben sich den Tod dadurch zugezogen, daß sie im erhitzten Zustande vom Tanzboden in die kalte, äußere Luft traten; andere, indem sie im Flusse badeten, ohne vorher genugsam abgekühlt zu sein.

5. Die Kleidung darf nicht zu eng sein, und den Kör-

per oder einzelne Theile desselben pressen, weil dadurch der Blutumlauf gehindert wird. Zu enge Schuhe verderben die Füße; Schnürbrüste beengen die Brust und sind häufig die erste Veranlassung zu gefährlichen und tödtlichen Brustkrankheiten. Die Kleidung soll bei jüngern Personen auch nicht zu dick und zu warm sein, weil sonst die Ausdünstung zu sehr vermehrt, der wohlthätige Einfluß der stärkenden Luft auf den Körper aber vermindert wird, was den Körper besonders empfänglich zu Erkältungen und allen davon herrührenden Uebeln macht. In unserm Klima sind die wollenen Kleider die gesundesten. Kopf, Hals und Brust müssen leicht bedeckt sein; der Unterleib und die Füße aber warm gehalten werden.

6. Unreinlichkeit ist die Ursache zahlloser Krankheiten. Durch den Schmutz, welcher sich in die Poren und Schweißlöcher der Haut setzt, wird die Ausdünstung vermindert und manche Krankheit befördert. Deswegen badet euch fleißig, aber mit Vorsicht. Augen und Ohren, Zähne u. s. w. können nur durch sorgfältiges Waschen und Reinigen gesund erhalten werden, nicht minder Kopf und Füße. Unsere Haut ist besonders empfänglich für manche ansteckende Krankheiten; man soll sich deshalb hüten, Leute zu berühren, welche mit der Krätze oder einem andern Ausschlage behaftet sind, noch weniger Kleider tragen, welche Personen angehörten, die an ansteckenden Krankheiten litten.

7. Der Schlaf ist zur Erhaltung des menschlichen Körpers unentbehrlich; daher schadet es, wenn man zu wenig schläft. Für den Gesunden und Erwachsenen ist ein sieben Stunden langer Schlaf hinreichend; Kinder können eine Stunde länger schlafen; aber das zu viele und lange Schlafen macht träge und entkräftet den Körper. Durch Körperarbeit und Bewegung werden die Muskeln gestärkt, durch Müßiggang und Trägheit aber erschlaffen sie und verlieren ihre Spannkraft, daher ist das Turnen sehr gesund.

8. Wenn wir nun aber noch so vorsichtig und sorgfältig Alles vermeiden, was unsere Gesundheit stören möchte, so können wir es doch nicht dahin bringen, alle Krankheiten von uns abzuwehren. Wird man von einer solchen befallen, so rufe man frühzeitig einen geschickten Arzt zu Hülfe und richte sich strenge nach dessen Anordnungen; vor Allem aber hüte man sich, seine Zuflucht zu Quacksalbern und zu sogenannten Hausmitteln zu nehmen, von deren Unschädlichkeit man nicht vollkommen überzeugt ist. Befindet man sich in der Nähe eines Kranken, welcher an einer ansteckenden Krankheit leidet, so gehe man nicht nüchtern zu demselben. Man vermeide dessen Aus-

dünstung einzuathmen oder schwitzende Theile seines Körpers ohne Noth zu berühren, und trage Sorge fur eine frische und reine Luft in dem Krankenzimmer.

9. Es giebt Fälle, in denen augenblicklich Hülfsmittel angewandt werden müssen. Solche sind: **a.** Bei einer Vergiftung. Die leidende Person trinke sogleich eine Menge lauwarmen Wassers, Milchrahm oder Milch mit vielem Oel. **b.** Wenn scharfe oder spitzige Sachen verschluckt worden sind und noch im Schlunde stecken. Man suche die Person zum Nießen zu bringen und gebe ihr warme Milch und Oel zu trinken. — **c.** Beim Ertrunkenen. Sobald eine solche Person aus dem Wasser gezogen ist, entkleide man sie und bringe sie in ein erwärmtes Bett, umgebe sie mit wollenen Decken, hute sich aber ja, sie vorher stark zu rütteln oder auf den Kopf zu stellen. — **d.** Beim Erfrorenen. Den Erfrornen bringe man in ein kaltes Zimmer, entkleide ihn und belege seinen Körper, mit Ausnahme des Mundes und der Nasenlöcher, mit Schnee. In Ermangelung desselben lege man den Körper in kaltes Wasser, oder umwickle ihn mit Umschlägen, welche vorher in kaltes Wasser getaucht worden sind. Zeigen sich Spuren von Leben, so bringe man ihn in ein gar wenig erwärmtes Bett und reibe den Körper mit Tüchern. — **e.** Beim Erhängten. Man lege ihn auf ein weiches Lager, entkleide ihn, reibe den Körper mit warmen, wollenen Tüchern, sprenge ihm kaltes Wasser ins Gesicht und wehe ihm frische Luft zu. — **f.** Beim Erstickten. Man bringe ihn gleich in die frische Luft und besprenge ihm mit kaltem Wasser das Gesicht und den ganzen Leib.

10. In allen diesen Fällen schicke man aber eiligst zu einem erfahrnen Arzte, welcher die fernern geeigneten Mittel anordnen wird.

Siebenunddreißigste Lektion. [XXXVII.]

79. Der gerettete Jüngling.

(Von Herder.)

1 Eine schöne Menschenseele finden
ist Gewinn, ein schönrer Gewinn ist,
sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
sie, die schon verloren war, zu retten.

Sankt Johannes, aus dem öden Patmos *)
wiederkehrend, war, was er gewesen,
seiner Heerden Hirt. Er ordnet ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling, fröhliche Gesundheit glänzte
vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
sprach die liebevollste Feuerseele.

„Diesen Jüngling," sprach er zu dem Bischof,
„nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
„stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
mir und dir vor Christo die Gemeine."

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
in ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
ließ er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
angeleckt von süßen Schmeicheleien
ward er müßig, kostete die Wollust,
dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
dann der Herrschaft Reiz; er sammelt um sich
seine Spießgesellen, und mit ihnen
zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.
Als Johannes in die Gegend wieder
kam, die erste Frag' an ihren Bischof
war: „Wo ist mein Sohn?" — „Er ist gestorben;"
sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?" — „Er ist Gott abgestorben!"
„Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber."

„Dieses Jünglings Seele," sprach Johannes,
„fordre ich einst von dir. Jedoch wo ist er?"
„„Auf dem Berge dort!"" — „Ich muß ihn sehen."
Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
ward ergriffen: Eben dieses wollt' er.

„Führet, sprach er, mich zu eurem Führer."
Vor ihn trat er! Und der schöne Jüngling
wandte sich; er konnte diesen Anblick

*) Auf der griechischen Insel Patmos hat Johannes seine Offenbarung niedergeschrieben.

nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
nicht, o Sohn, den Waffenlosen,
einen Greis. Ich habe dich gelobet
meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
für dich hin, nur dich fortan verlassen
kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
dich mit meiner Seele Gott verpfändet."

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
um den Greis, bedeckete sein Antlitz,
stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
küsste seine Hand und seine Wange,
nahm ihn neugeschenket vom Gebirge,
läuterte sein Herz mit süßer Flamme.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
mit einander; in den schönen Jüngling
goß sich ganz Johannes schöne Seele. —

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
also tief erkannt' und innig fest hielt?
Und es wieder fand und unbezwingbar
rettete? Ein Sankt-Johannes-Glaube,
Zutrau'n, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

Achtunddreißigste Lektion. [XXXVIII.]

80. Lebensregeln.

1. Den Menschen macht sein Wille groß und klein.
(Schiller.)

2. Müßiggang ist aller Laster Anfang; er führt Krankheit herbei und verkürzt unser Leben, weil er uns schwächlich macht. Müßiggang greift weit mehr an, als die Arbeit. Regt die Hände, so lange ihr noch Kraft habt! Faulheit macht Alles schwer; der Fleiß macht Alles leicht. Wer spät aufsteht, wird nie fertig; ehe er recht in die Arbeit kommt, ist die Nacht schon wieder da. Die Trägheit schleicht so langsam, daß die Armuth sie bald einholt. Zeitig in das Bett, und zeitig aus dem Bett, macht den Menschen gesund, reich und weise.

3. Was hilft es, bessere Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Bessert euch nur selbst, so werden sich die Zeiten auch bessern.

4. Wer arbeiten will, der findet immer Brod. Dem fleißigen Manne schaut wohl der Hunger in das Haus, hinein aber wagt er sich nicht. Die Arbeitsamkeit ist des Glückes Mutter, und dem Fleißigen schenkt Gott Alles, was er bedarf. Arbeite heute, denn du kannst nicht wissen, was dich morgen abhält. Ein Heute ist mehr werth, als zwei Morgen.

81. Nachtwächter Thomas.

1. Nachtwächter Thomas, als er Alters halber seinen Dienst aufgeben mußte, bat sich's vom Bürgermeister als eine besondere Gnade aus, daß er fortan wenigstens die Stadtuhr aufziehen dürfe. Es sei, sagte er, ein ganz eignes Verdienst, den Leuten zu zeigen, woran sie sind. Das wurde ihm denn gestattet, und er zog auch fleißig nach dem Kirchgang die Uhr auf und richtete sie.

2. Es dauerte aber nicht volle vier Wochen, als Thomas den Bürgermeister bat, er möchte ihm den Dienst, den verdrießlichen, wieder abnehmen. Man könne es, sagte er, den Leuten nimmermehr recht machen. „Wenn ich auch," fuhr er fort, „die Stadtuhr genau auf Gottes Weltuhr richte, so sagen doch die Einen, sie gehe zu spät, die Andern, sie gehe zu früh; zu spät z. B. sagen die faulen Schüler; zu früh, die kargen Gewerbsmeister. „Und so," schloß er, „mag's ihnen der Teufel recht machen, ich nicht."

3. Hierauf versetzte der Bürgermeister: „Ich will euch einen guten Rath geben, wie ihr alle Theile zufrieden stellen möget. Beklagen sich die Gewerbsmeister, daß die Uhr zu früh gehe, so sagt nur recht freundlich: Ich will mir alle Mühe geben und dafür sorgen, daß die Uhr ganz richtig zeige. Und beklagen sich die Schüler, so saget desgleichen: Liebe Kinder, ich will allen Fleiß anwenden, die Uhr so zu richten, daß sie ganz genau zeigt. Lasset aber," fuhr der Bürgermeister fort, „bei dem Allen die Uhr ruhig ihren Gang gehen; nur gebet den Leuten gute und freundliche Worte, und alle werden zufrieden sein und euch in Ruhe lassen."

Neununddreißigste Lektion. [XXXIX.]

82. Wie schön leuchtet der Morgenstern.

1. Wir waren wohl oft in großer Angst und Noth, erzählte ein alter Dorfschulmeister in Schlesien, wenn wir im siebenjährigen Kriege auf jenen Anhöhen die Oestreicher, hier in den Schluchten unsre Preußen schlagfertig stehen sahen. Weder Pferd noch Kuh, weder Milch noch Brot gab es in unserm Dörfchen mehr; fast in jeder Nacht hörten wir die Kanonen donnern, und mit jedem neuen Morgen stellte sich auch neues Elend und neuer Jammer für uns ein.

2. Einst hatten wir wieder die ganze Nacht hindurch schießen gehört; an Zubettgehen war gar nicht mehr zu denken, weil man in jeder Nacht horchen mußte, ob die Flamme nicht schon im Dachgiebel knisterte. Eben hatte ich mein Morgenläuten besorgt, guckte zum Schallloche hinaus, um zu schauen, was uns an dem schrecklichen Tage wohl wieder bevorstehen könne, und zog, zum Himmel blickend und Gott dankend, mein Mützchen vom Kopfe, da mir Alles ganz ruhig schien. Ehe ich es jedoch wieder aufgesetzt hatte, jagte ein alter schwarzer Husar zum Kirchhofe herein, warf sich vom Pferde und band seinen Braunen an meinen Fensterladen. Wie mir zu Muthe ward, kann man sich leicht vorstellen. Ich flog mehr, als ich ging, die Thurmtreppe hinunter. Er aber ließ mir nicht einmal Zeit, meinen „guten Morgen!" anzubringen, sondern rief mir im barschen Tone zu: „Geb' er mir den Kirchenschlüssel, Schulmeister!"

3 Ich erschrak; denn obgleich das Bischen Kirchenvermögen und der vergoldete Kelch mit der Hostienschachtel in Sicherheit gebracht waren, so befand sich doch noch eine ziemlich reiche Altarbekleidung mit Tressen in der Kirche. Ich legte mich auf Bitten und Vorstellungen; allein der alte Kriegsmann wollte davon nichts wissen. Er sah mit einer so ganz eignen Manier bald auf mich, bald auf seinen Säbelgriff, daß ich, um Unglück zu verhüten, voranging, um die Kirchthür zu öffnen. Meine Frau, die hinter der Hausthür geborcht hatte, und die vor der Gefahr immer verzagter, in der Gefahr aber immer entschlossener war als ich, kam aus Besorgniß um mich von freien Stücken hinter uns her.

4. Der Husar drängte sich in der Halle hastig voran, ging, ohne sich umzusehen, an der Sakristei und dem Altar vorüber und schritt, so schnell es sein Alter erlaubte, klirr! klirr! die Chortreppe hinauf. Hier setzte er sich Athem schöpfend

auf eine Bank und rief mir gebieterisch zu: Schulmeister, mach' er die Orgel auf, und geb' er mir ein Gesangbuch! — Ich that augenblicklich, was er verlangte, meine Frau mußte die Balgen ziehn, der Husar hatte ein Lied aufgeschlagen und sagte nun in einem weit mildern Tone: Wie schön leuchtet der Morgenstern! Spiel' er das, lieber Schulmeister; aber so recht fein und ordentlich, er versteht mich wohl! —

5. Ich spielte nach Herzenslust, und nach geendetem Vorspiel fiel der Husar mit seiner tiefen Baßstimme ein; meine Frau hinter der Orgel und ich thaten ein Gleiches. Mein Herz wurde so muthig, daß ich mich oft nach meinem Zuhörer umschaute und ihm ganz dreist in das Gesicht sah. Er sang mit großer Andacht, hatte die Hände gefaltet, und die hellen Thränen fielen über den eisgrauen Knebelbart auf das Buch hinab. Jetzt war das Lied beendet; ich ging auf ihn zu; er schüttelte mir recht treuherzig die Hand und sprach: Großen Dank, Herr Kantor! Wo ist der Gotteskasten? —

6. Mein früherer Argwohn, daß es auf Plünderung abgesehen sei, war nun gänzlich verschwunden. Ich holte unsre Armenbüchse, und der Husar warf ein Achtgroschenstück hinein. „Wir Beide aber, wir theilen den Rest, Herr Schulmeister!" sagte er dann, indem er noch zwei Achtgroschenstücke aus der Tasche zog; da, nehm' er das eine für seine Mühe!" Ich schlug es aus; aber er war so ungestüm, daß ich es schlechterdings nehmen mußte. „Nehm' er, nehm' er," sprach er; „es klebt kein Blut daran!" — Jetzt verließ er das Gotteshaus, und wir begleiteten ihn. Sowohl meine Frau als ich waren unglaublich bewegt; ich konnte mich aber nicht enthalten, unsern wunderbaren Gast auf dem Kirchhofe zu fragen, wie ihm denn der Gedanke gekommen sei, hier seine Morgenandacht zu halten.

7. Das will ich euch wohl sagen, ihr lieben Leute, antwortete er, indem er uns Beide bei der Hand nahm. Gestern Abend sollte ein verlorner Posten ausgestellt werden, um mitten unter den herumschweifenden Patrouillen den Feind auf einem gewissen Punkte zu beobachten. Jeder von uns wußte, was die Sache auf sich hatte; — wir sind seit einigen Tagen brav daran gewesen. — Unser Rittmeister fragte nach Freiwilligen; niemand bezeigte Lust.

8. Endlich ritt ich vor, und meine drei Jungen konnten ja wohl den alten Vater nicht allein lassen. — Er braucht es nicht zu wissen, Herr Schulmeister, wie wir es anfingen; — genug, wir schlichen uns durch und hielten die ganze Nacht

auf einer buschigen Anhöhe. Links und rechts blitzte es um uns her; wir sahen bald hier, bald dort feindliche Mannschaften. Nicht meinetwegen — denn wie lange werd' ich noch reiten? — sondern nur wegen meiner Söhne seufzte ich in der finstern Nacht: Herr, erhalte uns! — Kaum hatte ich es heraus, als es anfing zu dämmern, und der Morgenstern mir ins Auge blitzte. „Wie schön leuchtet der Morgenstern!" fiel mir in diesem Augenblick aus meiner Jugendzeit ein; gar Manches, was ich seitdem gethan, und — was wohl nicht allemal recht war, hing sich wie eine Bleilast daran; ich rechnete nach, seit wie viel Jahren ich in keine Kirche gekommen, und ich that Gott das Gelübde, wenn ich diesmal davon käme, wieder einmal eine Andacht zu halten. Das hab' ich denn nun gethan, und er kann wohl denken, ob mir's zu Herzen ging, als wir sangen: Du Herr bist's, der mich diese Nacht durch deine Engel hast bewacht!

Mit diesen Worten setzte er sich auf und ritt davon.

83. Das verläumdete Roß.

(Fabel von Demme.)

Am Hofe des Löwen war ein edles Roß, das dem Könige lange treu gedient hatte. Und der König schätzte und liebte seinen treuen Diener, wie er's verdiente. Das verdroß das kleinere Hofgesindel, und der Fuchs übernahm es, dem Löwen seinen treuen Diener verdächtig zu machen. Aber edel und weise antwortete der König der Thiere: „Es ist ein sicherer Beweis von der Güte meines Rosses, daß es dich Elenden zum Feinde hat."

84. Der treue Unterthan.

(Von Pertsens.)

Als die Franzosen im Jahre 1809 gegen Wien vordrangen, sollte ein Bauer der Führer einer Truppenabtheilung werden. Mit ihr gedachte der Feind durch einen Nachtmarsch einen wichtigen Plan auszuführen. „Gott bewahre mich," sagte der Bauer, „das thu' ich nimmermehr." Heftig drang der französische Offizier, der den Vortrab befehligte, in ihn. Aber der Bauer blieb bei seiner Weigerung. Der Offizier bestürmte ihn mit Versprechungen, er bot ihm einen vollen Beutel mit Gold an; Alles vergebens. Inzwischen langte der Hauptzug der Feinde an, und ihr General war sehr erzürnt, den

Vortrab noch hier anzutreffen. Als er erfuhr, daß der einzige des Weges kundige Mann sich durchaus nicht bewegen lasse, ihr Wegweiser zu sein, ließ er den Bauer vorführen. „Entweder," rief er ihm zu, „du zeigst uns den rechten Weg, oder ich lasse dich erschießen!" — „Ganz gut!" erwiderte der Bauer, „so sterbe ich als rechtschaffener Unterthan und brauche nicht Landesverräther zu werden." Da bot ihm der erstaunte General die Hand und sprach: „Geh' heim, wackerer Mann, wir wollen uns ohne Führer behelfen."

Vierzigste Lektion. [XL.]

85. Zorn und Langmuth.

1. Ein Hausherr kommt von einer weiten Reise zurück und findet sein Hauswesen durch Schuld seiner Leute in großer Unordnung. „Warum habt ihr nicht gethan, was ich euch befohlen hatte?" fragte er mit zorniger Stimme, und als die Knechte im Gefühle ihrer Schuld verstummten, fügte er in gemäßigterem Tone hinzu: „Ihr könnt von Glück sagen, daß ich heute zornig bin; ich würde euch sonst für euren Ungehorsam und eure Nachlässigkeit ernstlich strafen!"

2. Ein Grieche — er ist unter dem Namen des weisen Sokrates bekannt — hörte von seinen Freunden, daß ein Anderer Böses von ihm rede. „Das ist kein Wunder," sagte Sokrates, „Gutes reden hat dieser Mensch nicht gelernt."

3. Ein Anderer gab ihm im Vorbeigehen einen Stoß in böser Absicht, und Sokrates Freunde riethen ihm, er solle den übermüthigen Mann verklagen. Sokrates aber sagte: „Wenn mich ein Ochs oder ein Esel gestoßen hätte, würdet ihr mir wohl rathen, eine Klage gegen ihn anzustellen?"

4. Eine besondere Geduld bewies er gegen seine Ehegattin, welche sehr heftiges Gemüthes war und in ihrer Heftigkeit oft Dinge that, die eine rechtschaffene Frau sich gegen ihren Mann nicht erlauben soll. Einmal hatte sie mit ihrem Manne um eine Kleinigkeit lange gezankt, und als der Mann, des Zankens und Scheltens müde, zum Hause hinausging, goß sie ihm eine Schüssel unreines Wasser über den Kopf „Das dachte ich wohl," sagte Sokrates, „daß auf solch ein Gewitter auch Regen folgen müsse."

5. Bajazeth, der zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts Sultan, d. i. Beherrscher der Türken, war und von einem andern Eroberer, Timur oder Tamerlan, heftig bedrängt wurde, war eines Tages auf den größten Theil seiner Offiziere sehr aufgebracht. Er hielt einen Kriegsrath und beschloß, sie alle niedersäbeln zu lassen; keiner von seinen Ministern wagte, dem erzürnten Sultan zu widersprechen. Da schlug sich Hassa, Bajazeths Lustigmacher, mit einem gut ersonnenen Scherz ins Mittel. „Sultan," sagte er, „laß sie nur niedersäbeln, sie verdienen kein besseres Schicksal; und wozu helfen sie uns? Nimm du die Fahne, und ich werde die Trommel umhängen. Wir Beide wollen den Tartaren genug zu schaffen machen." Der Sultan wurde nachdenkend, und sein Zorn ging vorüber.

86. Die Worte des Koran*).

(Von v. Zedlitz.)

1. Emir †) Hassan, Enkel des Propheten, ‡)
faltet seine Hände, um zu beten,
setzt sich auf den Teppich dann im Saale
nieder, um zu kosten von dem Mahle.

2. Und ein Sklave trägt vor ihn die Speise,
und er schüttet ungeschickter Weise
von der Schüssel Inhalt, daß die Seide
ward beflecket auf des Emirs Kleide.

3. Und der Sklave wirft sich auf die Erde,
und beginnt mit ängstlicher Geberde:
„Herr, des Paradieses Freuden theilen,
die ihr Zürnen zu bemeistern eilen."

4. „„Nun ich zürne nicht!"" antwortet' heiter
Hassan; und der Sklav' versetzte weiter:
„Doch noch mehr belohnt wird, wer Verzeihen
dem Beleidiger läßt angedeihen!"

5. „„Ich verzeihe!"" So des Emirs Worte.
„Doch geschrieben steht an selbem Orte,"
Sprach der Sklave, „daß am höchsten thronen
soll, wer Böses wird mit Gutem lohnen!"

*) Der Koran: Die heilige Schrift der Mohamedaner.
†) Emir heißt Oberhaupt und bezeichnet einen Statthalter.
‡) Unter dem Propheten ist Mohamed verstanden.

6. „„Deine Freiheit will ich dir gewähren,
und dies Gold hier, das Gebot zu ehren;
mög' es nie geschehen, daß Gesetze
des Propheten Gottes ich verletze!"“

Einundvierzigste Lektion. [XLI.]

87. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

Ein Kanonier im siebenjährigen Kriege steht eben, da eine Schlacht beginnen soll, dicht an einer Kanone, die er bedienen hilft, und weil eben ein Gewitter heraufzieht und der Donner fürchterlich daher rollt, will er sich und seinen Kameraden Muth machen und spricht in seines Herzens Uebermuth: Ja donnere du nur da oben in deinem Himmel, wir werden auch bald donnern, und da wird es anders hergehen, und es werden die Stücken nur so fliegen. Das sagte er einmal und zweimal und dreimal; da kam das Gewitter näher, und ein Blitzstrahl tödtete den Mann, der so lästerliche Reden geführt hatte.

88. Die Tabackspfeife.

(Von Pfeffel.)

1. „Gott grüß' euch Alter! Schmeckt das Pfeifchen?
Weis't her! — Ein Blumentopf
von rothem Thon' mit gold'nen Reifchen. —
Was wollt ihr für den Kopf?"

2. „O Herr! den Kopf kann ich nicht lassen;
er kommt vom bravsten Mann',
der ihn, ich weiß nicht welchem Bassen, *)
bei Belgrad †) abgewann."

3. „Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen! ‡)
Wie Grummet sah man unsre Leute
der Türken Glieder mäh'n."

4. „Ein ander Mal von euren Thaten;
Hier, Alter! seid kein Tropf;
nehmt diesen doppelten Dukaten
für euren Pfeifenkopf."

*) Bassa oder Pascha, der Statthalter einer türkischen Provinz.
†) Festung in Serbien.
‡) Einer der größten Feldherrn Oesterreichs.

5. „Ich bin ein armer Kerl und lebe
von meinem Gnadensold';
doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gäbe
ich nicht um alles Gold."

6. „Hört nur: Einst jagten wir Husaren
den Feind nach Herzenslust;
da schoß ein Hund von Janitscharen*)
den Hauptmann in die Brust."

7. „Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel, —
er hätt' es auch gethan, —
und trug ihn sanft aus dem Getümmel
zu einem Edelmann'."

8. „Ich pfleg' ihn, und vor seinem Ende
reicht er mir all' sein Geld
und diesen Kopf, drückt mir die Hände,
stirbt als ein wack'rer Held."

9. „Das Geld mußt du dem Wirthe schenken,
der dreimal Plünd'rung litt, —
so dacht' ich, und zum Angedenken
nahm ich die Pfeife mit."

10. „Ich trug auf allen meinen Zügen
sie wie ein Heiligthum,
wir mochten weichen oder siegen,
im Stiefel mit herum."

11. „Vor Prag verlor ich auf der Streife
das Bein durch einen Schuß;
da griff ich erst nach meiner Pfeife
und dann nach meinem Fuß."

12. „Ihr rühr't mich, Alter, bis zur Thräne.
O, sagt, wie hieß der Held,
dem ich einst gleich zu sein mich sehne?
Gern pries' ich ihn der Welt."

13. „Man hieß ihn nur den tapfern Walther;
dort liegt sein Gut am Rhein'." —
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
und jenes Gut ist mein."

*) Türkische Soldaten zu Fuß.

14. „Kommt, Freund! ihr soll't bei mir nun leben;
vergesset eure Noth;
und trinkt mit mir von Walthers Reben
und eßt von Walthers Brot."

15. „Nun topp! Ihr seid sein wack'rer Erbe.
Ich ziehe morgen ein;
und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
die Türkenpfeife sein."

Zweiundvierzigste Lektion. [XLII.]

89. Vom Rechnen.

1. Es ist im Leben oft nützlich und nothwendig, daß man recht genau rechne, und Mancher wäre ein behaltener Mann, wenn er nur ein wenig sorgfältiger gerechnet hätte. Z. B. Wer ein Haus baut, der soll überschlagen, wieviel es ihm kosten wird, und ob er auch die Mittel habe, den Bau hinauszuführen; und wer auf Reisen ist, soll seinen Vorrath an Gelde oft zählen, damit er nicht im Anfang zuviel ausgebe und dafür späterhin Noth leiden müsse. Auch im gewöhnlichen Leben soll man zuweilen nachrechnen, wieviel diese oder jene Ausgabe im Jahre beträgt, und die entbehrlichen Ausgaben beschränken, damit es nicht nachher an dem Nothwendigen fehle. Giebst du z. B. alle Tage nur fünf Cents unnöthig aus, so macht es in der Woche schon 35 Cents, in einem Monat von 30 Tagen macht es 1 Dollar 50 Cents und in einem Jahre volle 18 Dollars ohne die Cents, die noch auf die längeren Monate fallen.

2. Oder auch so. Du stehst alle Tage um 6 Uhr des Morgens auf und gehst um 10 Uhr zu Bette, und arbeitest dabei täglich 10 Stunden, denn 6 Stunden nimmst du zum Essen, zur Ruhe und zu deiner Erholung; dein Nachbar aber steht täglich um 4 Uhr des Morgens auf und geht eine Stunde später zu Bette und arbeitet täglich 3 Stunden mehr als du. Nun rechne einmal aus, wieviel das im Jahre betragen wird, und wieviel länger dein Nachbar gelebt hat, wenn er auch dem Taufschein nach mit dir gleich alt ist.

3. Aber es ist doch nicht gut, daß man überall und immer nach der größten Strenge rechne; denn es giebt auch Fälle, wo das Rechnen zu nichts hilft, und wo man besser thut, auch fünf gerade sein zu lassen. Wenn du dem Armen giebst oder deinem Bruder leihest, so brauchst du nicht eben zu berechnen,

wie viel du mit dem Gelde sonst wohl hättest erwerben können, oder wieviel es Zinsen brächte in einem Jahr oder in zweien. Und wenn du mit Andern zu theilen hast, und sie wollen dir geben, was billig ist, so mußt du auch nicht haarscharf berechnen, daß dir noch etliche Dollars oder Cents mehr zukommen; das ist ja auch etwas werth, daß du die Sache in der Güte beendest, und nicht nöthig hast, erst mit deinen Freunden zum Richter zu gehen.

Dreiundvierzigste Lektion. [XLIII.]

90. Der Sternseher.

(Von Hebel.)

In einem der letzten Feldzüge stand einmal ein Soldat während einer hellen Sommernacht Schildwache. Zum Zeitvertreib betrachtete er die benachbarten Häuser und Gebäude, und unter andern auch einen runden Thurm, auf welchem mehrere Personen herum standen, die an den Himmel hinauf schauten. Auf einmal streckt einer von den Sternsehern ein langes Fernrohr heraus und richtete dasselbe nach einem Sternchen in die Höhe. Der Soldat dachte: Was will denn der da oben mit seinem Blasrohr? Nachdem er ihm eine Zeit lang unbeweglich zugeschaut hatte, sagte er bei sich selbst: Der zielt aber lange. Endlich schoß ein Stern, wie man zu sagen pflegt, und der Soldat gerieth in Erstaunen und Bewunderung. Alle Welt! — sagte er überlaut — der kann's! Er meinte nämlich, der Astronom habe den Stern vom Himmel herunter geschossen, wie man einen Vogel vom Zweige herabschießt. Es giebt also nicht nur Leute, die da meinen, die Sterne schießen, sondern auch, daß sie können geschossen werden.

91. Lehren der Klugheit und Weisheit.

1. Der Mensch kann, was er soll, und wenn er sagt: ich kann nicht, so will er nicht.

2. Die Erde ist kein Himmel, aber auch kein Jammerthal; die Menschen sind keine Engel, aber eben auch keine Teufel.

3. Oft träumt der Mensch ein künftiges Glück und verschläft darüber das gegenwärtige.

4. Viele Leute reden öfters von ihren ehemaligen dummen Streichen, damit man glauben soll, sie machten jetzt nur geschei̇dte.

5. Wer seinem Stande nicht Ehre macht, verdient auch nicht Ehre vom Stande zu haben.

6. Mit der Wahrheit besteht man sein ganzes Leben; mit der Lüge kaum eine Stunde.

7. Unglück giebt dem Gerechten oft einen Glanz, wie die Nacht den Sternen.

8. Dein Leben sei ein Tagebuch; trage nur gute Werke ein.

9. Besser einen Cent mit Recht, als einen Dollar mit Unrecht.

10. Der Arme hat wenig, der Geizige Nichts; sein Geld gehört nicht ihm, sondern er dem Gelde.

11. Sei noch so glücklich, du bist es nie ganz, wenn du nicht werth bist, es zu sein.

12. Je mehr Schwäche, desto mehr Lüge, die Kraft geht gerade. Jede Kanonenkugel, die Höhlen oder Gruben hat, geht krumm.

13. Sei gerecht, sei wahr, bleibe deiner würdig, dann werden weder die Menschen, noch das Schicksal dich niederbeugen können.

14. Ein bescheidener, gebildeter Mensch ist wie ein fruchtbarer, dickbelaubter Baum; er verbirgt die Früchte unter den Blättern.

15. Du bist so schwach, daß du fallen, und so stark, daß du wieder aufstehen kannst. Vergiß bei deiner Größe nie, wie klein, und bei deiner Kleinheit nie, wie groß du werden kannst.

92. Die Sperlinge.

Zwei Spatzen, siehe, zanken sich
um Kleinigkeiten fürchterlich.
Ist Niemand, der den Streit entscheide? —
Die Katze — kommt und frißt sie Beide. —

93. Eintracht.

(Von Pfeffel.)

1. Ein Vater schied von seinen Söhnen;
doch eh' er schied, sucht er durch ein Symbol
zur Eintracht ihre Herzen zu gewöhnen.
„Ich scheide," sprach er, „Söhne, lebet wohl!
Jedoch zuvor zerbrecht mir diese Pfeile,
gebunden, wie sie sind." In größter Eile
will Jeder den Befehl vollziehn,
jedoch umsonst ist ihr Bemühn.

2. Der Vater löst hierauf das Band,
giebt Jedem einen Pfeil besonders in die Hand.
„Zerbrecht mir den!" spricht er mit trüben Blicken,
und schnell war jeder Pfeil in Stücken.
„Merkt, Söhne," rief er, „am zerbrochenen Geschoß,
die Eintracht nur macht stark und groß;
die Zwietracht stürzet Alles nieder!
Lebt wohl, und liebt euch stets als Brüder!"

94. Arbeitsregeln.

(Von Giesemann.)

1. Gewöhne dich früh an nützliche Beschäftigung! Bedenke, daß das Leben flüchtig ist, durch Krankheiten verkürzt werden kann, und durch Zerstreuungen aller Art oft bis zur Ungebühr verkürzt wird.

2. Des Morgens stehe früh auf! „Morgenstunde hat Gold im Munde." Bedenke, daß du doch den vierten Theil deines Lebens verschläfst, wenn du auch täglich nur sechs Stunden dem Schlafe widmest.

3. Zögere nicht, an die Arbeit zu gehen! Wer spät dazu kommt, kommt spät davon, oder richtet wenig aus.

4. Verschiebe nicht auf den folgenden Tag, was du heute thun kannst! Jeder Tag hat sein eigenes Geschäft. Verschiebest du das heutige auf morgen, so bist du genöthigt, das morgende weiter hinaus zu schieben.

5. Was du arbeitest, das arbeite gut, genau, gründlich, so wird es dir nie an Beschäftigung fehlen; denn du wirst an deiner Arbeit immer etwas zu bessern finden, und durch den Beifall, der ihr zu Theil wird, größeres Vertrauen gewinnen.

6. Arbeite regelmäßig! Greife nicht bald dieses, bald jenes an, sondern vollende das Angefangene, ehe du Neues beginnst. Dadurch bewahrst du dich vor Zerstreuung deiner Gedanken und Zersplitterung deiner Kräfte und machst dich fähig, größere Werke, deren Entwerfung Nüchternheit und deren Vollführung Ausdauer erfordert, zu Stande zu bringen.

7. „Nach der Arbeit ist gut ruhen," sagt das Sprüchwort. Die Erfahrung bestätigt diesen Ausspruch täglich, und lehrt, daß der Mensch am Abend nur dann recht vergnügt sein könne, wenn er sich bewußt ist, den Tag über seine Pflicht treu erfüllt zu haben.

Vierundvierzigste Lektion. [XLIV.]

95. Der Schatz aus Hamburg.

(Von Carl Barth.)

1. Vor etwa 200 Jahren lebte im sächsischen Erzgebirge der Fabrikbesitzer Herr Schnorr, ein Mann, der zwar wohlhabend, doch nicht reich an Geld, aber reich an Kindern war, deren er sieben hatte. Ein anderer, als reich und redlich bekannter Handelsmann aus Hamburg war früher jedes Jahr gekommen, um bei unserm Schnorr Einkäufe zu machen; seit mehreren Jahren aber nicht mehr, und war eine beträchtliche Summe Geldes ihm schuldig geblieben. Weil damals die Posten und Eisenbahnen noch nicht, wie jetzt, waren, und allerlei Nachrichten umliefen, blieb dem guten Schnorr Nichts übrig, als selbst nach Hamburg zu reisen, um die Schuld einzutreiben. Er sattelte daher seinen Klepper und ritt dahin ab, voll Hoffnung, mit einigen hübschen Röllchen geprägten Goldes und Silbers im Mantelsack wiederzukehren. Es kam aber anders.

2. In Hamburg fragt Schnorr nach dem bekannten Handelsherrn; aber statt in ein großes Kaufmannshaus weist man ihn in ein entferntes, niedriges Häuschen. Eine ärmlich in Trauer gekleidete Frau kommt ihm entgegen, in der kleinen Stube arbeiten bleiche und nothdürftig umhüllte Kinder. Auf seine Erkundigung nach dem Handelsfreund erzählt ihm die Frau, die Augen von Thränen verdunkelt, daß ihr Mann ohne eigne Schuld sein ganzes Vermögen verloren habe, darüber vor Gram gestorben sei und sie hülflos und ganz arm mit den Kindern hinterlassen habe; ihr bitterster Schmerz sei aber

der, daß ihre Kinder ohne männliche Aufsicht und Lehre nach und nach verwildern würden. Heute sei's gerade ein Jahr, daß ihr Mann gestorben sei, — und die Kinder fingen von Neuem an zu weinen.

3. Da hatte der Mann Schuld und Forderung vergessen, spricht der Frau freundlich zu, mahnt sie an Den, der auch die Lilien kleide. „Sechs also?" fragt er endlich, und hat das kleine Mädchen vergessen, das er schon lange auf dem Arme trägt. Jetzt erst bemerkt er, daß es hier gerade ist, wie daheim in seinem Hause, sechs Knaben und ein Mädchen, und es kam ihm vor, als seien seine Kinder verwaist und seine Frau trauere um ihn selbst. Er bleibt; aber je länger er bleibt, desto mehr sieht man ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hat, was er nicht recht vorzubringen weiß. „Wie wär's," — sagt er endlich an der Thür, — „wie wär's, wenn ihr — aber ihr dürft nicht böse werden — wenn ihr mir die Kinder mitgäbt? aber ich muß sie freilich alle haben, sonst ist's zu Hause nicht recht." Die Mutter erschrickt; der Mann ist ihr zwar als ein redlicher Mann bekannt; aber alle von sich lassen?! Der Kaufmann bittet und stellt ihr vor — als ob ihm die Wohlthat erwiesen werde, und endlich siegt das Gefühl, ihre Kinder alle wohl aufgehoben und versorgt zu wissen, über das Mutterherz. — Schnell läßt der Mann für seine neuen Pfleglinge wärmere Kleider machen, kauft ein Wägelchen mit Tuch überspannt, und nach einigen Tagen fährt die kleine heilige Schaar, von den Thränen, Segenswünschen und Gebeten der Mutter begleitet, von Hamburg ab.

4. Nach acht Tagen rollt die kleine Arche Noah vors Haus in der Heimath. Heraus eilt die Hausmutter, empfängt freudig küssend den geliebten Mann und fragt: „Nun, bringst du einen rechten Schatz mit, Alter?" Da antwortete Schnorr lächelnd: „Freilich, Mütterchen! Schätze, die du mir bewahren sollst." Der Mutter nach stürmen aus dem Hause die eigenen Kinder des Schnorr, sechs Knaben und das kleinste Mädchen, und rufen, den Vater bei allen Rockzipfeln fassend: „Hast du uns was Schönes mitgebracht?" Und er antwortete freundlich: „Ja, ihr Panduren*)! Jedem ein Spielzeug aus Hamburg, so groß, wie ihr selber!"

5. Nun geht's an den bedeckten Wagen, und heraus steigen, klettern, kriechen und purzeln eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs Knaben und ein Mädchen, immer eins kleiner, als das andere, wie die Orgelpfeifen im Hause des Herrn, aber

*) Panduren nannte man eigentlich ungarische Soldaten zu Fuß.

schon nicht mehr so bleich und abgehärmt, sondern munter und rothwangig. „Heisa, neue Spielkameraden!“ rufen die Kinder und ziehen freudig Jeder seinen passenden kleinen Mann ins Haus; die kleine Marie aber geht auf das noch etwas fern und scheu stehende Mädchen zu und lallt: „Komm' nur, hab' ein' Pupp' für dich!“

6. Die Mutter macht' anfangs freilich große Augen bei der unerwarteten Verdoppelung ihres Haushalts; aber ehe der Vater noch auserzählt hat, hat sie das kleine Mädchen schon auf den Armen und herzt und tröstet das nach der Mutter weinende Kind. — Alle wachsen und gedeihen, lernen tüchtig, lohnen die Mühe der Pflegeeltern durch Geschicklichkeit, Anstelligkeit, gute Aufführung, wurden später sämmtlich geachtete und wohlhabende Leute, deren Nachkommen noch jetzt in Sachsen als reiche Kaufherren leben, und liest die Geschichte vielleicht Mancher, dessen Ur-Ur-Großvater mit aus dem Wägelchen herauspurzelte.

7. Die Nachkommen des wackern Schnorr leben auch noch, arm an Glücksgütern, doch reich an Gemüth, Kunst und Geschicklichkeit, und obgleich für wichtige Dienste, dem Staate geleistet, ihrem Aeltervater ein Adelsdiplom durch den Kurfürsten verliehen wurde, haben doch weder dieser, noch jene jemals eigentlich dasselbe geltend gemacht, indem sie den unsichtbaren Stern in der Brust höher achteten, als den sichtbaren auf dem Rock.

96. Gott sorgt für Alle.

(Von Hey.)

1. Weißt du, wie viel Sterne stehen
an dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wie viel Wolken gehen
weithin über alle Welt?
daß ihm auch nicht eines fehlet
an der ganzen großen Zahl.

2. Weißt du, wie viel Mücklein spielen
in der hellen Sonnengluth?
wie viel Fischlein auch sich kühlen
in der hellen Wasserfluth?
Gott, der Herr, rief sie mit Namen
daß sie all' ins Leben kamen,
daß sie nun so fröhlich sind.

3. Weißt du, wie viel Kinder frühe
stehn aus ihrem Bettlein auf,
daß sie ohne Sorg' und Mühe
fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen
seine Lust, sein Wohlgefallen,
kennt auch dich und hat dich lieb.

Fünfundvierzigste Lektion. [XLV.]

97. Undank.

1. Vor dreißig Jahren kam ein alter Bauer mit wankendem Schritt auf einen Stab gestützt an dem Thore einer Residenz an. Der Thorschreiber sah aus seiner niedrigen Wachtstube heraus und rief ihn an: „Woher, Alter?" — „Da drüben vom Walde her," antwortete der Bauer. — „Wo geht denn euer Weg hin?" fragte der Thorschreiber weiter. — „Nicht weiter als hieher," war des Bauern Antwort. — „Und was habt ihr denn hier zu schaffen?" „Ach," erwiderte der Alte mit einem Seufzer, „ich wollte meinen eigenen Sohn verklagen. Seht, da habe ich vor mehreren Jahren mein Bischen Hab' und Gut meinen sechs Söhnen abgetreten, um meine alten Tage in Ruhe zu verleben. Der älteste bekam die Grundstücke, Haus und Hof, Aecker und Wiesen; er verglich sich mit seinen Brüdern und versprach, mich bis an meinen Tod zu ernähren und zu verpflegen. Aber das will er nun nicht mehr thun, und bei meinen anderen Söhnen finde ich auch keine Hülfe. Darum will ich mich mit einer Klage an die hochfürstliche Regierung wenden."

2. „Aber sagt mir doch," fragte der Thorschreiber, „wie alt seid ihr denn eigentlich?" — „Großer Gott!" entgegnete der Bauer, „ich bin nun 73 Jahre alt." — „Nun," sagte der vorwitzige Thorschreiber, „da kann ich euch den Bescheid selbst geben, und ihr braucht euch nicht erst an die Regierung zu wenden. Ihr wißt ja, daß in der heiligen Schrift steht: Unser Leben währet siebenzig Jahr'. Da habt ihr schon drei Jahre zu viel gelebt!"

3. Der Alte sah den Thorschreiber erschrocken an: „Ja, wenn's so ist, so thue ich wohl am besten, wenn ich umkehre. Unser Herr Gott wird mich ja bald zu sich nehmen!" sagte er

endlich wehmüthig und setzte sich auf einen Stein vorm Thore, um auszuruhen.

Den Greis hat unser Herr Gott zu sich genommen; auf dem Stein aber am Thore sitzt alle Sonntage der älteste Sohn und bettelt.

98. Die Nuß.

(Von Chr. Schmidt.)

Unter dem großen Nußbaume nächst dem Dorfe fanden zwei Knaben eine Nuß. „Sie gehört mir!" rief Ignaz, „denn ich habe sie zuerst gesehen." „Nein, sie gehört mir!" schrie Bernhard, „denn ich habe sie zuerst aufgehoben." Beide geriethen in einen heftigen Streit. — „Ich will den Streit ausmachen!" sagte ein größerer Junge, der eben dazu kam. Er stellte sich in die Mitte der beiden Knaben, machte die Nuß auf und sprach: „Die eine Schale gehört dem, der die Nuß zuerst sah; die andere Schale gehört dem, der sie zuerst aufgehoben; den Kern aber behalte — ich für den Urtheilsspruch." „Das," setzte er lachend hinzu, „ist das gewöhnliche Ende der meisten Prozesse."

Wer Freude hat am Prozessiren,
wird, statt gewinnen, nur verlieren.

Sechsundvierzigste Lektion. [XLVI.]

99. Schlechter Lohn.

(Von Hebel.)

1. Als im letzten preußischen Kriege der Franzose nach Berlin kam, in die Residenzstadt des Königs von Preußen, da wurde unter Anderm viel königliches Eigenthum weggenommen und fortgeführt oder verkauft. Denn der Krieg bringt nichts, er holt. Was noch so gut verborgen war, wurde entdeckt und Manches davon zur Beute gemacht, doch nicht Alles.

2. Ein großer Vorrath von königlichem Bauholz blieb lange unverrathen und unversehrt. Doch kam zuletzt noch ein Spitzbube von des Königs eigenen Unterthanen, dachte, da ist ein gutes Trinkgeld zu verdienen, und zeigte dem französischen Kommandanten mit schmunzlicher Miene und spitzbübischen Augen an, was für ein schönes Quantum von eichenen und tannenen Baustämmen noch da und da beisammen liege, woraus manch 1000 Thaler zu lösen wäre. —

3. Aber der brave Kommandant gab schlechten Dank für die Verrätherei und sagte: „Laßt ihr die schönen Baustämme nur liegen, wo sie sind. Man muß dem Feind nicht sein Nothwendigstes nehmen; denn wenn euer König wieder ins Land kommt, so braucht er Holz zu neuen Galgen für so ehrliche Unterthanen, wie ihr einer seid."

100. Sünde.

(Von Samuel v. Butschky.)

Die Sünde stellet sich im Anfange gar züchtig an und vermummt sich wie König Saul, als er nach Endor ging; hernach aber wird sie unverschämt und thut die Larve vor der öffentlichen Welt von sich. Im Anfange überredet sie uns zu höflichen Ergötzlichkeiten und bringet uns aufs Letzte durch diese zu unzuläßlichen Wollüsten. Wer diese Sünde nicht will bei sich wachsen lassen, der muß ihr im Anfange widerstehen. Es ist zu spät, auf Arzeneien zu gedenken, wenn die Krankheit nicht mehr zu heilen ist; man kann einer Krankheit leichter vorkommen, als von derselben wieder genesen.

101. Die Rache

(Von Friedrich Rückert.)

Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn;
der Knecht wär' selber ein Ritter gern.
Er hat ihn erstochen im dunklen Hain,
und den Leib versenket im tiefen Rhein,
hat angeleget die Rüstung blank,
auf des Herren Roß sich geschwungen frank.
Und als er sprengen will über die Brück',
da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.
Und als er die güld'nen Sporen ihm gab,
da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.
Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
der schwere Panzer ihn niederzwingt.

102. Drei Wünsche.

Dreierlei ist's, was sich die Menschen am häufigsten wünschen: Weisheit, Macht, Reichthum; und wer herzhaft wünscht, der will kurzweg alle drei Dinge zusammen haben; nämlich, daß er weise, mächtig und reich zugleich sei. Daß

aber solcher Wunsch selten einem Menschenkind' ausgeht, weiß Jeder. Doch nur Wenige wissen, daß ihn eigentlich Jeder sich selbst erfüllen könnte. Wie das? Das sagt uns ein alter Weiser, der da schreibt: „Der ist weise, der von Jedermann lernt; der ist mächtig, der seine Begierden zwingt, und der ist reich, der sich an Wenigem genügen läßt."

Siebenundvierzigste Lektion. [XLVII.]

103. Der Informator. *)

(Von Gellert.)

Ein Bauer, der viel Geld und nur zwei Söhne hatte,
nahm einen Informator an.
„Ich," sprach er, „und mein Ehegatte,
wir übergeben ihm, als einem wackern Mann,
was uns am liebsten ist. Leit' er sie treulich an.
Er sieht's, es sind zwei muntre Knaben,
und freilich wird er Mühe haben;
jedoch ich will erkenntlich sein.
Ich halte viel auf's Rechnen und auf's Schreiben;
das laff' er sie recht fleißig treiben,
und präg' er ihnen ja das Christenthum wohl ein!
Ich kann's ihm nicht so recht beschreiben;
allein er wird mich wohl verstehn.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn;
das macht bei aller Welt gelitten,
und ist vor Gott im Himmel schön.
Erfüll' er also meine Bitten!
Hier geb' ich ihm zwei Stübchen ein,
und was er braucht, das soll zu seinen Diensten sein."

Der Lehrer fand ein Herz bei seinen Bauernknaben,
wie hundert Junker es nicht haben.
Ein braver Mann, geschickt im Unterrichten,
erfüllt' er redlich seine Pflichten,
und das gefiel dem Bauer sehr.

---

*) Ein Lehrer, Hauslehrer.

Er hielt ihn ungemein in Ehren,
kam oft, den Kindern zuzuhören,
weil es die Pflicht der Väter wär'.

Nun war ein Jahr vorbei. „Herr," sprach der gute Bauer, „was soll für seine Mühe sein?"

„Ich fordre dreißig Thaler." — „Nein, nein!" fiel der Alte hitzig ein,
„sein Informatordienst ist sauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
beinah so viel, als der Gelehrte kriegt,
der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen ihn ja für ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an;
so wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will ihm mehr, ich will ihm hundert Thaler geben,
und mich von Herzen gern verstehn,
ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt, ich müßt' ein Gut verpfänden;
auch das! Ist's denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänd's zu meiner Kinder Glück,
als daß sie's, reich und lasterhaft, verschwenden."

104. Wolf, Ziege und Kohl.

Ein Mann sollte in einem Kahn einen Wolf, eine Ziege und einen Haufen Kohl über einen Fluß bringen. Der Kahn war aber so klein und enge, daß er nur immer einen von diesen Gegenständen aufnehmen konnte. Es entstand nun die Frage, welchen der Mann zuerst überschiffen sollte, ohne fürchten zu müssen, daß während der Ueberfahrt der Wolf die Ziege, oder die Ziege den Kohl fresse.

Je nun, versetzte Hermann, ich hätte zuerst den Wolf übergesetzt.

Der Vater. Aber dann hätte ja unterdeß die Ziege den Kohl aufgefressen.

Bertha. Nein, ich würde zuerst die Ziege übersetzen, denn der Wolf kann ja doch den Kohl nicht fressen.

Der Vater. Recht gut! Das würde das erste Mal wohl gehen; aber was soll er nun zur zweiten Ueberfahrt nehmen? Den Wolf? — so würde dieser während der dritten

Ueberfahrt die Ziege zerreißen. Den Kohl? dann würde dieser eine Beute der Ziege.

Bertha. Ja, da weiß ich wirklich dem armen Manne keinen Rath zu geben.

Hermann. Ich eben so wenig, denn wollte er auch zuerst den Kohl einschiffen, so würde die arme Ziege von dem grausamen Wolfe zerrissen werden. — Ist denn aber der Kahn wirklich so schmal und klein, daß er den Wolf und den Kohl nicht zugleich aufnehmen könnte?

Der Vater. Wenn dies anging, so wäre in der That Alles gerettet. Aber du hast gehört, daß dies nicht geschehen kann.

Hermann. Nun, da kann ich weder rathen, noch helfen. Da muß der Mann eine von den Sachen verlieren.

Bertha. Ich ließ die Ziege immer Etwas von dem Kohl naschen. In der kurzen Zeit wird sie doch so viel nicht fressen. Wenn ich dann den Wolf zuerst übergesetzt hätte, so holte ich den Kohl und zuletzt die Ziege.

Der Vater. Das könnte dem armen Manne aber doch Verdruß zuziehen, wenn er seinem Herrn den angenagten Kohl überbrächte.

Hermann. Ei Vater, nun weiß ich, wie er's machen muß. Unterdeß er den Wolf übersetzt, muß er die Ziege anbinden, daß sie den Kohl nicht erreichen kann.

Der Vater. Dein Vorschlag ist nicht übel! Aber es fehlt sowohl an einem Stricke, als auch an einem Baume.

Hermann. Schlimm, daß auch Alles so unglücklich zusammentreffen muß.

Bertha. Konnte aber auch der Mann nicht vorher daran denken und sich mit einem Knüppel und Strick versehen!

Der Vater. Daran hat er wirklich nicht gedacht. Da er nun einmal in der Verlegenheit ist, so möcht' ich ihn doch gern daraus gerettet sehen.

Ich hab's! rief endlich Wilhelm, der lange in tiefem Nachdenken gesessen hatte.

Der Vater. Ei, vortrefflich! So giebt es also wirklich ein Mittel, die Ziege und den Kohl zu retten? Laß doch hören!

Wilhelm. Beim ersten Ueberfahren nimmt der Mann die Ziege, der Kohl bleibt beim Wolf, der ihn gewiß

nicht anrührt. Das zweite Mal nimmt er den Kohl, bringt ihn an das jenseitige Ufer und nimmt bei der Rückfahrt die Ziege wieder mit. Diese führt er dann aus dem Schiff und schifft nun den Wolf über, der dann wieder zum Kohl kommt. Zuletzt holt er die Ziege, und so ist Alles in Sicherheit.

Der Vater. Brav, Wilhelm! Richtig gedacht! Der Mann machte es ebenso, wie du gerathen hast.

Achtundvierzigste Lektion. [XLVIII.]

105. Der Riese Goliath.

(Von Claudius.)

1. War einst ein Riese, Goliath,
gar ein gefährlich Mann;
er hatte Tressen an dem Hut
und einen Klunker*) dran,
und ein von Silber strotzend Kleid
mit einem Saum, wer weiß wie breit!

2. An seinen Schnurrbart sah man nur
mit Schauder und mit Graus;
und dabei sah er von Natur
gar wild und grimmig aus.
Sein Sarras†) war, man glaubt es kaum,
so groß fast wie ein Weberbaum.

3. Er hatte Knochen wie ein Gaul,
und eine freche Stirn,
und ein entsetzlich großes Maul;
doch nur ein kleines Hirn;
gab Jedem einen Rippenstoß
und flunkerte und prahlte groß.

4. So kam er alle Tage her
und sprach Israel Hohn.
„Wer ist der Mann? Wer wagt's mit mir?
Sei's Vater oder Sohn!
Er komme her, der Lumpenhund!
Ich werf' ihn nieder auf den Grund."

5. Da kam in seinem Schäferrock
ein Jüngling zart und fein,

*) Ein Klunker, das ist eine Quaste.
†) Säbel.

er hatte nichts als seinen Stock,
die Schleuder und den Stein,
und sprach: „Du hast viel Stolz und Wehr',
ich komm' im Namen Gottes her."

6. Und damit schleudert' er auf ihn,
und traf die Stirne gar,
da fiel der große Esel hin,
so lang und dick er war.
Und David haut in guter Ruh'
ihm nun den Kopf noch ab dazu.

7. Trau nicht auf deinen Treffenhut,
noch auf den Klunker d'ran!
Ein großes Maul es auch nicht thut,
das lern vom großen Mann;
und von dem kleinen lerne wohl,
wie man mit Ehren fechten soll.

Denkspruch. Der herzhafte und muthige Mensch wird überall geehrt, aber das verzagte Hasenherz wird überall ausgelacht.

106. Sprüchwörter.

1. Vorsorge verhütet Nachsorge. Im Laufen schnell, im Kaufen bedachtsam, im Rathen langsam. Arbeit macht die Zeit kurz. Gut verloren, Nichts verloren; Muth verloren, halb verloren; Ehre verloren, Alles verloren. Besser ein reicher Bauer als ein armer Edelmann. Was dich nicht brennt, sollst du nicht löschen wollen.

2. Reichthum macht sanft ruhn. Kunst macht Gunst. Baares Geld lacht. Viel Naschen macht leere Taschen. Ein fauler Apfel steckt hunderte an. Es kommt Mancher vom Pferd auf den Esel. Fröhlich in Ehren, kann Niemand wehren. Hunger ist der beste Koch. Fette Küche, mager Erbe. Er will über seinen Schatten springen.

3. Wer in die Mühle geht, wird bestäubt. Ein Wort, ein Wort; ein Mann, ein Mann. Deutscher Mann, Ehrenmann. Geradezu ist der nächste Weg. Es krümmt sich bald, was ein Haken werden will.

4. Gutes Wort findet guten Ort. Es steckt viel Ehre und Freundschaft in einem Faß Wein. Wenn sich der Bauer nicht bückt, so ackert er nicht gut. Williges Herz macht leichte Füße.

Neunundvierzigste Lektion. [XLIX.]

107. Das verlorene Kind.

(Von Fr. Jacobs.)

1. Ein französischer Landmann, Lefevre, war um des Glaubens willen aus seinem Vaterlande geflohen und wohnte im nördlichen Amerika, ohnweit der blauen Berge, auf einem Grundstücke, das er selbst mit den Seinigen urbar gemacht hatte. Er hatte mehrere Kinder; der Liebling der Eltern aber war das jüngste, ein vierjähriger Knabe, Derik genannt. Eines Tages wird Derik vermißt. Man glaubt ihn bei den Nachbarn; man schickt überall herum; umsonst. Die ganze Gegend wird durchsucht; die Nacht bricht ein, und dem ängstlichen Rufen der Eltern antwortet nichts, als der dumpfe Wiederhall oder die Stimmen der Thiere im Wald, die ihnen noch nie so furchtbar geklungen hatten.

2. Während nun Lefevre mit allen den Seinigen nach dem Liebling sucht, und seine Hoffnung immer tiefer sinkt, kommt ein Wilder, Teweſſina, mit Biberfellen beladen, in Lefevres Haus, wo er bekannt war und seine Felle oft abgesetzt hatte, und hört von einer alten Negerin, die man allein zu Hause gelassen hatte, den ängstlichen Vorfall und die Verzweiflung der Eltern. Auf diese Nachricht befiehlt Teweſſina der Negerin, unverzüglich ins Horn zu stoßen, und dadurch ihrem Herrn das Zeichen zur Rückkehr zu geben. Er mache sich anheischig, ihm sein Kind wieder zu schaffen.

3. Als nun Lefevre das gegebene Zeichen vernimmt, eilt er athemlos zurück; denn er glaubte schon, das Kind habe sich wieder gefunden. „Noch ist es nicht da," erwiderte der Wilde auf sein hastiges Fragen; „aber gieb mir augenblicklich die Schuhe und Strümpfe, die dein Kind zuletzt getragen hat, und ich gebe dir mein Wort, daß ich es wieder finde." — Lefevre zögerte; der Wilde aber ließ nicht nach, in ihn zu dringen. Als nun die Schuhe und Strümpfe des Knaben herbeigeschafft waren, ließ Teweſſina sie von seinem Hunde beriechen, und führte diesen dann in einem weiten Kreise um das Haus, wie ein Jäger, der seinen Hund die Spur eines Wildes suchen läßt.

4. Noch hatte er diesen Kreis nicht ganz vollendet, als der Hund einen Ton von sich gab, aus dem sein Herr abnahm, daß er auf der Spur des Kindes sei. Mit unaufhaltsamer Hast verfolgte er seinen Weg, drang in das Dickicht des Waldes ein und kehrte nach Verlauf von einer halben Stunde mit einem solchen Ausdruck von Freude zu seinem Herrn zurück, daß man an der Entdeckung des Kindes nicht zweifeln durfte. Ob es aber noch lebe, war ungewiß, und man kann leicht denken, daß die Zeit, die bis zur Aufklärung dieser Ungewißheit verfloß, für die armen Eltern noch peinlicher war, als die vorhergehende Angst.

5. Teweſſina folgte jetzt dem Hunde auf das Schnellste nach; die Andern, so gut sie konnten; und er fand den Knaben mitten im Gebüsch, am Fuße eines großen Baumes, von Laufen und Erhitzung erschöpft und mehr einem Todten als einem Lebenden gleich. Denn da sich das Kind einmal in den Wald gewagt hatte, hatte es den Rückweg vergebens gesucht und war in seiner Angst immer tiefer in die Wildniß gekommen.

6. Teweſſina nahm jetzt das Kind auf den Arm und flog den bekümmerten Eltern damit entgegen, während der treue Hund mit ausgelaſſener Freude nebenher sprang. Das Glück der Eltern denkt sich wohl Jeder, als sie von fern sahen, daß der ermattete Knabe die Arme nach ihnen ausstreckte. Ihr Dank hatte kein Ende. Auch der Hund empfing seinen Antheil; aber dieser verkroch sich zwischen die Beine seines Herrn und schien wie beschämt über alle die Dankbarkeit, die man ihm bewies.

7. Sobald die Nachricht von dem wiedergefundenen Kinde in der Nachbarschaft erscholl, strömte Alles herbei — denn Lefevre und seine Familie war bei Jedermann beliebt — und das Haus, so geräumig es auch war, konnte doch kaum die Menge der Ankommenden faſſen. Das dauerte die ganze Nacht, und es war wie ein großes Fest; denn Niemand ging unbewirthet weg; und während dieser ganzen Zeit ließ die Mutter das Kind nicht von dem Schooße.

8. Der gute Wilde aber hatte sich in eine Scheune versteckt — denn das Geräusch so vieler Menschen und die Aufmerksamkeit, die man ihm bewies, waren ihm zur Last, und es kostete Mühe, ihn wieder hervorzubringen, nachdem sich der größte Theil der Gäste verloren hatte. Hierauf versammelte Lefevre alle die Seinigen und wer sonst noch zugegen war, umarmte seinen Wohlthäter vor ihren Augen und erklärte ihn nach den Gebräuchen der Wilden für seinen Bruder.

9. „Wenn du einst alt bist," setzte er hinzu, „und deine Füße das flüchtige Wild nicht mehr einholen, dein Arm den Bogen nicht mehr spannen kann, so komm hierher, ich will dir eine Hütte bauen, in der du nach deiner Weise leben kannst, während ich für dich sorge. Hast du je Ursache zu Thränen, so will ich sie dir trocknen, wie du die meinigen getrocknet hast.

10. Auch dein getreuer Hund soll meine Pflege genießen, wenn er alt wird; ich will ihm Futter und Ruhe geben, wenn er dir nicht mehr folgen kann." — Dann setzte er hinzu, indem er den Wilden bei der Hand nahm: „Seht hier, Nachbarn und Freunde, meinen Bruder! Der Name, den mein Kind bisher führte, soll von nun an vergessen sein. Er soll künftig, wie sein Oheim und Retter, Teweſſina heißen."

11. Alle Anwesenden gaben diesem neuen Bunde ihren Beifall. Während aber Jeder seinen Gefühlen freien Lauf ließ, saß Teweſſina still und sah mit der rauchenden Pfeife im Munde stumm vor sich hin, wie die Wilden zu thun pflegen, wenn sie in ihren Versammlungen sprechen wollen. Nachdem er sich nun gehörig gesammelt hatte, bekräftigte er nach der Sitte seines Landes den angebotenen Bund und sagte:

12. „Mein Bruder, ich habe Nichts für dich gethan, was du nicht auch für mich gethan hättest. Es war der Wille des guten Geistes, der über uns wacht, daß ich zur rechten Zeit in dein Haus kam, um dir zu helfen. Bist du glücklich, so bin ich es auch; freu'st du dich, so freue ich mich nicht weniger.— Wenn du zu unsern Hütten kommst, so sollst du in keiner andern wohnen, als in der meinigen; mein Feuer soll das deinige sein, du sollst auf meiner Bärenhaut ruhen und an keines Andern Seite schlafen, als an der Seite deines Bruders Teweſſina."

13. Von dieser Zeit an führte der kleine Derik den Namen seines Retters; und als dieser gestorben war, begab er sich nach seiner Wohnung und nahm eines der Kinder des Verstorbenen, das auch den Namen Teweſſina führte, zum Bruder an. So dauerte dieses Bündniß der Dankbarkeit noch lange fort, und oft kam der junge Wilde über die blauen Berge, seinen Bruder zu besuchen, der ihn nie unbeschenkt entließ und auch von ihm kleine Gaben empfing, so wie ein Wilder sie reichen kann.

108. Räthsel.

1. Ohne Zunge, ohne Lunge
bin ich d'rum doch nicht stumm;
denn, zu rechter Zeit geschlagen,
weiß ich Tausenden zu sagen,
was sie sollen, wenn sie wollen.

2. Ohne Streben, ohne Leben,
ohne Schmerz, ohne Herz
stimm' ich dennoch mit der Menge
ein in ihre Chorgesänge,
bald in Leiden, bald in Freuden.

Fünfzigste Lektion. [L.]

109. Der Werth von Zeit und Wissen.

(Nach Hawes.)

1. Der unschätzbare Werth der Zeit wird fast nie recht erkannt. Sie ist das Kostbarste in der Welt; das Einzige, mit dem zu geizen eine Tugend ist und doch das Einzige, womit alle Menschen verschwenderisch umgehn.

2. Das Lesen, zum Beispiel, ist ein ebenso nützliches als angenehmes Mittel, um die Mußestunden auszufüllen. Fast alle jungen Leute haben Zeit genug zum Lesen, aber sie verwenden dieselbe nicht in hinreichendem Maße zu diesem Zwecke. Ihre freien Stunden werden entweder weggetändelt oder verplaudert oder auf irgend eine andere nutzlose oder gar schädliche Weise vergeudet, und dennoch klagen sie oft, daß es ihnen an Zeit fehle, Geist und Herz auszubilden.

3. Die Zeit ist das kostbarste Gut, da jeder Augenblick nur einmal kommt, um sogleich unwiederbringlich für immer zu verschwinden. Geht daher sparsam mit den euch zugemessenen freien Augenblicken um und benutzt sie so, daß ihr euch später keine Vorwürfe zu machen habet! Und wozu könnt ihr eure geschäftsfreien Stunden wohl besser verwenden, als zum Lesen der Werke guter und weiser Menschen? Derjenige Jüngling muß in der That aller Wißbegierde baar sein, dem gute Bücher nicht eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens gewähren!

4. Es ist eine nicht zu übersehende Thatsache, daß das Lesen den Stoff für anziehende und nützliche Unterhaltung schafft. Die Gedanken derer, welche sich von Büchern fern halten, müssen sich nothwendiger Weise in sehr engen Gränzen bewegen. Die Begebenheiten, die sich in ihrer unmittelbaren Nähe zutragen, die Preise von Waaren, die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens, oder, was noch schlimmer ist, einfältige Geschichten, bilden ihr ganzes Wissen und liefern daher den Stoff für ihre Gespräche. Sie können nichts Wichtiges sagen, weil sie nichts Wichtiges wissen.

5. Es giebt ferner kein wirksameres Mittel gegen unedle Neigungen, wie zweckmäßiges Lesen. Gute Bücher veredeln den Charakter, indem sie zur Tugend hinleiten. Sie schärfen unser Pflichtgefühl, stärken uns in den Grundsätzen, befestigen unsere guten Gewohnheiten, flößen uns Liebe für das Rechte und Gute ein und erfüllen uns mit Verachtung gegen Alles, was niedrig, gemein und lasterhaft ist.

6. Der hohe Werth geistiger Ausbildung, welche größtentheils aus Büchern genommen wird, sollte gleichfalls junge Leute zum Lesen anspornen. Was bildet den größten Unterschied, welcher zwischen gebildeten und rohen Völkern stattfindet? — Wissen. — Was verschafft gewissen Menschen desselben Volkes oder derselben Gesellschaft ein Uebergewicht über ihre Landsleute und Genossen? — Wissen. — Wodurch schwang sich Franklin aus der bescheidenen Stellung eines Druckerlehrlings zu Würden und Ansehen in zwei Welttheilen empor? Durch Kenntnisse und Tugend. — Was hob Sherman vom Schusterschemel auf einen Sitz im Congreß und verschaffte dort seiner Stimme Nachdruck und Geltung bei den Besten und Weisesten seiner Nation? — Kenntnisse. — Wodurch erlangte Simpson, der in der Jugend am Webstuhl gesessen hatte, eine der ersten Stellen unter den Mathematikern und wodurch wurde Herschel, der Sohn eines armen Musikanten in der Armee, ein berühmter Astronom, dessen Namen alle gebildeten Nationen mit Ehrfurcht aussprechen? — Durch Kenntnisse! —

7. Die Verhältnisse, welche euch zu Mitgliedern einer freien und erleuchteten Gemeinde machen, erheischen von euch eine gewissenhafte Benutzung aller Mittel, welche zur Erweiterung eurer Kenntnisse dienen können. Ihr lebt in einem Zeitalter großer geistiger Aufregung. Der öffentliche Geist ist wach und es offenbart sich ein rastloses Streben nach Vervollkommnung auf allen Feldern des menschlichen Wissens. Zu gleicher Zeit sind die Mittel zur Erwerbung von Kenntnissen häufiger als je vorher.

8. Der Weg zu Wohlstand, Ehre und Glück steht Allen offen und Jeder darf ihn mit der gegründetsten Hoffnung auf Erfolg betreten. In unserem freien Vaterlande giebt es keine bevorzugten Stände: Alle sind einander gleich. Wer Talente besitzt, wird bekannt, erlangt Ansehen und kann sich, unter günstigen Umständen, zu hohen Würden und Ehren emporschwingen.

9. Jeder ist frei und gleichberechtigt. Er hat eine Stimme bei der Wahl der Beamten sowohl, als bei der Aufstellung und Ausübung der Gesetze, und kann zu wichtigen Aemtern in dem Gemeinwesen berufen werden, dessen Mitglied er ist. Es gehört daher zu den Pflichten aller jungen Leute, ihren Geist zu bilden, die Talente zu vervollkommnen, womit Gott sie ausgestattet hat und überhaupt alle diejenigen Kenntnisse sich anzueignen, welche zur Erreichung einer nutzbringenden und ehrenvollen Stellung im Leben unentbehrlich sind. —

10. Jeder von euch sollte die erste Stelle im Staate durch seine Kenntnisse und Bravheit verdienen, aber es ist gleichgültig, ob er sie erhält oder nicht. Hütet euch aber ja, ehrgeizige, gewissenlose Politiker und Aemterjäger zu werden.

110. Franklin.

(Nach Haupt.)

1. Wie wir fast durchgehends die Bemerkung machen können, daß die größten Wohlthäter des Menschengeschlechts aus niederem Stande und von armen Eltern stammen, so war auch Benjamin Franklin der Sohn eines nicht sehr bemittelten Seifensieders, der aus Mißvergnügen England verlassen und sich nach Amerika übergesiedelt hatte. Benjamins Vater hatte 17 Kinder und konnte auch darum nicht viel auf ihn, das jüngste, verwenden; er bestimmte ihn zu seinem Geschäft. Doch dies mißfiel dem regsamen Knaben, und er erlernte bei seinem Bruder die Buchdruckerkunst. Nach mancherlei Schicksalen, wobei es ihm einst sehr kärglich ging, legte er eine eigene Buchdruckerei an. Wenn Andere seines Gleichen schon Feierabend gemacht hatten, arbeitete er noch fröhlich fort. Seine beständige Heiterkeit machte ihn beliebt, seine strenge Rechtlichkeit verschaffte ihm allgemeines Zutrauen. Dabei schrieb er selbst Aufsätze fürs Volk; sein schönster ist: „Der arme Richard," ein Volksbuch, das reißenden Abgang fand, und das ihr auch noch lesen müßt. Er ist der Erfinder des Blitzableiters und der Glasharmonika; und sein Ruhm verbreitete sich auch bald durch Europa.

2. Als nun im Jahre 1770 sein Vaterland sich von England wegen der ungerechten Behandlung losriß, eilte er selbst nach London, um dort die Rechte seiner Mitbürger zu verfechten. Bei dieser Gelegenheit mußte er einst vor dem Parlament erscheinen. Nun war Franklin allem Flitter und Prunk abhold und von republikanischer Einfachheit, Sitte und Kleidung. Wie er daher in einem einfachen Rocke, eine Stutzperrücke auf dem Kopfe und einen Stock von gemeinem Apfelholz in der Hand, eintrat, lächelte man über den amerikanischen Spießbürger. Aber wie schnell verwandelte sich der Spott in Bewunderung, als er zu sprechen anfing und die Rechte seines Vaterlandes mit der ruhigsten Klarheit auseinander setzte. Als er später als Gesandter nach Paris geschickt wurde, saß er, der ehemalige Buchdrucker, nicht selten mit dem Könige am Tische. Besonders merkwürdig ist, wie

dieser Mann es anfing, alle seine üblen Angewohnheiten und Fehler abzulegen. Mit aller Strenge beobachtete er sich selbst, um seine Fehler genau kennen zu lernen; er glaubte deren — wie viel meint ihr wohl? — dreizehn an sich zu entdecken. Ihr wundert euch über die große Zahl und seid überzeugt, nicht halb so viel zu besitzen? Aber lernt hieraus, daß sich selbst zu kennen, ein schweres Geschäft ist, und daß, je höher einer von sich selbst urtheilt, um so weniger er sich selbst kennt. Was that nun Franklin? Er machte sich folgende Tabelle und schrieb in die vordere Reihe die Namen der ihm, wie er wahrgenommen, noch mehr oder weniger fehlenden Tugenden, darüber aber die Namen der sieben Wochentage. So nahm sich's aus:

		S.	M.	D.	M.	D.	F.	S.
1	Mäßigkeit . . .							
2	Schweigsamkeit	+	+		+		+	
3	Ordnung	+	+	+		+	+	+
4	Entschlossenheit		+				+	
5	Sparsamkeit . .		+				+	
6	Betriebsamkeit	+						
7	Aufrichtigkeit .					+		
8	Gerechtigkeit . .							
9	Mäßigung . . .							
10	Reinlichkeit . .							
11	Ruhe							
12	Enthaltsamkeit							
13	Demuth							

3. Jede Woche nahm er nun einen Fehler besonders vor und zeichnete jeden Abend, wenn er gegen seinen Vorsatz gesündigt hatte, ein Kreuz ein; fand er aber nichts zu tadeln, so ließ er das Quadrat leer. In der folgenden Woche schritt er zum folgenden Fehler, doch so, daß er die vorigen mit beachtete. Jedes Vierteljahr war er so mit der Tabelle zu Ende und fing dann wieder von vorn an; und jedesmal wurden der Kreuzchen weniger, bis er zuletzt so Herr seiner Neigungen, und diese Tugenden ihm selbst so zur Gewohnheit geworden waren, daß er, obgleich er die Tafel stets bei sich trug, zuletzt

keine Veranlassung mehr hatte, Etwas einzuzeichnen. Wie gefällt euch das? Sollte bei euch der Gebrauch eines solchen Täfelchens so ganz unnütze sein? —

4. Ihr möget der Liste noch die Namen von folgenden Tugenden beifügen:

a	Höflichkeit . . .							
b	Mildthätigkeit.							
c	Zufriedenheit. .							

Wer sich so beobachten und dabei beten lernt, hat das Geheimniß eines reinen Lebenswandels gefunden. —

5. Franklin setzte sich auch selbst eine Grabschrift. Sie lautet: „Der Leib Benjamin Franklins, Buchdruckers, liegt hier als Speise für Würmer, wie der Einband eines alten Buches, woraus das Werk gerissen, Aufschrift und Vergoldung abgegriffen sind. Aber das Werk wird nicht verloren gehen, denn es wird wieder erscheinen in einer neuen, zierlichen Auflage, durchgesehen und verbessert vom Verfasser." Wer von euch vermag die einzelnen Vergleichungspunkte dieses schönen Gleichnisses zu deuten?

6. Franklin blieb durch seine Mäßigkeit gesund bis in sein hohes Alter. In seinem 84sten Jahre entschlief er sanft. Die ganze civilisirte Welt nahm Theil an diesem Ereigniß, und die Mitglieder der französischen Nationalversammlung legten drei Tage Trauer um ihn an. Eine Stelle in seinem Testamente lautete:

7. „Meinen schönen Spatzierstock von Wildapfelholz mit goldnem, in Form einer Freiheitsmütze schön gearbeitetem Knopfe, vermache ich meinem und der Menschheit Freunde, dem General Washington. Wäre es ein Scepter, er hätte es verdient und bekäme es."

Wer sich zu bessern, täglich Etwas thut,
der wird bald gänzlich fehlerfrei und gut.

111. Die Pfeife.

(Von Benjamin Franklin.)

1. Als ich ein Knabe von sieben Jahren war, füllten mir einst an einem Feiertage meine Verwandten die Taschen mit Kupfermünzen. Ich wußte nun Nichts eiliger zu thun, als damit nach einem Kaufladen zu gehen, wo man Kinderspielzeug

verkaufte. Schon auf dem Wege dahin begegnete ich aber einem andern Knaben mit einer Pfeife, deren Ton mir so wohl gefiel, daß ich ihm freiwillig all' mein Geld dafür bot. Vergnügt über meinen Handel eilte ich wieder nach Hause und durchzog pfeifend das ganze Haus; denn meine Pfeife machte mir eben so viel Freude, als ich damit die ganze Familie belästigte. Als meine Brüder, Schwestern, Vettern und Basen von meinem Handel hörten, sagten sie mir, daß ich viermal mehr für die Pfeife gegeben hätte, als sie werth sei. Dies machte mich nun erst aufmerksam darauf, wie viel schöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und da sie sich noch über meine Thorheit lustig machten, so fing ich vor Aerger an zu weinen. Jetzt machte mir die Reue mehr Verdruß, als mir die Pfeife Vergnügen gemacht hatte.

2. Der Vorfall hatte aber das Gute, daß er einen bleibenden Eindruck auf mich zurückließ, der mir in der Folge sehr nützlich wurde; denn so oft ich in Versuchung gerieth, etwas Unnöthiges zu kaufen, sagte ich immer zu mir selbst: Gieb nicht zu viel für die Pfeife, und so sparte ich mein Geld.

3. Als ich herangewachsen war und in die Welt eintrat, wo ich Gelegenheit hatte, die Handlungen der Menschen zu beobachten, glaubte ich viele, ja sogar sehr viele Leute zu bemerken, welche zu viel für ihre Pfeife gaben.

4. Sah ich einen Ehrgeizigen um Volksgunst buhlen, sich beständig in politische Händel mischen, seine eigenen Angelegenheiten darüber vernachlässigen und sich dadurch zu Grunde richten, so sagte ich: Er zahlt wahrlich zu viel für seine Pfeife!

5. Wenn ich einen Geizhals traf, der sich jede Art von Bequemlichkeit versagte, sich um das Vergnügen, Andern Gutes zu thun, betrog, die Achtung seiner Mitbürger verscherzte und auf die Genüsse zärtlicher Freundschaft verzichtete, nur um Schätze aufzuhäufen, so dachte ich: Armer Mann, du bezahlst in der That zu viel für deine Pfeife!

6. Fand ich einen Mann des Vergnügens, der jede Geistesfreude, jede Gelegenheit, sein Vermögen zu mehren, blos sinnlichen Genüssen hintenansetzte, so sagte ich: Betrogener Mann, du schaffst dir Leiden statt Lust, du giebst zu viel für deine Pfeife!

7. Sah ich einen Menschen, der an schönen Kleidern, schönem Hausgeräthe, schönen Pferden und Wagen mit Leib und Seel'hing, Schulden dafür machte und seine Laufbahn in

Armuth beschloß: „Ach," sagte ich dann, „der hat seine Pfeife theuer, sehr theuer bezahlt!"

8. Kurz, wo ich hinsah, bemerkte ich, daß die Menschen sich den größten Theil ihres Elendes dadurch selbst zuziehen, daß sie den Werth der Dinge nicht richtig zu schätzen wissen und daß sie zu viel für ihre Pfeifen bezahlen.

Einundfünfzigste Lektion. [LI.]

112. Klug geholfen.

„Kapitän!" rief ein Matrose, „ist eine Sache verloren, wenn man weiß, wo sie ist?" — „Nein, du Narr!" — „Nun, so seien Sie ganz ruhig über ihre silberne Theekanne, die mir eben aus der Hand fiel; sie ist da unten im Meere."

113. Die geretteten Schiffer.

1. Im Jahre 1778, um die Zeit der Nachtgleiche, gab es eines Tages bei Danzig einen heftigen Sturm. Die ältesten Schiffsleute auf der Ostsee konnten sich kaum auf ein ähnliches Wetter an diesen Küsten besinnen. Ich wohnte damals mit meinen Eltern nahe an den Schiffswerften. Früh Morgens sagte mein Vater zu mir: „Johannes, komm an den Strand, es wird heute Unglück die Menge geben." Ich folgte ihm. —

2. Nach einer Stunde erreichten wir die Danziger Münde, von da ging's weiter an das offene Meer. Es war ein kläglicher und herzzerreißender Anblick! Koffer, Trümmer von Schiffen, Tonnen, Ballen von Waaren trieben unter- und durcheinander. Der alte Schiffsherr Petersen, der auch in unserer Nachbarschaft wohnte, begegnete uns hier und erzählte meinem Vater: „Vierzehn bemannte Fahrzeuge, eines schmucker als das andere, Engländer, Dänen, Schweden, seien in dieser wilden und stürmischen Nacht mit Mann und Maus untergegangen." Indem wir noch so mit einander sprachen, trieb mitten unter den Planken eines gescheiterten Schiffes ein männlicher Leichnam ans Ufer. Weinende Schifferweiber mit ihren Kindern umringten ihn sogleich, um zu sehen, ob es ein Bekannter, Vater, Freund oder Bruder von ihnen wäre;

aber in den von Schaum, Moos und Meergras entstellten Gesichtszügen hielt es schwer, eine Aehnlichkeit zu entdecken oder die entdeckte weiter zu verfolgen. So traurig beschäftigt, vernahmen wir plötzlich einen Gesang aus dem Meere. Drei nackte Schiffsleute saßen in einem Boot und ruderten mit beigelegtem Segel dem Ufer zu. Aus den gräßlichen Tumult der vergangenen Nacht gerettet, brachten sie dem Herrn ein fröhliches Lied zur Morgengabe. Hier ist es:

3. Nach dem Sturme fahren wir sicher durch die Wellen,
lassen, großer Schöpfer, dir unser Lob erschallen.
Lobet ihn mit Herz und Mund, lobet ihn zu jeder Stund'!
Christ! Kyrie! *) Komm zu uns auf die See!

4. Einst in meiner letzten Noth laß mich nicht versinken,
soll ich von dem bittern Tod Well' auf Welle trinken.
Reich' mir dann, von Lieb' entbrannt, Herr, deine Glaubenshand,
Christ! Kyrie! Komm zu uns auf die See!

5. Als die drei Schiffer an das Land kamen, bestürmte sie ein Jeder mit Fragen. Es waren drei Matrosen, Peter von dem frischen Haff, Classen aus Amsterdam und van der Smissen aus Harburg. Sie hatten im Sturme der vergangenen Nacht ihr Schiff und ihre gesammten Habseligkeiten verloren und sich auf einem armseligen Boote gerettet. Aus ihrer Kleidung hatten sie Segel gemacht, und der Herr, der seine Engel zu Boten und seine Diener zu Feuerflammen macht, hatte sie trotz Sturm und Wellen wohlbehalten ans Land geführt.

114. Der kleine Hydriot†).

(Von Wilh. Müller.)

1 Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein,
und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
und in die Fluthen tauchen bis nieder auf den Sand.
5 Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,

*) Herr.

†) Hydra, eine kleine Insel an der Ostküste von Griechenland.

er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
wieß mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht,
wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff.
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
es schwebten Berg' und Thürme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Fluth,
und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht, —
ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht; —
da sprach er, und die Wange ward ihm, wie Blut, so roth:
„Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!" —

Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n,
mir war's, als thät sein Auge hinab ins Herz mir seh'n.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel, und schaut' ihn sicher an,
und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm, wie Blut, so roth:
„Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!"

115. Der treue Lehrer.

1. Ein Kaufmann aus dem Staate Missouri fiel vor mehreren Jahren bei finsterer Nacht von dem Dampfschiffe „Anna" in der Nähe von Rocheport mitten in den reißenden Missouri Strom, und rettete mit Gottes Hülfe sein Leben durch Schwimmen. —

2. Als nun der Missourier wieder an einem warmen Ofen saß und sein durchnäßtes Papiergeld trocknete, sagte er halblaut — *der gute Lehrer, nach zwanzig Jahren ist's eingetroffen!* Er dachte nämlich an den treuen Lehrer seiner Kindheit, der ihn veranlaßte trotz seines Widerwillens Schwimmen zu lernen, indem der Lehrer oft zu ihm sagte: Du weißt nicht, wo dich einst das Schicksal hinwerfen wird, die Befolgung meines Raths kann dir einmal das Leben retten.

Zweiundfünfzigste Lektion. [LII.]

116. Der alte Gott lebt noch.

1. Es war eines Sonntags Morgen. Die Sonne schien hell und warm in die Stube; linde, erquickliche Lüfte zogen durch die offenen Fenster, im Freien unter dem blauen Himmel jubilirten die Vögel, und die ganze Landschaft, in Grün gekleidet und mit Blumen geschmückt, stand da, wie eine Braut an ihrem Ehrentage.

2. Aber während nun draußen überall Freude herrschte, brütete im Hause, in jener Stube, nur Trübsal und Trauer. Selbst die Hausfrau, die sonst immer eines heitern und guten Muthes war, saß heute mit umwölktem Antlitz und mit niedergeschlagenem Blicke da beim Morgenimbiß,*) und sie erhob sich zuletzt, ohne etwas zu essen, vom Sitze, und eine Thräne aus dem Auge wischend, eilte sie gegen die Thür zu.

3. Es schien aber auch in der That, als wenn der Fluch auf diesem Hause lastete. Es war Theurung im Lande; das Gewerbe ging schlecht; die Auflagen wurden immer drückender; das Hauswesen verfiel von Jahr zu Jahr mehr, und es war am Ende Nichts abzusehen, als Armuth und Verachtung.

4. Das hatte den Mann, der sonst ein fleißiger und ordentlicher Bürger war, schon seit langer Zeit trübsinnig gemacht, dergestalt, daß er an seinem ferneren Fortkommen verzweifelte, und manchmal sogar äußerte, er wolle sich selbst ein Leid anthun und seinem elenden, trostlosen Leben ein Ende machen.

5. Da half denn auch kein Zureden von Seiten seiner Frau, die sonst immer aufgeräumten Sinnes war, und alle Trostgründe seiner Freunde, weltliche und geistliche, verschlugen Nichts, und machten ihn nur schweigsamer und trübseliger. —

6. Der geneigte Leser wird denken, da sei es kein Wunder gewesen, daß denn zuletzt auch die Frau all ihren Muth und Freude verloren habe. Es hatte aber mit ihrer

*) Einfaches Frühstück

Traurigkeit eine ganz eigene Bewandtniß, wie wir bald hören werden.

7. Als der Mann sah, daß auch sein Weib trauerte und nun forteilte, hielt er sie an und sprach: „Ich lasse dich nicht aus der Stube, bis du mir sagst, was dir fehlt." Sie schwieg noch eine Weile, dann aber that sie ihren Mund auf, und indem sie einen tiefen Seufzer holte, sprach sie:

8. Ach, lieber Mann, es hat mir heute Nacht geträumt, unser lieber Herrgott sei gestorben, und die lieben Engelein seien ihm zur Leiche gegangen. — „Einfalt!" sagte der Mann, „wie kannst du denn etwas so Albernes für wahr halten oder auch nur denken? Herzlieb, bedenk' doch, Gott kann ja nicht sterben."

9. Da erheiterte sich plötzlich das Gesicht der guten Frau, und indem sie des Mannes beide Hände erfaßte und zärtlich drückte, sagte sie: Also lebt er noch, der alte Gott? — „Ja freilich," sprach der Mann. „Wer wollte denn daran zweifeln?"

10. Da umfing sie ihn und sah ihn an mit ihren holdseligen Augen, aus denen Zuversicht und Friede und Freudigkeit strahlten, und sie sprach: Ei nun, Herzensmann, wenn der alte Gott noch lebt, warum glauben und vertrauen wir denn nicht auf Ihn, der auch unsere Haare gezählet hat, und nicht zuläßt, daß eines derselben ohne Seinen Willen ausfalle, der die Lilien des Feldes bekleidet und die Sperlinge ernährt, und die jungen Raben, die nach Futter schreien? —

11. Bei diesen Worten geschah es dem Manne, als fielen ihm plötzlich Schuppen vom Auge, und als lösete sich das Eis, das sich um sein Herz gelegt hatte. Und er lächelte zum ersten Male wieder nach langer Zeit; und er dankte seinem frommen, lieben Weibe für die List, die sie angewandt, um seinen todten Glauben an Gott zu beleben, und das Zutrauen zu ihm hervorzurufen.

12. Und die Sonne schien nun noch freundlicher in die Stube auf das Antlitz zufriedener Menschen, und die Lüfte weheten erquicklicher um ihre verklärten Wangen, und die Vögel jubilirten noch lauter in den Dank ihrer Herzen gegen Gott.

117. Die Entdeckung.

(Von Schlez.)

Fritz. Hier, Mutter, hier bring' ich dir etwas Gutes! Ach versuch' nur einmal, wie süß, wie süß!

Mutter (traurig). Danke Fritz. Behalte doch die Traube! Vor Allem aber sprich, woher du sie hast.

Fritz. Von unserm Herrn Pfarrer. Ich hab' ihm auf einer Leiter die Trauben an seinem Hause abgebrochen, und dafür gab er mir diese. O versuch' nur! Ich hab' auch ein paar Beerchen davon gepflückt.

Mutter. Fritz, mich hungert und dürstet diesen Abend nicht.

Fritz. Und warum nicht? .. Ach du bist traurig, Mutter! Was fehlt dir?

Mutter. Ach Fritz! Ich hab' eine schreckliche Entdeckung gemacht.

Fritz. Eine schreckliche Entdeckung? du weinst, Mutter?

Mutter. Soll ich nicht weinen, wenn meine Kinder, die ich zu allem Guten erziehe, die mir euer seliger Vater im Sterben noch auf die Seele gebunden hat, so schändlich mißrathen?

Fritz. Gott, wie erschreckst du mich, Mutter! Hab' ich was Böses gethan? Ach Gott, ich weiß es nicht einmal!

Mutter. Du nicht, aber dein Bruder Karl.

Fritz. Ach, der gute Karl! Was hat er denn Böses gethan? Hat er dir nicht gefolgt?

Mutter. Ja wohl nicht gefolgt! — Fritz, wie heißt das siebente Gebot?

Fritz. Du sollst nicht stehlen. — Meinst du etwa, ich wüßte nicht einmal, wie das siebente Gebot heißt?

Mutter. Dein älterer Bruder Karl weiß es schon länger und besser, als du; und doch—hat er es nicht befolgt!

Fritz. Nicht möglich! Karl, der gute Karl hätte gestohlen? – Da wäre ja Karl ein Dieb!

Mutter. Wer Obst und Geld stiehlt, ist der kein Dieb?

Fritz. Ja wohl, ja wohl ist er's! Aber hätte der ehrliche Karl das gethan, der jeden Bissen mit uns theilte?

Mutter. Leider! Gestern sah ich, daß er sein Kleiderkästchen so schnell zuschloß und ganz verlegen that, als ich ihn darüber antraf. Es fiel mir auf; aber ich dachte doch nichts Arges. Heute seh' ich gegen alle Gewohnheit den Schlüssel abgezogen. Ich suche und finde den Schlüssel in seinem Jäckchen; ich schließe auf — und o Gott! was sah ich! — Ach! er hat ganz vergessen, was sein sterbender Vater uns sagte! „Wir sind wohl arm; aber wir werden viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun."

Fritz (weint). Und woher weißt du denn, daß er den schönen Spruch vergessen hat?

Mutter. Ach! ich fand in seinem Lädchen zwölf Aepfel, ein ganzes Häufchen Nüsse und dreißig Kreuzer baares Geld. Das Alles hat er nicht mit Recht, denn er hielt es geheim und hatte kein gutes Gewissen, als ich ihn darüber antraf.

Fritz. O freu' dich, Mutter! Karl ist noch immer unser ehrlicher Karl! — Aber ich muß ihm wehe thun, ich muß sein Geheimniß verrathen.

Mutter. Und welches? daß er gestohlen hat? und darüber soll ich mich freuen?

Fritz. Nein, o nein doch! Schon seit einem Vierteljahre spart er alle Heller zusammen (und auch ich habe dazu gesteuert), um dir eine Freude zu machen. Du sollst erfahren, wie ehrlich wir zu den dreißig Kreuzern gekommen sind. Wir haben sie bei Herrn Wendler verdient. Du weißt, er giebt den Kindern gern Etwas, wenn sie ihm einen Gefallen thun. Auch die Aepfel und Nüsse sind nicht gestohlen. Die Nüsse haben wir gekauft und die Aepfel bekamen wir geschenkt. Für das Geld hatten wir ein Paar wollene Handschuhe auf den Winter für dich bestellt, damit dich nicht so frieren soll, liebe Mutter, und in kommender Woche, an deinem Geburtstage, wollten wir dich damit anbinden. Ich wollte die Aepfel und Nüsse in unserm kleinen Armkörbchen und Karl die Handschuhe auf einem neuen irdenen Teller dir bringen. Siehst du, nun weißt du Alles, liebe Mutter! Aber ach! nun ist die Freude verdorben!

Mutter (mit Thränen ihn küssend). Nicht verdorben, lieber Fritz! Meine Freude ist nun doppelt groß! — Ach verzeihe mir den Verdacht! Er kam aus Liebe zu euch. Ihr sollt lieber sterben, als unehrlich sein.

Fritz. Aber liebe Mutter, der arme Karl würde weinen, wenn du ihm sagtest, daß du ihn für so böse gehalten hast. — Er hat sich auf deinen Geburtstag so herzlich gefreut! Wir wollen schweigen von deinem Verdachte und ihn auch nicht wissen lassen, daß sein Geheimniß verrathen ist.

Mutter. Recht so, mein lieber Fritz! Deinem Karl soll die Freude nicht verdorben werden. Mir thut es leid genug, daß ich deine verdorben habe.

Fritz. O nein, o nein, liebe Mutter! Keine Freude verdorben! Giebt es wohl noch eine größere für mich, als die, daß du keinen Kummer mehr hast.

118. Die alte Waschfrau.

(Von A. v. Chamisso.)

1. Du sieh'st geschäftig bei dem Linnen
die Alte dort im weißen Haar,
die rüstigste der Wäscherinnen,
im sechs und siebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen
und ausgefüllt mit treuem Fleiß
den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

2. Sie hat in ihren jungen Tagen
geliebt, gehofft und sich vermählt
sie hat des Weibes Loos getragen,
die Sorgen haben nicht gefehlt;
sie hat den kranken Mann gepflegt;
sie hat drei Kinder ihm geboren;
sie hat ihn in das Grab gelegt
und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

3. Da galt's, die Kinder zu ernähren;
sie griff es an mit heit'rem Muth,
sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
entließ sie segnend ihre Lieben;
so stand sie nun allein und alt,
ihr war ihr heit'rer Muth geblieben.

4. Sie hat gespart und hat gesonnen,
und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
das Garn dem Weber hingebracht;
der hat's gewebt zu Leinewand;
die Scheere brauchte sie, die Nadel,
und nähte sich mit eigner Hand
ihr Sterbehemde sonder Tadel.

5. Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
am Sonntag früh sich einzuprägen;
dann legt sie's wohlgefällig fort,
bis sie darin zur Ruh' sie legen.

6. Und ich, an meinem Abend, wollte,
ich hätte diesem Weibe gleich,
erfüllt, was ich erfüllen sollte,
in meinen Gränzen und Bereich;
ich wollt', ich hätte so gewußt
am Kelch des Lebens mich zu laben,
und könnt' am Ende gleiche Lust
an meinem Sterbehemde haben.

Dreiundfünfzigste Lektion. [LIII.]

119. Canova und sein Beschützer.

1. Der Knabe, dessen Geschichte ich euch jetzt in Kürze erzählen will, hieß Antonio Canova und war im Jahre 1757 in Italien geboren. Antonios Vater war ein armer Steinhauer und starb, als der Sohn erst drei Jahre alt war.

2. Die Mutter des armen Knaben verheirathete sich wieder und er wurde von seinem Großvater erzogen, der ebenfalls ein Steinhauer war. Seine Großmutter sorgte mit großer Liebe für ihn und erlebte in hohem Alter die Freude, ihn als berühmten Mann zu sehen. Der Großvater wollte einen Steinhauermeister aus Antonio machen und ließ ihm deßhalb Unterricht im Zeichnen geben. Der

Knabe machte sich bald daran, Blumen und Thiere aus Thon zu formen, wobei er große Geschicklichkeit entwickelte.

3. Ein reicher Mann mit Namen Falieri wollte eines Tages ein großes Mittagsessen geben. Kurz vor der für das Mahl festgesetzten Zeit fehlte es an einem Zierrathe für die Tafel und man ersuchte Antonios Großvater, diesem Mangel abzuhelfen. Der alte Mann strengte sich an, etwas Passendes zu ersinnen; allein vergeblich: Es wollte ihm Nichts einfallen. Die Zeit des Mittagsmahles rückte immer näher und in demselben Verhältnisse vermehrte sich sein Kummer, den Tisch des reichen Mannes nicht mit dem gewünschten Tafelaufsatze versehen zu können. In seiner Verlegenheit machte er Antonio mit der Sache bekannt.

4. „Ich will seine Bestellung ausführen," sagte Antonio, „wenn du mir etwas harte Butter verschaffen kannst, so will ich ihm einen Löwen verfertigen." „Das ist ein guter Gedanke," sagte der alte Mann und besorgte die verlangte Butter.

5. Antonio machte sich nun ans Werk und formte einen zierlichen Löwen. Die Geschicklichkeit, welche er dabei an den Tag gelegt hatte, setzte den reichen Mann und seine Gäste so sehr in Erstaunen, daß sie alle wünschten, den Knaben zu sehen, der in der größten Eile ein so schönes Kunstwerk aus Butter verfertigt hatte. Er wurde herbeigerufen und über Verschiedenes befragt, wobei er so viel Verstand und Bescheidenheit zeigte, daß Jedermann seine Freude an ihm hatte. Falieri war gütig gegen Jedermann, er hob gern die Noth seiner Mitmenschen, ermunterte Kunst und beschützte Wissenschaft. Er war gastfreundschaftlich, unterstützte Gelehrte und belohnte Werke des Genies.*)

6. Falieri erkannte die guten Anlagen, womit Antonio von der Natur ausgestattet worden war, und da er auch ihm Gelegenheit geben wollte, seine Talente zu entwickeln, so ließ er ihm eine gute Erziehung ertheilen. Antonio war fleißig und regelmäßig in seinen Gewohnheiten und benutzte überhaupt die ihm gebotene Gelegenheit, sich auszubilden, so gut, daß er einer der berühmtesten Bildhauer der neueren Zeit wurde. Er starb im Jahre 1822.

*) Genie heißt ein erfinderischer, schöpferischer Kopf.

7. Die Nachwelt bewundert Canovas Werke und hält den Namen Falieris in Ehren; denn ohne diesen edlen Mann würde Antonio wahrscheinlich immer ein Steinhauer geblieben sein, und er hätte die Welt nicht mit seinen schönen Bildsäulen aus Marmor erfreuen können.

Vierundfünfzigste Lektion. [LIV.]

120. Till Eulenspiegel. B.

1. In dem Munde des Volkes lebt noch jetzt der Name des Till Eulenspiegel, der seine größte Lust daran fand, die Welt zu durchwandern, lustige und ungezogene Streiche zu verüben und Andern, wie man sagt, einen Schabernack zu spielen, am häufigsten dadurch, daß er ihre Aufträge buchstäblich verstand und auch buchstäblich ausrichtete. Ein Barbier, der ihn auf der Landstraße zum Gesellen annahm, bezeichnete ihm, weil er nicht selbst gleich nach Hause ging, seine Wohnung. Sieh' nur, sagte er, nach dem rothen Hause an der Ecke des Marktes, mit den hohen Fenstern von Spiegelglas, da geh' nur hinein und warte, bis ich komme! Till Eulenspiegel bezog die Worte „da geh' nur hinein" auf die Fenster, er ging nicht durch die Thür, wie andere Leute, sondern stieg durch ein Fenster, dessen kostbare Scheiben dabei zerbrochen wurden. Als der Herr vernahm, was der neue Geselle vollführt hatte, hieß er ihn sofort des Weges gehen, den er gekommen sei, und Eulenspiegel brach ein zweites Fenster in Stücke, um nur des Weges zu gehen, auf dem er gekommen war.

2. Ein anderer Meister nahm ihn mit den Worten in Dienst, bei ihm habe er nur die halbe Arbeit zu thun. Das nahm der Schalk abermals wörtlich und that jegliche Sache nur halb. Wenn er nach der Stadt gehen sollte, kehrte er unverrichteter Sache auf der Hälfte des Weges um, und wenn er die Pferde vor den Wagen spannen sollte, spannte er nur ein Pferd vor, und wenn er ein Fuder Holz holen sollte, kam er zurück mit halber Ladung; denn es sei ihm ja geheißen, daß er immer nur die halbe Arbeit thun sollte. Das wurde seinem Herrn am Ende doch verdrießlich, und

er hieß ihn das Haus räumen. Das that der Schalk denn auch im eigentlichen Sinne, und warf in Abwesenheit seines Herrn Stühle und Tische, Bänke und alles Hausgeräth zum Hause hinaus.

3. In einer Herberge zu Cöln am Rhein mußte er eines Tages lange auf das Essen warten, und als er seine Ungeduld darüber laut werden ließ, sagte die Wirthin: Wer nicht warten kann, bis das Essen fertig ist, der mag essen, was er hat. Gut! sagte Eulenspiegel bei sich selbst, setzte sich an den Tisch und verzehrte mit gutem Appetit einen Salzkuchen, den er zufällig bei sich hatte. Als nun bald darauf ein großer Braten aufgetragen wurde, rührte Eulenspiegel ihn nicht an sondern meinte, er sei von dem Geruch schon gesättigt. Nach Tische forderte der Wirth von jeglichem Gaste drei Cölnische Weißpfennige für die Zehrung. Till Eulenspiegel aber sagte: Wie soll ich zahlen, so ich doch nichts gegessen oder getrunken habe? Der Wirth sagte dagegen: Du hast mit bei Tische gesessen und hättest essen mögen, so viel du gewollt hättest; bist du aber vom bloßen Geruch schon satt geworden, so ist es mein Vortheil und der deinige auch, du hast dir den Magen gewiß nicht überladen. Da nahm Eulenspiegel drei Cölnische Weißpfennige aus der Tasche, warf sie auf das Zahlbrett und fragte den Wirth, ob sie nicht einen guten Klang hätten. Ja wohl, sagte der Wirth und wollte sie einstreichen; aber Eulenspiegel kam ihm zuvor und sagte: Ich habe den Geruch von deinem Braten gehabt, nimm du dafür den Klang von meinem Gelde. Die übrigen Gäste lachten, der Wirth mußte den schlauen Gast ohne Zahlung davon ziehen lassen, und Mancher fragte ihn hohnneckend, wozu er den Klang von Eulenspiegels Gelde doch anwenden wolle.

4. Eines Tages begegnete ihm ein Fuhrmann, der auf einer steinigten Straße seine Pferde über die Gebühr antrieb, so daß sie laufen mußten. Kann ich, fragte er im Vorbeigehen, noch wohl vor Abend zur Stadt kommen? Wenn ihr langsam fahret, antwortet Eulenspiegel. Der Kerl ist wohl nicht klug, dachte der Fuhrmann und trieb die Pferde nur noch mehr an. Gegen Abend kam Eulenspiegel auf demselben Wege zurück und traf den Fuhrmann

wieder auf der Straße an und zwar in großer Verlegenheit. Durch das Jagen auf steinigtem Boden war ihm nämlich ein Rad gebrochen. Er konnte deßhalb mit seinem Wagen nicht aus der Stelle und mußte sich bequemen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Sagte ich's euch nicht, sprach Eulenspiegel, daß ihr langsam fahren müßtet, wenn ihr noch zur Stadt wolltet?

5. Noch jetzt nennt man muthwillige, verkehrte und närrische Handlungen Eulenspiegelstreiche, und das nicht bloß im Deutschen sondern auch in einigen fremden Sprachen.

121. Sprüche.

(Von Göthe.)

1. Es ließe sich Alles trefflich schlichten,
könnte man die Sachen zweimal verrichten.

2. Mit einem Herren steht es gut,
der, was er befohlen, selber thut.

3. Zwischen heut' und morgen
liegt eine lange Frist,
lerne schnell besorgen,
da du noch munter bist.

4. Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.

5. Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen;
deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen!
Harte Bissen giebt es zu kauen,
wir müssen erwürgen, oder sie verdauen.

Fünfundfünfzigste Lektion. [LV.]

122. Deutscher Sinn.

1. Der Deutsche thut; er spricht nicht viel,
kurz ist sein Wort, stark sein Gefühl.

2. Dem Freund' zu helfen gern bereit,
ist ihm sein Handschlag Schwur und Eid.

3. Dem Gegner sieht er ins Gesicht
mit sich'rem Blick, und fürchtet nicht.

4. Der Ordnung, dem Gesetze treu,
ist er ein Feind der Sklaverei.

5. Gerad' und ehrlich ist sein Brauch,
und wie er spricht, so denkt er auch.

123. Sprechen; gut sprechen.

(Von Herder.)

1. Am innigsten wird die Sprache und Rede durch Umgang gebildet. Sprache ist durch Umgang, nicht in der Einsamkeit, entstanden; durch Umgang wird jeder Ausdruck in ihr gewetzt und polirt. Auch im Umgange sollte man sich nie eine sprachliche Härte erlauben. Man sollte stets auf den Wohlklang der Sprache sehen. Junge Leute sollten sich unter einander aufgeben, zu bemerken, wo jemand von ihnen einen Sprachfehler gemacht habe; dies setzt uns fürs ganze Leben in den sichern Besitz eines regelmäßigen, guten Ausdrucks. Jeder junge Mann sollte suchen, Herr der Sprache und der öffentlichen Rede zu werden.

2. Noch mehr sollte man sich befleißigen, jedesmal aufs Beste und Anständigste zu reden; wenn man gefragt wird, aufs Bestimmteste und Gefälligste zu antworten; wenn man erzählen soll und will, aufs Anmuthigste zu erzählen; aber wenn man eine Bitte, einen Antrag zu thun hat, sie aufs Bescheidenste und Würdigste zu thun; selbst unangenehme Dinge, Verweise und dergleichen, ohne Zorn und Grobheit auf die anständigste, nachdrücklichste und zweckmäßigste Art zu sagen. Das ist die wahre Bildung, oder wie man sonst den guten Ausdruck in der gemeinen Sprache des Lebens nennen möge. Durch ihn haben sich alle wohlgesitteten, bürgerlichen Nationen unterschieden.

3. Antwortet man dagegen einem Fragenden, wenn es auch ein Unbekannter wäre, wie ein Grobian, halb, schief, quer, und weiß nicht, ob man den Mund öffnen soll; erzählt man, wie ein Trunkener, das Vorderste zu hinterst, das Hinterste voran, in ellenlangen Einschiebseln und Parenthesen, so daß man nie zum Zwecke kommt und nirgend den Ausgang findet; überläßt man sich im Scherze groben,

beleidigenden Ausdrücken und dem unsinnigen Aberwitze von Wortspielen und Lächerlichkeiten, über die Niemand lacht: so läuft man Gefahr, ewig ein Grobian zu bleiben, welchen Rock man auch trage. Eure Rede sei lieblich und mit Salz gewürzet! sagt Paulus, und Christus sagt: Habet Salz bei euch! Wenn das Salz, eure Worte, abgeschmackt und dumm werden, so schüttet sie auf die Gasse. Es giebt kein beschwerlicheres Geschöpf der menschlichen Gesellschaft, als ein Mensch von dummen Reden, und kein erbärmlicheres Glied unter den menschlichen Gliedern, als eine vorlaufende, stolpernde, stotternde, grobe und unzeitig spitz- und feingeschliffene dumme Zunge.

4. Um zu dieser Nüchternheit im Reden des Umganges und zu einem guten Style der Gesellschaft überhaupt zu kommen, hat man einige Regeln der Vorsicht nöthig:

5. **a.** Man falle Niemandem in die Rede. Ein Mensch, der dem andern in die Rede fällt, ist ein Wahnsinniger, wie die Indianer sagen, oder wie Andere sagen, ein seines Verstandes nicht Mächtiger, dem Niemand viel zutraut. Nach dem Buche Hiob war Elihu so voll von Weisheit, daß ihm der Bauch bersten wollte; er wartete aber doch bis die Alten ausgeredet hatten, bis ans Ende.

6. **b.** Man hüte sich vor gewohnten Eigenheiten und Lieblingsausdrücken, wodurch man entweder lächerlich oder eintönig wird, weil man sie gewöhnlich zur Unzeit wiederholt. Fast Niemand kann ihnen ganz entgehen; besonders haben sie Leute, die viel reden müssen und ohne Vorbereitung reden; doch aber hüte man sich vor ihnen und schränke sie, so viel als möglich, ein. Man bestelle sich Wächter, die uns solche sagen müssen, oder man sei sich selbst Wächter. Jedem von uns ist bekannt, an welche Albernheiten man sich gewöhnen kann, wenn man nicht auf sich merkt.

7. **c.** Man hüte sich vor aller Herrschsucht im Umgange oder in seinen Gesprächen. Despoten im Umgange sind die unerträglichsten Geschöpfe; sie brechen die muntere, liebliche Unterredung ab, halten sie auf, lenken sie seitwärts und prägen ihre Meinung mit Stolz als Siegel der Wahrheit auf. Sie kommen nicht zur Wahrheit und wollen andere nicht dazu lassen.

8. Jeder junge Mensch prüfe sich Abends, ob er heute eine Ungezogenheit begangen, eine ungebührliche Rede ge-

äußert, eine Unterhaltung verdorben, eine Antwort gegeben oder sonst ein Betragen gezeigt habe, mit dem Andere und er selbst nicht zufrieden sein können. Zur Unfreundlichkeit ist uns die Rede nicht gegeben.

9. Bei Allem kommt es vorzüglich darauf an, daß unsere Rede ganz sei und etwas Ganzes bestimmt sage. Das, was man sagen will, rein, ganz bestimmt und doch artig, höflich zu sagen und ein Ende in seiner Rede finden zu können, das ist der schöne Ausdruck der Gesellschaft und des Umganges. Er ist wie ein schöner Edelstein, ein Kind der Natur, aber durch Kunst gefaßt, voll Sinnes, voll Anmuth, voll inneren Werthes, klein und kostbar.

124. Die Muttersprache.

1. Muttersprache, Mutterlaut,
wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
süßes erstes Liebeswort.
Erster Ton, den ich gelallet,
klingest ewig in mir fort.

2. Ueberall weht Gottes Hauch,
heilig ist wohl mancher Brauch,
aber soll ich beten, danken,
geb ich meine Liebe kund,
meine seligsten Gedanken
sprech ich, wie der Mutter Mund.

Sechsundfünfzigste Lektion. [LVI.]

125. Die Heldin aus Sibirien.

(Nach dem Englischen.)

Praskovie Lopuloff (sprich Lopuloff) war der wahre Name eines jungen Mädchens, welches um das Jahr 1795 eine Reise von vielen hundert Meilen von Sibirien nach St. Petersburg zu Fuße machte, um den Kaiser von Rußland um Zurückberufung seines Vaters aus der Verbannung zu bitten. Sie brachte 18 Monate auf dieser Reise zu. Sibirien ist ein Theil des Russischen Reiches und eins der kältesten Länder der Welt. — Die merkwürdigen Begebenheiten der Praskovie haben der Madame Cottin, einer Französin, den Stoff zu einer Geschichte für die Kinderwelt: „Elisabeth oder die Verbannten in Sibirien" geliefert. Die Einzelheiten des folgenden Gespräches zwischen Praskovie und der Kaiserin in St. Petersburg sind geschichtlich wahr.

Kaiserin. Komm' näher, mein Kind, und setze dich zu mir; ich wünsche mehr von deiner Geschichte zu hören. Was bestimmte dich zuerst zu diesem Unternehmen? Drängte dein Vater dich dazu?

Prascovie. O nein, hohe Frau! mein Vater widersetzte sich hartnäckig, und es dauerte sehr lange, ehe ich seine Einwilligung erlangen konnte. Aber ich bat Gott, daß er ihn nachgiebig stimmen möchte und endlich wurde meine Bitte erhört und ich trat meinen Weg mit fröhlichem Herzen an.

Kais. Widersetzte sich denn deine Mutter auch deinem Vorhaben?

Prasc. Zuerst lachte sie über den tollen Gedanken, wie sie es nannte, aber als sie nach Verlauf von einem Jahre oder zwei Jahren sah, daß ich ihn doch nicht aufgab, glaubte sie, daß Gott mir ihn in die Seele gelegt hätte, und so begünstigte sie mein Vorhaben von da an.

Kais. Aber wie konntest du erwarten, Zutritt zu dem Kaiser zu erhalten? Du bist sehr arm und ohne Freunde. Wie konntest du hoffen, Gehör zu erlangen?

Prasc. Ich glaubte, daß Gott einer Tochter, welche ihre Eltern von Verbannung und Verzweiflung erretten wollte, Freunde erwecken würde. Ich traute auf seinen Schutz und betrog mich nicht.

Kais. Hattest du denn keine Abenteuer auf deiner langen und gefährlichen Reise? Warst du niemals in Gefahr?

Prasc. O ja! Zweimal wurde ich krank und einmal wäre ich beinahe ertrunken. Einmal kam ich spät in ein Dorf und suchte vergebens ein Unterkommen. Zuletzt kam ein alter Mann, der mich zuerst abgewiesen hatte, hinter mir her und lud mich in seine Hütte ein, wo ich noch eine alte Frau fand. Aber das abschreckende Aussehen der beiden Leute setzte mich in Furcht. Als ich mich hingesetzt hatte, verschloß die Frau stillschweigend und sorgfältig die Thür. Dann fragten sie mich, wohin ich gehe. Als ich ihnen sagte, daß ich nach St. Petersburg wolle, bemerkte der Mann, daß ich viel Geld bei mir haben müsse, um eine so weite Reise zu unternehmen. Ich erwiderte, was sich auch in der That so verhielt, daß ich nur wenige Kopeken*) besitze, aber in harter Weise beschuldigten sie mich der Lüge.

Kais. Armes Kind, war dir es denn nicht entsetzlich angst? Diese Leute müssen Räuber gewesen sein. Wie konntest du dich in einer solchen Gefahr aufrecht erhalten?

*) Eine Kopeke ist eine russische Kupfermünze von dem Werthe von ¾ Cents.

Prasc. Sie befahlen mir zu Bette zu gehen, und ich that es, ließ aber mit Absicht mein Bündel offen da liegen, so daß sie sehen konnten, daß ich die Wahrheit gesagt hatte, wenn sie es untersuchten. Um Mitternacht wurde ich durch eine rauhe Stimme aufgeweckt und sah die alte Frau, wie sie sich über mich hin beugte. Das Blut erstarrte mir in den Adern. Sie hatte das Bündel untersucht und war enttäuscht, als sie es so leer gefunden hatte. Ich flehte um mein Leben und betheuerte, daß ich nicht mehr Geld hätte. Aber ohne mir zu antworten, durchsuchte sie meine Kleider und hieß mich meine Stiefel ausziehen um auch in diese hineinzusehen. Der alte Mann hielt während dieser Untersuchung ein Licht. Als sie endlich sahen, daß Alles vergeblich war, verließen sie mich.

Kaif. Versuchtest du es denn nicht einmal zu fliehen? Wie konntest du wissen, das sie nicht irgend eine Gewaltthat unternehmen würden, im Aerger darüber, daß sie Nichts bei dir fanden, was des Stehlens werth war?

Prasc. Zuerst dachte ich allerdings daran, zu fliehen. Aber dann, hohe Frau, bedachte ich wieder, daß Gott mich bis hieher beschützt hatte, und ich glaubte gewiß, er werde fortfahren, für mich zu sorgen. Ich rief ihn inbrünstig an, betete für meine Eltern, für mich selbst, für die gottlosen Leute, in deren Hütte ich mich befand, und zuletzt schlief ich sanft ein. Als ich erwachte, schien die Sonne hell durch das gefrorene Fenster, vergoldete die Eiszapfen und glänzte auf dem Schnee. Ich hörte, daß der alte Mann mit seiner Frau mit Bereitung des Frühstücks beschäftigt war, und in Angst vor grausamer Behandlung trat ich furchtsam in die Hausflur. Aber wie groß war mein Erstaunen, als die alte Frau mich auf das Freundlichste anredete. Nun, liebes Kind, hast du gut geschlafen? Ich bejahete es und setzte hinzu, daß ich nun weiter zu gehen wünsche. Aber sie baten mich, mich zu setzen und etwas Suppe zu essen.

Kaif. Ich fürchte, das war eine List um dich zu vergiften und ihre Freundlichkeit war nur erlogen. Ich hoffe, du nahmst Nichts an?

Prasc. Doch ich that es, hohe Frau, und aß herzhaft, denn ich war sehr hungrig. Die alten Leute fragten mich aus und ich erzählte ihnen meine ganze Geschichte,

wie ich Goschim ganz ohne Geld verlassen hätte und mich nach St. Petersburg durchbettele, um den Kaiser zu bitten, meinen Vater aus der Verbannung frei zu lassen. Und können Sie es glauben, hohe Frau? Ich sah, daß die Thränen den alten Leuten in die Augen kamen, als sie meine Geschichte hörten. Die alte Frau zog mich bei Seite und bat mich, zu vergessen, was vorgefallen war. „Denke, es wäre ein Traum gewesen, sagte sie mir. Deine Herzensgüte und deine beklagenswerthe Lage rührte unsere Herzen, und wenn du dein Geld wieder nachzählst, wirst du finden, daß wir nicht die Leute sind, für die du uns hältst." Beide küßten mich und ich sagte ihnen Lebewohl. Als ich einige Meilen gegangen war, öffnete ich aus Neugierde mein Bündel und fand zu meinem Erstaunen, daß sie 40 Kopeken zu meinem kleinen Vorrathe hinzugelegt hatten. Und doch standen diese unglückseligen alten Leute, wie ich nachher gehört habe, in dem Rufe, Räuber zu sein.

Kais. Dein schlichtes Betragen und deine ergreifende Erzählung erweichten sogar ihre sündigen, verstockten Herzen, oder es kann auch sein, daß Gott deine Gebete für sie erhörte, und daß ein Samenkorn von Reue und Frömmigkeit in ihre Seelen gesenkt wurde, auf welches dann die Thränen, die du sie vergießen ließest, wie ein fruchtbarer Regen fielen.

Prasc. Ich will es hoffen. Aber, hohe Frau, giebt es denn eine Hoffnung für meinen Vater? Wann wird seine Sache zum Vortrage kommen? O wie wird er schon voll Hoffnung sein, wenn er hört, daß ich hier Zutritt erlangt habe — in den kaiserlichen Pallast — und so gnädig von der Kaiserin selbst behandelt bin.

Kais. Ich habe eine freudenvolle Nachricht für dich, mein Kind! Dieses Papier, welches ich hier in der Hand halte, ist ein kaiserlicher Befehl, deinen Vater freizulassen und ihm eine Summe Geldes auszuzahlen, um die Kosten der Reise in das Innere von Rußland zu bestreiten. Hier! trink' ein Glas Wasser, Kind! Werde nicht ohnmächtig vor Freude! Halte dich aufrecht! —

126. Der Indianer.

1. Ein Indianer, welcher einstens in den Wäldern Virginiens jagte, um für seine Gattin und seine hungrigen Kleinen ein Stück Wild zu erlegen, verirrte sich, und

wurde von der Nacht und einem furchtbaren Gewitter überfallen. Ganz erschöpft kam er endlich an das Haus eines Pflanzers, und bat ihn mit demüthiger Gebärde um ein Obdach. Mit harten Worten wies ihn der weiße Mann zurück. Beinahe verschmachtend vor Hunger und Durst flehte der arme Wilde nun um ein Stück Brod und einen Trunk Wasser; aber auch dies schlug ihm der Unmensch ab: „Nein," sagte er, „Nichts sollst du hier haben! Fort mit dir, Hund von einem Indianer!" Traurig suchte der Sohn der Wildniß den weiten Weg nach der kleinen einsamen Hütte zurück.

2. Nun trug es sich zu, daß einige Zeit nachher eben dieser hartherzige Pflanzer sich auf der Jagd verirrte, und nach einem ermüdeten Tagesmarsche die armselige Hütte eines Indianers erreichte, wo man ihn willkommen hieß. Auf seine Erkundigung nach dem Wege und nach der Entfernung von den Niederlassungen der Weißen, erfuhr er von dem Indianer, daß er in der Nacht sie nicht mehr erreichen könnte, und da man ihm freundlich ein Nachtlager und Speise und Trank anbot, so nahm er dies mit frohem Herzen an, erquickte sich in der Hütte des Wilden, und ruhte auf seinem Lager.

3. Mit Tagesanbruch führte ihn sein Wirth durch die Wildniß der Urwälder, seinem Abends zuvor gegebenem Versprechen gemäß, bis ihnen die Wohnungen der Weißen zu Gesichte kamen. Im Begriff von dem Pflanzer Abschied zu nehmen, schaute er demselben ernsthaft ins Angesicht, und fragte ihn, ob er ihn nicht kenne. Wie ein Blitz fuhr dem Pflanzer jetzt auf einmal der Gedanke durch die Seele, daß der Wilde, welcher mit Pfeil, Bogen und Tomahawk vor ihm stand, derselbe sei, welchen er so hart von seiner Schwelle gewiesen hatte.

4. Von Scham und Furcht ergriffen, sich in der Gewalt dieses so schwer gekränkten Mannes zu wissen, fing er an, Entschuldigungen mit zitternder Stimme vorzubringen, und ihn tausendmal um Verzeihung zu bitten. Aber der Indianer unterbrach ihn bald mit den Worten: „Wenn wieder einmal einer von den armen Rothhäuten, meinen Brüdern, an deiner Thür um einen Trunk Wasser bitten sollte, so sage nicht wieder: Fort mit dir, Hund von Indianer!" Dann wendete er sich von ihm ab nach seinem Heimwege, und ließ ihn ruhig ziehen zu seinen Freunden.

Siebenundfünfzigste Lektion. [LVII.]

127. Washington.

(Nach Ludwigs Buchstabirbuch.)

1. Der große Washington, Präsident der Nordamerikanischen Staaten, hatte schon als kleiner Knabe das Lob der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit bei Jedermann. Einmal hatte ihm Jemand ein Handbeil geschenkt, an welchem er eine überaus große Freude hatte. Wie es aber Kinder machen, so mußte dann bald jedes Stück Holz, das ihm in den Weg kam, seinem Beile herhalten.

2. Eines Tages übte er seine Kunst an einem schönen Weichselkirschbaum in seines Vaters Garten. Mit einem Hieb' war das schöne Bäumchen so zugerichtet, daß an seine Herstellung nicht mehr zu denken war. Der Vater sah es dem Baume an, daß er durch offenbaren Muthwillen verderbt war. Er hatte ihn selbst gepflanzt, und es war ihm so leid um denselben, daß eine strenge Untersuchung angestellt wurde, um den Thäter herauszubringen. „Fünf Guineen wollte ich geben," rief er aus, „wenn ich den Menschen wüßte, der mir den Baum verstümmelt hat."

3. Es war aber Alles vergebens; er kam auf keine Spur und ging unzufrieden nach Hause. Unterwegs begegnete ihm der kleine Georg, sein Beil in der Hand. Im Augenblick fällt dem Vater ein, der Kleine werde der Thäter sein. Voll Unwillens redete er ihn an: „Georg, weißt du, wer mir gestern den schönen Kirschbaum im Garten verderbt hat?" Der Knabe besann sich einen Augenblick, dann sagte er freimüthig: „Ja, Papa, lügen kann ich nicht. Nein, das kann ich nicht! Ich hab's gethan mit meiner Art."

4. „Es ist deine Pflicht, die Wahrheit frei zu gestehen," sagte der Vater, „beschädige in Zukunft nie wieder einen Obstbaum, bedenke, daß es unrecht ist."

128. Jacob Tiörnelund.

(Thüringischer Kinderfreund.)

1. Es meint Mancher Wunder, wie ehrlich er sei, wenn er nicht stiehlt. Anders dachte der Kaufmann Jacob Tiörnelund. Er hatte 1792 in Kopenhagen eine Hand-

lung und machte gute Geschäfte; wie aber kein Kaufmann recht weiß, was er morgen haben wird, so schlug es ihm auch fehl. Er hatte Unglück, verlor sein Vermögen und überließ seine ganze Habe den Gläubigern. Für sich behielt er Nichts, als ein Papier; mit dem geht er betrübt, denn er muß Frau und Kinder verlassen und Mancher hält ihn für einen Spitzbuben, zu Schiff. Der Leser merkt schon, daß das Papier kein Wechsel ist; aber wenn er wissen will, was sonst darin steht, muß er 27 Jahre später wieder nachfragen.

2. Da nämlich kommt unvermuthet unser Jacob Tiörnelund wieder nach Kopenhagen, bringt eine dicke Brieftasche und viele Koffer mit, aber das Erste, was er herausthut, ist das alte Papier, das aussieht, als ob manche Thräne darauf gefallen wäre. Auf dem Papier standen Alle, denen er vor 27 Jahren schuldig geblieben war; Alle wurden aufgesucht und bezahlt, und zwei Knaben, welche ihr Vater arm hinterlassen hatte, wunderten sich nicht wenig, wie sie auf einmal so viel erhielten, daß sie davon studieren konnten.

Achtundfünfzigste Lektion. [LVIII.]

129. Lerne Nein zu sagen.

(Aus dem Englischen.)

1. Es gehört oft großer Muth dazu, Nein zu sagen. Aber wenn du es verstehst, zu rechter Zeit dies kleine Wort rasch auszusprechen, so kannst du dir viele Unannehmlichkeiten ersparen. Dein Wohlergehen, deine Unbescholtenheit, die Achtung, welche du vor dir selbst hast, hängt oft davon ab, ob du entschlossen Nein! sagen kannst.

2. Du wirst z. B. von Einigen deiner Kameraden dringend gebeten, ein Vergnügen mitzumachen oder dich bei einer Partie zu betheiligen, die du für unrecht erkennst. Sagst du dann gleich fest und ruhig: Nein! so ist die Sache zu Ende.

3. Bist du aber unentschlüssig, so wird man dir zusetzen und du wirst zuletzt wahrscheinlich nachgeben. Hast du aber einmal so dein eigenes Urtheil aufgegeben und dein

Gewissen befleckt, so verlierst du die Kraft zu widerstehen und wirst jeder Lockung nachgeben.

4. Robert hat diese Festigkeit des Charakters sorgfältig gepflegt. Wenn irgend etwas Unrechtes ihm angesonnen wird, so besinnt er sich keinen Augenblick, sondern verwirft es augenblicklich. Die Folge davon ist, daß seine Kameraden nie daran denken zu ihm zu gehen, wenn sie irgend einen muthwilligen Streich im Sinne haben, da sie sein rasches und bestimmtes Nein! nicht zu hören wünschen.

5. Seine Eltern können ihm unbedingt vertrauen und brauchen nicht zu fürchten, daß er sich verführen läßt, weil er gelernt hat, Nein! zu sagen. Das befreit sie von schwerer Sorgenlast.

6. Adolph ist gerade das Gegentheil davon. Er will immer allen Leuten in allen Dingen willfährig sein und hat deshalb nie den Muth, Jemandem Nein! zu antworten. Er scheint gänzlich außer Stande, der Versuchung zu widerstehen, geräth beständig in Verlegenheiten, thut beständig Etwas, was er nicht thun sollte — durch die Verführung seiner Kameraden.

7. Seine Eltern dürfen ihm nicht trauen; sobald er ihnen aus den Augen ist, müssen sie fürchten, daß er sich verführen läßt. Er ist auf diese Weise eine Ursache großer Sorge für sie und das bloß, weil er nicht Nein! sagen kann.

8. Nun bitte ich dich: lerne Nein! sagen. Fällt es dir schwer es auszusprechen und will deine Zunge nicht so leicht ihre Schuldigkeit thun, so gehe an einen Ort ganz allein und versuche es zu sagen: Nein! Nein! **Nein!** bis du das Wort deutlich, scharf und ohne Stocken aussprechen kannst.

9. Versuche es, bis du es beständig auf der Zungenspitze hast und es mit Nachdruck jedem Mädchen, jedem Knaben, jedem Manne, jedem Weibe, jedem bösen Geiste entgegenrufen kannst, der es wagt, dir Etwas vorzuschlagen, was zu thun Sünde wäre.

10. Aber es giebt auch Gelegenheiten, wo es gut ist, wenn man Ja! sagen kann. Wirst du gebeten, deinem Nächsten eine Freundlichkeit zu erzeigen, deren Gewährung nicht wider deine Pflichten, gegen dich selbst oder gegen Andere streitet, so sollst du das Wort Nein! vermeiden, so geeignet es auch sonst ist, um Versuchungen abzuweisen oder unrechten Forderungen entgegenzutreten.

130. Der Wolf und der Hofhund.

(Fabel nach La Fontaine.)

1. Ein abgemagerter, hungriger Wolf begegnete einst in einer Mondscheinnacht einem fetten, wohlgenährten Hofhunde. Nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, sagte der Wolf: „Wie kommt es, mein Freund, daß du so rund und glatt aussiehst? Dein Futter scheint dir sehr wohl zu bekommen! Ich dagegen muß mich Tag und Nacht um meinen Lebensunterhalt bemühen und habe trotz alledem große Noth, mich vor dem Verhungern zu bewahren." — „Ja," sagte der Hund, „wenn du es so gut haben willst wie ich es habe, so mußt du dich auch anstellen wie ich." — „Und wie machst du es," fragte der Wolf. „Nun," erwiderte der Hund, ich bewache meines Herrn Haus und halte während der Nacht die Diebe ab; ich schmeichle meinem Herren, trage seinen Stock und mache ihm gelegentlich noch andere Künste vor. Zur Belohnung für mein gutes Betragen füttert er mich mit den fetten Bissen, die von seinem Tische abfallen, und die Dienerschaft steckt mir auch gelegentlich Etwas zu. Du aber führst ein elendes Leben im Walde; nicht nur bist du dem Regen und dem Froste ausgesetzt, sondern auch dem Hungertode; denn du bestehst ja, wie ich sehe, fast nur noch aus Haut und Knochen. Auch schwebst du in beständiger Gefahr, vom ersten besten Jäger niedergeschossen zu werden. Gieb daher das wilde, unordentliche Leben auf, welches du bisher geführt hast, und folge mir zum Hofe meines Herren, wo du gute Tage haben sollst."

2. Der Vorschlag des Hundes leuchtete dem Wolfe ein und er sprach nach kurzem Bedenken: „Ich will deinem Rathe folgen und mit dir gehen!"

3. Sie machten sich also zusammen auf den Weg. Nachdem sie eine Weile fortgewandert waren, blieb der Wolf plötzlich stehn und sagte: „Was bedeutet es, mein Freund, daß dir die Haare rings um den Hals etwas abgescheuert sind?" — „O, das ist Nichts," antwortete der Hund, „ich trage bisweilen ein Halsband, da es meinem Herrn manchmal einfällt, mich an die Kette zu legen. Dies geschieht aber nur am Tage, während der Nacht habe ich volle Freiheit."

4. Wie der Wolf dies hörte, änderte er plötzlich seinen Entschluß und sprach: „Wenn die Sache sich so verhält, so magst du allein nach Hause gehn; ich will dein Schicksal nicht theilen, da mir die Freiheit über Alles geht. Weit entfernt, dich wegen deines Glückes zu beneiden, bedaure ich dich vielmehr, und möchte um keinen Preis meine Armuth und meine Freiheit mit deinem Wohlleben und deiner Sklavenkette vertauschen. Lebe wohl!"

Damit kehrte sich der Wolf um und trabte wieder seinem Walde zu.

131. Gute Lehre.

(Aus Gubitz's Volkskalender.)

Sadi, der weise Perser, saß eines Abends vertieft bei dem Koran. Als er aufblickte, waren von seinen drei Söhnen zwei eingeschlafen; der dritte aber sagte sehr selbstzufrieden: „Sieh', Vater, wie die schlafen; ich aber —ich bete!" — „Mein Sohn," entgegnete sanft der Vater, „besser ist's doch wohl zu schlafen, als stolz zu sein auf das, was man thut."

132. Heldenmuth.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch.)

1. „Herr Kapitän," sagte James Maxwell, der Steuermann, „Herr Kapitän, mir kommt's vor, als röch' ich Feuer; aber ich kann nicht finden, wo es ist." Der Kapitän zieht den Athem an sich und riecht's auch; aber bald ist's ihm wieder, als wäre es Nichts, bald riecht er's wieder. Er sucht Alles durch und kann Nichts finden. Aber je länger, je ärger wird der Brandgeruch, und endlich in der Nacht, da schon das ganze Dampfschiff voll des angsterregenden Gestankes ist, ruft er: „Maxwell, ich hab's gefunden; die Flammen brechen bei dem Rade durch!" „Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu," rief dieser entgegen, und schlug sich vor die Stirn, denn er kannte deutlich die furchtbare Gefahr. Aber er faßte sich, und als er sich allein sieht, fällt er auf seine Kniee, hält fest das Ruder und betet: „O allmächtiger Gott, verleih' mir Stärke, jetzt treulich meine Pflicht zu erfüllen, und werde du selbst

Tröster meiner Wittwe und Vater meiner acht Waislein." Darauf dreht er wieder das Steuerruder und steht unbeweglich, das Angesicht der nächsten Landspitze zugekehrt, und das Schiff fliegt darauf los wie ein Pfeil. Die Matrosen wenden alle ihre Kräfte an, das Feuer zu dämpfen, aber die Wuth der Flammen wächst mit jeder Minute und treibt die Maschine mit grausenerregender Gewalt, und das Schiff schießt durch die Wellen hin, wie ein Sturmvogel. Alle Reisenden hatten sich auf dem Vordertheile zusammengedrängt, denn der gewaltige Luftzug ließ keinen Rauch dorthin kommen, sondern trieb denselben rückwärts. Da stund aber nun der arme Maxwell an seinem Steuerrade in dem erstickenden Qualm wie ein Märtyrer auf dem rauchenden Scheiterhaufen. Der Kapitän und die Matrosen thaten zwar, was sie konnten, um das Hintertheil mit Wasser zu begießen, aber das that dem wüthenden Brande keinen Einhalt. Schon fängt der Boden unter Maxwells Füßen an, sich zu entzünden; aber er weicht nicht von seinem Posten, denn an seiner Hand hängt jetzt das Leben von achtzig Personen. Immer geradehin nach dem Lande schaut sein Blick, immer rasender treibt die Flamme das Schiff, immer unbeweglicher hält seine Hand das Ruder.

2. Die Leute am Ufer sehen das brennende Schiff, und richten Feuerzeichen auf, um den Unglücklichen zu zeigen, wo sie landen sollen. Maxwell versteht's; seine Füße fangen an zu braten, aber er bleibt; so sturmschnell das Schiff dahin saust, er möchte ihm noch Flügel dazu geben, denn er merkt, es kann kaum einige Minuten mehr dauern, so sinkt es; und jetzt — jetzt ist's daran — da rückt sein Steuerruder und rutsch — rutsch! da sitzt das brennende Schiff auf dem Sande. Alle werden gerettet, und Maxwell wird auch ans Land getragen: Aber wie sieht er aus! Seine Kleider fallen ihm wie Zunder vom Leibe, seine Füße sind ganz verbrannt. — Doch Gott segnete die Hand des Arztes, und nach mehreren Wochen kann Maxwell das Bett wieder verlassen. Aber seine hohe Gestalt ist gekrümmt, seine Haare sind ganz gebleicht, seine Füße bleiben schwach, und er hat daran seiner Lebtage zu leiden. Er ist Krüppel um Gottes Willen, und seine Familie hat ihren Ernährer verloren. Doch hat Gott Herzen erweckt, die sich seiner und der Seinigen treulich angenommen haben.

133. Der feste Mann.

(Von E. M. Arndt.)

1. Wer ist ein Mann? Wer beten kann
und Gott dem Herrn vertraut.
Wenn Alles bricht, er zaget nicht;
dem Frommen nimmer graut.

2. Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
inbrünstig, wahr und frei;
denn diese Wehr trügt nimmermehr,
die bricht kein Mensch entzwei.

3. Wer ist ein Mann? Wer lieben kann,
von Herzen, fromm und warm.
Die heil'ge Gluth giebt hohen Muth
und stärkt mit Stahl den Arm.

4. Wer ist ein Mann? Wer streiten kann
für Weib und liebes Kind.
Der kalten Brust fehlt Kraft und Lust,
und ihre That wird Wind.

5. Wer ist ein Mann? Wer sterben kann
für Freiheit, Pflicht und Recht.
Dem frommen Muth däucht Alles gut,
es geht ihm nimmer schlecht.

6. Dies ist der Mann, der sterben kann
für Gott und Vaterland.
Er läßt nicht ab bis in das Grab
mit Herz und Muth und Hand.

7. So, deutscher Mann, so, freier Mann,
mit Gott dem Herrn zum Krieg!
denn Gott allein mag Helfer sein,
von Gott kommt Glück und Sieg.

Sechzigste Lektion. [LX.]

134. Johanna Sebus.

(Von Göthe.)

(Zum Andenken der Siebzehnjährigen Schönen Guten aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hülfe reichend unterging.)

1. Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
die Fluthen spülen, die Fläche saust.

„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut." —

„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! . . . Du gehst davon!"
Sie trägt die Mutter durch's Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
gleich kehr' ich zurück, uns Allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
doch nehmt mir auch meine Ziege mit!"

2. Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
die Fluthen wühlen, die Fläche saust.

Sie setzt die Mutter auf sichres Land.
Schön Suschen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? Wohin? die Breite schwoll;
des Wassers ist hüben und drüben voll.
Verwegen ins Tiefe willst du hinein!" —
„Sie sollen und müssen gerettet sein!"

3. Der Damm verschwindet, die Welle braust.
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.

Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
erreicht den Bühl und die Nachbarin;
doch der und den Kindern kein Gewinn!

4. Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's.
den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.

Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund,
und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
das Horn der Ziege faßt das ein',
so sollten sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch strack und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut?
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
doch alle Werber sind ihr fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf,
da nehmen die schmeichelnden Fluthen sie auf.

5. Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort;

Bedeckt ist Alles mit Wasserschwall;
doch Suschens Bild schwebt überall. —

Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Einundsechzigste Lektion. [LXI.]

135. Der Mensch, die Krone der Schöpfung.

(Von Göthe.)

Wer preist den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit! Warum sehet ihr Ihn aber im Fernen mehr? Betrachtet hier die Biene, noch spät im Herbst sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkel- und wagrecht als Meister und Geselle; schaut die Ameise da; sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht; sie baut eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröcklein und Kiefernadeln. Sie baut sie in die Höhe und wölbt sie zu. Aber sie hat umsonst gearbeitet; denn das Pferd stampft und scharrt Alles auseinander. Seht hin, es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken; ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten, denn der Herr hat das Roß zum Gesellen des Windes und zum Gefährten des Sturmes gemacht, daß es den Mann dahin trage, wohin er will, und die Frau, wohin sie begehrt. Aber im Palmenwalde tritt er auf, der Löwe; ernsten Schrittes durchzieht er die Wüste; dort herrscht er über alles Gethier und Nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen, und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, nach dem auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen; denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen Gesang.

136. Würde und Bestimmung des Menschen.

(Nach Hepp.)

1. Unter allen Geschöpfen, welche Gott in seiner Liebe und Weisheit hervorgerufen hat, nimmt die erste und wichtigste Stelle der Mensch ein. Die Würde und hohe Bestimmung wird in der Schöpfungsgeschichte deutlich aus-

gedrückt. Als der Allmächtige die übrigen Wesen erschuf, sprach er: Es werde! und es ward. Bei der Schöpfung des Menschen aber hebt sich seine Sprache und in feierlichen Worten kündet Er an: Lasset uns den Menschen machen, in unserm Bilde, nach unserm Gleichniß!

2. Schon seine leiblichen Vorzüge erheben den Menschen über die Thiere. Während das Thier den Blick zur Erde senkt, geht der Mensch aufrecht und sieht mit freiem Blicke im Reiche der Schöpfung umher und zum Himmel auf, seiner einstigen Wohnung. Sein Gesicht ist der Ausdruck seines seelenvollen Innern und das Muster der höchsten Naturschönheit; seine Hände sind auf eine bewundernswürdige Weise zu den härtesten, schwierigsten und künstlichsten Arbeiten gebildet. Sein Körper kann unter allen Himmelsstrichen ausdauern; denn die ganze Erde ist seine Wohnung.

3. Seinem Leibe nach ein Sohn des Staubes, ist der Mensch zugleich ein unsterblicher Geist. Natur und Geist, Leib und Seele, Irdisches und Himmlisches, Vergängliches und Unsterbliches sind auf eine wundervolle Weise in ihm vereinigt. Der Geist des Menschen ist mit den herrlichsten Anlagen und Vorzügen von Gott ausgestattet. Er besitzt die Kraft, Gott, seinen Willen und seine Werke zu erkennen, Gott über Alles und den Nächsten wie sich selbst zu lieben, sich zu freuen und Gott Lobgesänge zu singen. Der Mensch kann Dampfschiffe bauen, den Gang der Gestirne berechnen und Kunstwerke schaffen. Aber eine Kleinigkeit kann Krankheit erzeugen oder seinen Tod verursachen.

4. Um nun den ganzen Reichthum seines Innern sowohl gegen Gott als auch gegenseitig aussprechen zu können, hat der Schöpfer dem Menschen die Sprache gegeben, ein Wunder der göttlichen Weisheit und Liebe. Es ist demnach Zweifaches, was wir am Menschen zu betrachten haben, das Sichtbare oder den Leib und dann das Unsichtbare, Geistige an ihm oder die Seele.

137. Rabbi Möir und seine Gattin.

(Aus W. Sterns Sprach- und Lesebuch.)

1. Rabbi Möir, der große Lehrer, saß am Sabbath in der Lehrschule und unterwies das Volk. Unterdessen starben

seine beiden Söhne, beide schön von Wuchs und wohl unterrichtet im Gesetze. Seine Hausfrau nahm sie und trug sie auf den Söller,*) legte sie auf ihr Bett und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname.

2. Abends kam Rabbi Möir nach Hause. „Wo sind meine Söhne," fragte er, „daß ich ihnen den Segen gebe?" „Sie sind in die Lehrschule gegangen," war ihre Antwort. „Ich habe mich umgesehen," erwiderte er, „und ich bin ihrer nicht gewahr geworden." Sie reichte ihm einen Becher, er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths, trank und fragte abermals: „Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Weine des Segens?" „Sie werden nicht weit sein," sprach sie und setzte ihm vor zu essen. Als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: „Rabbi, erlaube mir eine Frage!" „Sage an, meine Liebe!" antwortete er.—„Vor einigen Tagen," sprach sie, „gab mir Jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben?" „Dies sollte meine Frau nicht erst fragen," sagte Rabbi Möir; „wolltest du Anstand nehmen, einem Jeden das Seine wiederzugeben?" „O nein!" versetzte sie, „aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwissen nicht."

3. Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. „Ach, meine Söhne!" jammerte der Vater — „meine Söhne!" Sie wandte sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern, wiederzugeben, was uns zur Verwahrung anvertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobet!"—„Der Name des Herrn sei gelobet!" stimmte Rabbi Möir mit ein.

138. Denksprüche.

1. Ein frohes Herz, gesundes Blut
ist besser, als viel Geld und Gut.

2. Wer lust'gen Muth zur Arbeit trägt
und rasch die Arme stets bewegt,
sich durch die Welt noch immer schlägt.

*) Söller heißt im Morgenland ein flaches Dach.

3. Der Träge sitzt, weiß nicht, wo aus,
und über ihm stürzt ein das Haus.

4. Mit frohen Segeln munter
fährt der Frohe das Leben hinunter.

5. Kein Mensch besteht für sich allein;
wir müssen all' uns hülfreich sein.
D'rum findet man so viele Gaben,
nicht einer kann sie alle haben.

Zweiundsechzigste Lektion. [LXII.]

139. Die Rettung.

(Von Schiller, Tell.)

Hohes Felsenufer des Vierwaldstädtersees, Schwyz gegenüber. Der See macht eine Bucht ins Land, eine Hütte ist unweit dem Ufer. Ueber den See hinweg sieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwyz. Zur Linken zeigen sich die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben; zur Rechten im fernen Hintergrund sieht man die Eisgebirge.

Ruodi der Fischer kommt aus der Hütte; Werni der Jäger steigt vom Felsen, Kuoni der Hirt kommt mit dem Melknapf auf der Schulter. Seppi, sein Handbube, folgt ihm.

Ruodi. Mach' hurtig, Jenni. Zieh' die Naue*) ein. Der graue Thalvogt**) kommt, dumpf brüllt der Firn†), der Mytenstein‡) zieht seine Haube an, und kalt her bläst es aus dem Wetterloch; der Sturm, ich mein', wird da sein, eh' wir's denken.

Kuoni. 'S kommt Regen, Fährmann. Meine Schafe fressen mit Begierde Gras, und Wächter scharrt die Erde.

Werni. Die Fische springen, und das Wasserhuhn taucht unter. Ein Gewitter ist im Anzug.

Kuoni. (Zum Buben). Lug', Seppi, ob das Vieh sich nicht verlaufen?

---

*) Fahrzeuge.

**) Der Wind und Wetter zusammenblasende Wettergeist.

†) Der Firn, alter, erharschter, unvergänglicher Schnee, der in den Schluchten, wenn der Sturm hindurchfährt, brüllt, d. h. weithin hörbar kracht.

‡) Ein Berg.

Seppi. Die braune Liesel kenn' ich am Geläute.

Kuoni. So fehlt uns keine mehr, die geht am weitsten.

Ruodi. Ihr habt ein schön Geläute, Meister Hirt.

Werni. Und schmuckes Vieh. Ist's euer eignes, Landsmann?

Kuoni. Bin nit so reich, — 's ist meines gnäd'gen Herrn, des Attinghäusers, und mir zugezählt.

Ruodi. Wie schön der Kuh das Band zu Halse steht!

Kuoni. Das weiß sie auch, daß sie den Reihen führt, und nähm' ich ihr's, sie hörte auf zu fressen.

Ruodi. Ihr seid nicht klug! Ein unvernünftig Vieh.

Werni. Ist bald gesagt. Das Thier hat auch Vernunft; das wissen wir, die wir die Gemsen jagen; die stellen klug, wo sie zur Weide gehn, 'ne Vorhut aus, die spitzt das Ohr und warnt mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

Ruodi. (Zum Hirten). Treibt ihr jetzt heim?

Kuoni. Die Alp ist abgeweidet.

Werni. Glückselige Heimkehr, Senn!

Kuoni. Die wünsch' ich euch. Von eurer Fahrt kehrt sich's nicht immer wieder.

Ruodi. Dort kommt ein Mann in voller Hast gelaufen.

Werni. Ich kenn' ihn, 's ist der Baumgart von Alzellen.

Baumgarten (athemlos herbeistürzend). Um Gotteswillen, Fährmann, euern Kahn!

Ruodi. Nun, nun, was giebt's so eilig?

Baumgarten. Bindet los! Ihr rettet mich vom Tode! Setzt mich über!

Kuoni. Landsmann, was habt ihr?

Werni. Wer verfolgt euch denn?

Baumgarten (zum Fischer). Eilt, eilt, sie sind mir dicht schon auf den Fersen! Des Landvogts Reiter kommen hinter mir; ich bin ein Mann des Tods, wenn sie mich greifen.

Ruodi. Warum verfolgen euch die Reißigen?

Baumgarten. Erst rettet mich, und dann steh' ich euch Rede.

Werni. Ihr seid mit Blut befleckt, was hat's gegeben?

Baumgarten. Des Kaisers Burgvogt, der auf Roßberg saß —

Kuoni. Der Wolfenschießen, läßt euch der verfolgen?

Baumgarten. Der schadet nicht mehr; ich hab' ihn erschlagen.

Alle (fahren zurück). Gott sei euch gnädig, was habt ihr gethan?

Baumgarten. Was jeder freie Mann an meinem Platz! Mein gutes Hausrecht hab' ich ausgeübt, am Schänder meiner Ehr' und meines Weibes.

Werni. Ihr thatet wohl, kein Mensch kann euch d'rum schelten.

Kuoni. Der Wütherich, der hat nun seinen Lohn! Hat's lang verdient ums Volk von Unterwalden.

Baumgarten. Die That ward ruchtbar; mir wird nachgesetzt; — indem wir sprechen — Gott — verrinnt die Zeit.

(Es fängt an zu donnern.)

Kuoni. Frisch, Fährmann, schaff' den Biedermann hinüber!

Ruodi. Geht nicht. Ein schweres Ungewitter ist im Anzug. Ihr müßt warten.

Baumgarten. Heiliger Gott! Ich kann nicht warten. Jeder Aufschub tödtet. —

Kuoni (zum Fischer). Greif' an mit Gott! dem Nächsten muß man helfen. Es kann uns Allen Gleiches ja begegnen.

(Brausen und Donner.)

Ruodi. Der Föhn ist los; ihr seht, wie hoch der See geht; ich kann nicht steuern gegen Sturm und Wellen.

Baumgarten (umfaßt seine Kniee). So helf' euch Gott, wie ihr euch mein erbarmet.

Werni. Es geht ums Leben. Sei barmherzig, Fährmann!

Kuoni. 'S ist ein Hausvater und hat Weib und Kinder.

(Wiederholte Donnerschläge.)

Ruodi. Was? Ich hab' auch ein Leben zu verlieren; hab' Weib und Kind daheim, wie er. Seht hin, wie's brandet, wie es wogt und Wirbel zieht und alle

Wasser aufrührt in der Tiefe. — Ich wollte gern den Biedermann erretten, doch es ist rein unmöglich, ihr seht selbst.

Baumgarten (noch auf den Knieen). So muß ich fallen in des Feindes Hand, das nahe Rettungsufer im Gesichte! — Dort liegt's! Ich kann's erreichen mit den Augen, hinüberdringen kann der Stimme Schall; da ist der Kahn, der mich hinüber trüge, und muß hier liegen, hülflos und verzagen.

Kuoni. Seht, wer da kommt!

Werni. Es ist der Tell aus Bürglen.

Tell (tritt auf mit der Armbrust). Wer ist der Mann, der hier um Hülfe fleht?

Kuoni. 'S ist ein Alzeller Mann, er hat sein Ehr' vertheidigt und den Wolfenschieß erschlagen, des Kaisers Burgvogt, der auf Roßberg saß. Des Landvogts Reiter sind ihm auf den Fersen. Er fleht den Schiffer um die Ueberfahrt; der fürcht't sich vor dem Sturm und will nicht fahren.

Ruodi. Da ist der Tell, er führt das Ruder auch; der soll mir's zeugen, ob die Fahrt zu wagen. (Heftige Donnerschläge, der See rauscht auf). Ich soll mich in den Höllenrachen stürzen? Das thäte keiner, der bei Sinnen ist.

Tell. Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. Vertrau' auf Gott und rette den Bedrängten.

Ruodi. Vom sichern Port läßt sich's gemächlich rathen! Da ist der Kahn und dort der See! Versucht's.

Tell. Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen. Versuch' es, Fährmann!

Hirten u. Jäger. Rett' ihn! Rett' ihn! Rett' ihn!

Ruodi. Und wär's mein Bruder und mein leiblich Kind, — es kann nicht sein; 's ist heut' Simons und Judä; daraf't der See und will sein Opfer haben.

Tell. Mit eitler Rede wird hier Nichts geschafft; die Stunde drängt, dem Mann muß Hülfe werden. Sprich, Fährmann, willst du fahren?

Ruodi. Nein, nicht ich!

Tell. In Gottes Namen denn! Gieb her den Kahn! Ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen.

Kuoni. Ha, wack'rer Tell!

Werni. Das gleicht dem Waidgesellen.

Baumgarten. Mein Retter seid ihr, und mein Engel, Tell!

Tell. Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich euch! Aus Sturmes Nöthen muß ein Andrer helfen. Doch besser ist's, ihr fallt in Gottes Hand, als in der Menschen! (Zu dem Hirten). Landsmann, tröstet ihr mein Weib, wenn mir was Menschliches begegnet. Ich hab' gethan, was ich nicht lassen konnte. (Er springt in den Kahn.)

Kuoni (zum Fischer). Ihr seid ein Meister, Steuermann. Was sich der Tell getraute, das konntet ihr nicht wagen?

Ruodi. Wohl beff're Männer thun's dem Tell nicht nach; es giebt nicht zwei, wie der ist, im Gebirge.

Werni (ist auf den Fels gestiegen). Er stößt schon ab. Gott helf' dir, braver Schwimmer! Sieh, wie das Schifflein auf den Wellen schwankt.

Kuoni (am Ufer). Die Fluth geht d'rüber weg, — ich seh's nicht mehr. Doch halt, da ist es wieder! Kräftiglich arbeitet sich der Wack're aus der Brandung.

Seppi. Des Landvogts Reiter kommen angesprengt.

Kuoni. Weiß Gott, sie sind's. Das war Hülf' in der Noth.

(Ein Trupp Landenbergerscher Reiter kommt.)

Erster Reiter. Den Mörder gebt heraus, den ihr verborgen!

Zweiter Reiter. Des Wegs kam er; umsonst verhehlt ihr ihn.

Kuoni und Ruodi. Wen meint ihr, Reiter?

Erster Reiter (entdeckt den Nachen auf dem See), Ha, was seh ich! Teufel!

Werni (auf dem Felsen). Ist's der im Nachen, den ihr sucht? — Reit't zu! Wenn ihr frisch beilegt, holt ihr ihn noch ein.

Zweiter Reiter. Verwünscht! Er ist entwischt!

Erster Reiter (zum Hirten und Fischer). Ihr habt ihm fortgeholfen. Ihr sollt uns büßen! — Fallt in ihre Heerde! Die Hütte reißet ein, brennt und schlagt nieder! (Sprengen fort)

Seppi (stürzt nach). O meine Lämmer!

Kuoni (folgt). Weh mir! meine Heerde!

Werni. Die Wüthriche!

Ruodi (ringt die Hände). Gerechtigkeit des Himmels, wann wird der Retter kommen diesem Lande? (Folgt ihnen.)

140. Kraft des Gebetes.

(Von Fr. Schneider.)

1. Wenn ich, gefaltet meine Hände,
vertrauend mich zum Vater wende:
O, über jeden Schmerz erhöht,
wie bin ich selig im Gebet!

2. Wenn mir's an Rath und Einsicht fehlet,
und mich die Nacht der Zweifel quälet:
Eil' ich zu Gott, der treulich räth,
und finde Weisheit im Gebet.

3. Will ich zum Bessern mich erheben,
und muß vor meinem Herzen beben,
das meinem Wollen widersteht:
Wo fänd' ich Kraft, als im Gebet?

4. Wenn mir verbot'ne Kelche winken,
und es mich drängt, ihr Gift zu trinken,
das süß betäubend mich umweht:
So find' ich Rettung im Gebet.

5. Wenn selbst die Freunde mich verkennen,
sich kalt von mir und lieblos trennen,
mir Niemand treu zur Seite steht:
Dann tröstet Gott mich im Gebet.

6. Wenn meine Freuden mich verlassen,
und meine Sterne mir erblassen,
mir jede Hoffnung untergeht:
So find' ich Hoffnung im Gebet.

7. Wie war mir an dem theuern Grabe,
wo ich so viel geweinet habe,
wie war die Welt mir leer und öd'!
Was war zum Trost mir? Nur Gebet.

8. Wenn ich am letzten meiner Tage,
im Tode selbst nicht bang verzage,
wenn ihr mich ruhig sterben seht:
So wißt, ich lernt' es im Gebet.

Dritter Abschnitt.

Lesestücke
in Briefen an Freunde.

Briefe.*)

Dreiundsechzigste Lektion. [LXIII.]

141.

Western Academy,

St. Louis, Mo., den 10. April 1861.

Lieber Hermann!

Morgen Nachmittag will der Aufseher über die Baumschule wieder junge Obstbäume propfen, wobei die Schüler unserer Klasse gegenwärtig sein sollen, denen bei dieser Gelegenheit das Propfen gezeigt wird. Die Grösseren unter ihnen, wozu auch ich gehöre, werden selbst Versuche machen dürfen. Ich weiss, Du†) wün-

*) Ein gut stylisirter und orthographisch richtig geschriebener Brief gilt überall als der beste Beweis der Kenntnisse und Bildung des Schreibers.

Die Adresse sollte auf Briefen stets genau, groß und deutlich geschrieben werden.

†) Die Personwörter: Du, Deiner, Dir, Dich, Ihr, Euer, Euch, Sie, Ihnen, Ihrer, werden in Briefen mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben, wenn sie sich auf die Person beziehen, an die man schreibt.

schest auch einmal bei diesem Geschäfte zuzusehen und ersuche Dich deswegen, morgen Nachmittag um 2 Uhr in unserm Schulhause einzutreffen.

Ich freue mich, Dich bald zu sehen und bleibe

Dein Karl Rommel.

To Hermann Lilienstern,

No. 3 Main Street,

Carondelet, St. Louis Co., Mo.

142.

Hermann, Mo., den 10. Januar 1861.

Geliebte Eltern!

Mit gerührtem Herzen erinnere ich mich an dem heutigen Tage an die vielen und großen Wohlthaten, die Ihr mir von meiner Geburt an bis jetzt erzeigt habet. Auch in dem verflossenen Jahre nahmt Ihr Euch meiner mit treuer Vater- und Mutterliebe an und sorgtet für mein Wohlsein. Euch verdanke ich nächst Gott Alles, was ich bin und habe, meine Erziehung und Bildung. — Möge Euch der liebe Gott vergelten, was Ihr an mir thut und Euch jede Freude des Lebens schenken, die Ihr wünschet und die Euch wahrhaft heilsam ist. Mir soll es heilige Pflicht sein, auch in dem neuangetretenen Jahre Euch durch Folgsamkeit und Fleiß viel Freude zu machen. Dann darf ich auch hoffen, daß Ihr fortfahren werdet, mich zu lieben und für mich zu sorgen.

Ewig werde ich sein

Euer

dankbarer Sohn
Ernst.

An Herrn und Frau Hohnbaum in Mascoutah, Ill.

143.

St. Louis, Mo., am 1. Mai 1861.

Meine liebe, gute Mutter!

O, könnte ich doch heute in Ihr liebes, freundliches Auge schauen, um Ihnen sagen zu können, mit welcher Freude ich den Tag begrüße, der mir eine so zärtliche Mutter gegeben hat und mich ganz besonders daran erinnert, wie viel Liebe und wie vielen Dank ich Ihnen schuldig bin. Sie waren so liebevoll für mich besorgt, haben so manche Entbehrungen erduldet, um nur mein Wohlergehen zu begründen. Es ist mir nicht möglich, die Gefühle meiner Liebe und meines Dankes in ihrer ganzen Größe durch Worte auszudrücken. Nur wünschen kann ich und meine Gebete für Sie, geliebte Mutter, zum lieben Gott emporsteigen lassen. Möge der Allgütige Sie mir noch recht viele Jahre in ungestörtem Wohlsein erhalten; möge er in dem neuangetretenen Lebensjahre und Ihr ganzes Leben hindurch seinen Segen im reichsten Maße über Sie ausschütten!

Mein eifriges Bestreben wird immer dahin gerichtet sein, Ihnen durch Fleiß, Gehorsam und ein sittsames Betragen recht viele Freude zu machen und mich Ihrer zärtlichen Liebe immer würdiger zu erweisen.

Beifolgende kleine Gabe habe ich in meinen Freistunden für Sie gestickt. Nehmen Sie dieselbe als ein kleines Angebinde an und als einen, wenn auch nur sehr geringen, Beweis der kindlichen Liebe

Ihrer

dankbaren Tochter
Amalie.

An Frau Maria Rothan in Washington, Mo.

144.

Lieber Adolph!

Die Nachricht von dem Tode Deines guten Vaters hat einen tiefen und schmerzlichen Eindruck auf mich gemacht. Mit der innigsten Theilnahme beklage ich den großen Verlust, der Dich getroffen und finde Deinen tiefen Schmerz und Deine heißen Thränen sehr gerecht. Denn

einen so gütigen Vater in seinen besten Jahren zu verlieren und in einer Zeit, in welcher man dessen noch so sehr bedarf, das muß wehe, sehr wehe thun. Darum laß Deinen Thränen freien Lauf; weine Deinen Schmerz aus. Aber ermanne Dich auch wieder und ergieb Dich mit Geduld in die Schickungen der gütigen Vorsehung, die ja, wenn auch auf Wegen, die uns unbegreiflich sind, doch Alles zu unserm Besten leitet. — Verrichte nach, wie vor, Deine Geschäfte mit dem gewohnten Eifer; dies wird Deinen Schmerz mildern. Wende Deine kindliche Liebe nun ungetheilt Deiner guten Mutter zu und sei fortwährend Deinen jüngern Geschwistern das Muster eines guten Sohnes und Bruders. Dann wird der verklärte Geist Deines Vaters gewiß segnend auf Dich herabblicken. Bestrebe Dich, unter der freundlichen Leitung Deiner Mutter das zu werden, wozu Dich der Hingeschiedene erziehen wollte. Werde ein tüchtiger und braver Mann. Dadurch wirst Du das Andenken Deines seligen Vaters mehr ehren, als durch übermäßige Betrübniß.

Stehe also fest im Glauben; sei männlich und sei stark. Dies ruft Dir zu

Dein Ludwig.

New York City, am 15. März 1861.

145.

Chicago, den 12. Mai 1861.

Mein lieber Sohn!

Ich habe recht lange nicht an Dich geschrieben, und nach so langem Stillschweigen muß mein erster Brief eine Trauernachricht sein. — Als Du von uns Abschied nahmst, war Deine Schwester, unsere gute Christine, so gesund und froh und blühte wie eine Rose. Wer hätte denken sollen, daß Ihr Euch nicht wieder sehen würdet? Und doch ist es leider nicht anders. Vorgestern Abend um 11 Uhr starb sie in den Armen ihrer Mutter und vor meinen Augen. Ein hitziges Fieber, wobei alle menschliche Hülfe fruchtlos blieb, war die Ursache ihres frühen Todes. — Ihr Leichnam wurde heute zur Erde bestattet. — Mehr kann ich für diesmal nicht schreiben, mein lieber Sohn, da der Brief mit der heutigen Post abgehen soll. Gott begleite Dich auf

Deiner Reise und bringe Dich gesund wieder zu uns, damit Deine von Gram gebeugten Eltern sich wenigstens Einer Stütze erfreuen!

Deine Mutter grüßt Dich unter tausend Thränen, und ich bin von Herzen

Dein

treuer Vater
O. R.

Vierundsechzigste Lektion. [LXIV.]

146.

Mein theurer Freund!

Mit wahrhaft freudigen Gefühlen habe ich jederzeit die Feder ergriffen, um mich mit Dir zu unterhalten. Doch heute zittert mir die Hand, indem ich diesen Brief beginne, weil ich befürchten muß, von Dir verkannt zu werden, oder — was der Himmel verhüten wolle — vielleicht gar Deine Freundschaft zu verlieren. Doch — Du bist ja kein gewöhnlicher Mensch, und daher sei es gewagt, Dir eine Bitte vorzutragen, durch deren Gewährung wahrlich eine schwere Sorgenlast von meinem Herzen genommen würde.

Du kennst meine äußerst beschränkten, ökonomischen Verhältnisse und weißt, daß früheres, unverschuldetes Unglück dieselben herbeigeführt hat. Doch, an Entbehrungen gewöhnt, habe ich mich bis jetzt immer, ohne Schulden zu machen, durchzubringen gesucht und selbst Nachtwachen nicht gescheut, um durch regen Fleiß die nothdürftigsten Mittel zu meinem und meiner zahlreichen Familie Unterhalt zu erschwingen. In diesem Augenblicke aber stürmt das Schicksal zu heftig auf mich ein. Meine vier Kinder liegen sämmtlich am Scharlachfieber gefährlich krank darnieder, und ich selbst bin von Nachtwachen so erschöpft, daß ich mich ganz unfähig fühle, das nöthige Geld zu ihrer Pflege durch meiner Hände Arbeit herbeizuschaffen.

Sieh' denn in Deinem Freunde einen hart bedrängten Familienvater, der ein Raub der Verzweiflung werden müßte, würde er nicht durch die Trostgründe der Religion noch aufrecht erhalten. Lange habe ich mit mir gekämpft,

ob ich es wagen soll, mein theurer Freund, Deinen Beistand in Anspruch zu nehmen. Aber — Gott weiß es — ich kann nicht anders; Du bist meine einzige, letzte Zuflucht. Vernimm denn meine Bitte, mir mit einem beliebigen Darlehen aus dieser meiner augenblicklichen, doch wahrhaft großen Noth zu helfen. Gott wird Dich dafür segnen. — Wann ich es Dir wieder erstatten kann, vermag ich heute noch nicht zu bestimmen, doch darfst Du überzeugt sein, daß ich nach Wiedergenesung meiner Kinder — was ich zu Gott hoffe — redlich für die Rückzahlung sorgen werde. Ich vertraue Deinem Herzen. Lebe wohl und hilf mir, theurer Freund, sobald Du kannst!

Mit herzlicher Liebe

der Deinige

Philadelphia, Pa., den 10. Juni 1861. N. N.

147.

Brief von Schiller an seinen Vater.

Herzlichen Dank für die fröhlichen Nachrichten, die Sie mir von der zunehmenden Gesundheit unsrer lieben Mutter geben und von Ihrem allseitigen Wohlbefinden. Den 28sten, heute, ist Ihr Geburtstag, liebster Vater, den wir beide mit innigster Freude feiern, daß uns der Himmel Sie gesund und glücklich bis hieher erhalten hat. Möge er ferner über Ihr theures Leben und Ihre Gesundheit wachen und Ihre Tage bis in das späteste Alter verlängern, daß Ihr dankbarer Sohn es ausführen könne, Freude und Zufriedenheit über den Abend Ihres Lebens zu verbreiten und die Schulden der kindlichen Pflicht an Sie abzutragen.

Schiller.

Jena, am 28. October 1791.

148.

Hochgeehrter Herr Doktor!

Mein Vater liegt schon seit zwei Tagen im Bett und klagt über heftige Stiche in der Brust, namentlich sind diese am heftigsten auf der linken Seite. Dabei hat er Frost und keinen Appetit.

Lieb wäre es demselben, wenn Sie ihn heute noch mit Ihrem Besuche erfreuen wollten. Ist Ihnen aber dies unmöglich, so läßt er Sie bitten, ihn doch morgen früh ja zu besuchen. Mit Ueberbringer dieses wollen Sie einstweilen bestellen, was wir bis zu Ihrer Ankunft bei des Vaters Krankheit zu thun haben.

Ihr

gehorsamer Diener
Gottfried Göbel,
Sohn des Schullehrers Göbel.

St. Charles, Mo., den ... 18.

149.

Geehrtester Herr!

Sie werden mir's wohl nicht verargen, wenn ich mich in einer für mich sehr wichtigen Angelegenheit mit einer Bitte an Sie wende. Schon öfters habe ich nämlich gehört, daß mancher junge Bursche vom Lande sein Glück in der Stadt gemacht hat, besonders wenn er recht schreiben und rechnen gelernt hatte. „Vielleicht könntest auch du dein Glück in der Stadt finden," so dachte ich öfters und suchte es daher immer im Schreiben und Rechnen weit zu bringen.

In allen gewöhnlichen Rechnungen und selbst in mehreren Arten der Handlungsrechnungen habe ich eine ziemliche Fertigkeit erlangt, und meine Schrift ist, wie Sie aus diesem Schreiben ersehen, nicht unleserlich.

Ich bin jetzt 16 Jahre alt und getraue mir wohl als Kellner oder Hausknecht in einem Gasthofe, oder als Auslaufer in einem Kaufmannshause die nöthigen Geschäfte zu versehen.

Sie haben in der Stadt viele Bekanntschaften, und da Sie mich von meinen Eltern her kennen, so bin ich überzeugt, daß Sie ein gutes Wort zu meiner Empfehlung sprechen und mir somit zu einer Stelle verhelfen werden.

Mit dem verbindlichsten Danke wird dieses zeitlebens erkennen

Ihr

Belleville, Ill., am .. 18 .. ergebenster
Konrad Müller.

Fünfundsechzigste Lektion. [LXV.]

(Hofmanns Sprach- und Lesebuch.)

150.

Beaver, den 2. Mai 1854.

Liebste Julie!

Soeben komme ich von unserer Freundin Emilie, wo ich diesen Nachmittag im Kreise guter Freundinnen einige sehr frohe Stunden verlebt habe. Dort sah ich auch ein Buch, welches mir außerordentlich gefallen hat; es führt den Titel: Töchter-Album, von Thekla Gumpert. Ich wünsche sehr, dieses Buch zu besitzen, um es recht oft lesen zu können. Da es nun aber hier nicht zu bekommen ist, so wende ich mich mit der Bitte an Dich, mir es zu kaufen und gleich einbinden zu lassen. — Sei so gut, mir in Deinem nächsten Briefe Deine Auslagen zu melden, damit ich Dir das Geld mit erster Gelegenheit übersenden kann. — Verzeihe, daß ich Dir mit diesem Auftrage beschwerlich falle, und sei versichert, daß ich es nicht thun würde, wenn ich nicht wüßte, wie gern Du Anderen Gefälligkeiten erweisest.

Lebe wohl und behalte lieb

Deine

treue Freundin

Elise.

An Fräulein Julie Adelung in Pittsburg, Pa.

151.

(Antwort auf den vorhergehenden Brief.)

Liebe Elise!

Gestern Nachmittag erhielt ich Deinen Brief, welcher mir sehr viele Freude gemacht hat, zumal da Du mir durch denselben Gelegenheit giebst, Dir gefällig sein zu können, und ich eile daher zu seiner Beantwortung.

Ich ging sogleich in eine der hiesigen Buchhandlungen, um mich Deines Auftrages zu entledigen; und erhielt zu meiner großen Freude das verlangte Buch schon gebunden. Ich zögere daher keinen Augenblick, es Dir zu übersenden. Es kostet gebunden $2,50, welche Du mir gele-

gentlich übersenden kannst. Ich habe gestern Abend noch den ersten Theil davon mit solchem Vergnügen gelesen, daß ich mir selbst auch ein Exemplar davon bestellt habe; denn es ist unstreitig ein vortreffliches Buch, welches in den Händen jeder unserer Freundinnen sein sollte. Hast Du wieder Etwas zu besorgen, so wende Dich geradezu nur an mich und sei versichert, daß Du mir dadurch große Freude machen wirst.

Deine

aufrichtige Freundin

Pittsburg, den 5. Mai 1854. Julie.

152.

Lieber Johann!

Warum bist Du denn nicht gekommen? Heißt das Wort gehalten? — Ueber die Hälfte des Weges bin ich Dir entgegen gegangen. Ich setzte mich unter die große Eiche neben dem Weg und erwartete Dich zwei Stunden lang; aber — Du bliebst aus. Wie willst Du Dich entschuldigen? Du kannst Deinen Fehler nur dadurch wieder gut machen, daß Du künftigen Samstag hierher kommst und bis Montag bei uns bleibst. Dann soll Alles vergessen und vergeben sein, und ich will Dich mit Freuden bewillkommen.

Dein

aufrichtiger Freund

W. M.

Cincinnati, O., den 15. September 1860.

153.

(Eine Freundin übersendet der andern Blumen zum Geburtstage.)

Freundin!

Blumen, liebes Lottchen, sind die Bilder der Freude, die Symbole der Liebe und Freundschaft. Viele dieser Deiner Lieblinge habe ich zu einem bedeutungsvollen Kranze gewunden und sende Dir diesen als freundliches Angebinde zu dem heutigen festlichen Tage. Vielleicht gönnst Du ihm unter Deinen zahlreichen Geburtstagsgeschenken nicht den letzten Platz. Wenigstens sei er mit

seinen lieblichen Farben und Blüthen der Dollmetscher meiner Gefühle, die heute lauter als je aus meinem Herzen für Dich aufsteigen, und der Ueberbringer der Wünsche, die ich in die wenigen Worte zusammenfasse: Freude und Glück auf allen deinen Wegen und Liebe in Deinem Herzen für Deine ꝛc.

Hartmann.

Milwaukee, Wisc., den 21. Juni 1848.

154.

Mein lieber Adelbert!

Ich habe es gestern vergessen, Dir zu sagen, daß morgen unsere Bienen geschnitten werden. Ich bitte Dich daher nachträglich, zu mir zu kommen und solches mit anzusehen. Du weißt doch, was es heißt: die Bienen schneiden? Den Bienen selbst wird Nichts gethan. Man schneidet nur den Honig heraus, den sie im vorigen Jahre gesammelt und in ihren wächsernen Zellen aufbewahrt haben, damit sie ihre süße Arbeit von Neuem anfangen können. Ich weiß gewiß, Du hast es noch nie gesehen. O, wie wirst Du Dich über die artigen Wohnungen und Vorrathshäuser wundern, die diese kleinen, fliegenden Thierchen selbst machen und mit einer so süßen Speise anfüllen! Komm, lieber Adelbert, wir wollen dieser Arbeit von fern zusehen, Honig essen und dabei vergnügt sein.

Dein Wilhelm.

Davenport, Ja., am .... 18 ..

155. Räthsel.

Ich wohne in einem steinernen Hauf',
da lieg' ich verborgen und schlafe.
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
mich kann dein Athem bezwingen,
ein Regentropfen schon sauget mich ein;
doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

Vierter Abschnitt.

Das Mineralreich.

Sechsundsechzigste Lektion. [LXVI.]

156. Mineralien.

(Von Burgwardt.)

Das Mineralreich ist von der höchsten Wichtigkeit; denn ohne dasselbe würden die Menschen, Thiere und Pflanzen nicht vorhanden sein.

Erde, Steine, Schwefel, Salz und Eisen sind kalte Körper ohne alles Leben. Sie wachsen nicht von innen heraus wie Pflanzen und Thiere; denn sie haben keine Organe oder Werkzeuge zu ihrer Ernährung. Pflanzen und Thiere nennt man wegen ihrer Organe auch organische Körper; Erde, Steine, Schwefel und Eisen aber **unorganische Körper.** Diese und alle ähnlichen unorganischen Körper, welche aus der Erde hervorgebracht werden, heißen auch Mineralien. Die Mineralien vergrößern sich aber nur so lange, als sie in ihren Lagerstätten liegen und nicht von der Luft berührt werden. Das Mineral kann noch so viele seiner Theile verlieren, und es bleibt doch was es ist — ein Mineral; denn schlägt man von einem Stück Schwefel noch so viel ab, es bleibt doch Schwefel. Nimmt man aber dem Vogel den Kopf und der Blume die Krone, so zerstört man sie dadurch.

Nach ihrer Aehnlichkeit unterscheidet man vier Arten Mineralien, nämlich: **A. Erde** und **Steine, B. Salze, C. brennbare Mineralien** oder **Erdharze** und **D. Metalle.**

A. Die gewöhnlichen Erdarten unserer Erdoberfläche sind: Kiesel- (Sand), Thon-, Kalk- und schwarze Gartenerde. Meistens finden wir sie miteinander vermischt.

Die Hauptbestandtheile der meisten Steine sind Erden, entweder Kiesel- oder Kalk- oder Thonerde.

Die Steine, welche in das Kieselgeschlecht gehören, zeichnen sich durch ihre Härte aus und geben an Stahl Funken. Zu den Kieselsteinen oder Quarz gehören die Feuersteine (Flintensteine), die rothen Granaten und die durchsichtigen Krystalle, z. B. an Kronleuchtern. Die Kieselerde ist auch ein Hauptbestandtheil des Glases. Der Sandstein besteht aus kleinen Quarzkörnern.

Aus Kalkerde besteht der Kalkstein, die Kreide, der Gyps, Alabaster und Marmor.

Die Thonerde saugt das Wasser begierig in sich und hält es länger an sich, als andere Erde. Im Feuer verhärtet sie sich. Zur Thonerde gehört der (gemeine) Lehm, der beim Bauen der Häuser benutzt wird, die Ziegelerde, der graugrüne Töpferthon, der Pfeifenthon, das Steingut, der Röthel, die schwarze Kreide und der Thonschiefer, wozu der schwarze Wetzstein gehört, und den ihr auch an euern Schiefertafeln seht.

Auch giebt es Steine, in welchen mehrere Erdarten so mit einander vermengt sind, daß man keine Erdart als Hauptbestandtheil unterscheiden kann. Zu solchen Steinen gehört der Sandstein (Mühlstein, Schleifstein ꝛc.) und der Granit.

B. Alle Mineralien, welche sich im Wasser leicht auflösen und auf der Zunge einen scharfen Geschmack erregen, heißen Salze. Hierher gehört das Kochsalz, (Stein-, See- und Quellsalz), der Salpeter, das Glaubersalz, das Bittersalz, der Vitriol und der Alaun.

C. Andere Mineralien brennen, entweder mit einer Flamme oder doch glimmend; das sind brennbare Mineralien, als: (gediegener und vererzter) Schwefel, Erd- oder Steinöl, Bernstein, Reißblei, Steinkohlen, Braunkohlen und Torf.

D. Die Metalle sind die schwersten Mineralien; sie sind gänzlich undurchsichtig und lassen sich im Feuer schmelzen. Sie finden sich in den Gebirgen, gewöhnlich vererzt, selten gediegen. Durch den Bergbau werden sie aus der Erde gefördert. Platina ist das schwerste Metall. Gold gehört zu den kostbarsten Metallen, dann Silber. Eisen ist das nützlichste und unentbehrlichste Metall. Andere Metalle sind: Queckfilber (flüssig), Kupfer, Blei, Zinn, Zink. — Messing, Glocken- und Kanonengut sind Mischungen von Kupfer und Zinn.

Unter den Metallen sind die schrecklichsten Gifte, z. B. Arsenik und Grünspan.

Siebenundsechzigste Lektion. [LXVII.]

157. Die Räthsel der Elfen.*)

(Von Friedrich Rückert.)

Die Elfen sitzen im Felsenschacht,
vertreiben mit Reden die lange Nacht.
Sie legen sich lustige Räthsel vor,
die, wenn sie nicht Gold sind, doch klingen im Ohr.
Und wie ein Windzug dazwischen geht,
so sind sammt den Elfen die Räthsel verweht. —

Welch Gold entstammt dem Erdschacht nicht?
Ich hörte vom goldenen Sonnenlicht.
Wer borgt sein Silber von fremdem Gold?
Der Mond, der ob unsern Häuptern rollt.
Wo quillt die Thrän' aus härtester Brust?
Der Quell im Fels ist mir wohl bewußt.
Wo strömt ein Strom, da kein Strombett ist?
Der Regenstrom, der in Lüften fließt.
Wo ist auf dem Fluß die breiteste Brück'?
Das Eis ist gebaut aus einem Stück.
Die Fluth, die im stetesten Takt sich bewegt?
Das Blut, das im Herzen des Menschen schlägt.
Wer trauert in seinem buntesten Kleid?
Das ist der Baum zu des Herbstes Zeit.
Wer hat tausend Augen, und sieht sich nicht?
Der Strauch, der sie treibet, und weiß es nicht.
Wer sah nie von innen sein eigenes Haus?
Die Schnecke, und kommt doch niemals heraus.
Wo hat man den Kleinsten zum König gemacht?
Der Zaunkönig wird ausgelacht.
Wo tritt der Schwache den Starken nieder?
Den Erdboden des Menschen Glieder.
Was ist stärker als der Erdengrund?
Das Eisen, denn es macht ihn wund.
Was ist noch stärker als Eisen und Stahl?
Das Feuer schmelzt sie allzumal.
Was ist noch stärker als Feuersgluth?
Die feuerlöschende Wasserfluth.
Was ist stärker als Fluth und Meer?
Der Wind, der treibt sie hin und her.
Und was ist stärker als Wind und Luft?
Der Donner; sie zittert, wenn er ruft.

*) Elfen heißen nach der Fabellehre kleine Naturgeister.

Wer ist mächtiger als der Tod?
Wer da kann lachen, wenn er droht.
Warum fließt das Wasser den Berg nicht hinauf?
Bergunter hat es leichteren Lauf.
Warum trägt Kürb'sse der Eichbaum nicht?
Daß sie dir nicht fallen aufs Angesicht.
Wozu hat der Gaul die vier Füße empfahn?
Damit er mit vieren stolpern kann.
Und warum sind die Fische stumm?
Weil sie sonst würden reden dumm.
Wer löset alle Räthsel auf?
Wer immer was weiß, das sich reimet d'rauf.
Und warum schweig' ich jetzo still?
Weil ich Nichts weiter hören will.

158. Der Diamant.

(Nach A. W. Grube.)

1. Der Diamant ist der König im ganzen Mineralreich, und vor seiner Pracht muß selbst der Glanz des Goldes erbleichen. Der Diamant saugt fast das Licht auf, als wollte er eine Sonne im Kleinen werden. Darum setzen ihn Könige und Fürsten als den schönsten Schmuck in ihre Kronen. Dieser kostbare Edelstein empfängt das Licht nicht allein, sondern theilt es wieder deinem Auge spielend mit, indem er jetzt das ganz weiße oder veilchenblaue Licht zurückprallen läßt, dann bloß die rothen oder die grünen oder gelben Strahlen fortsendet. Dieses Farbenspiel wird erst dann recht schön, wenn der rohe Stein geschliffen ist, d. h. ebene Flächen erhalten hat. Seine Hauptfundorte sind Ostindien und Brasilien, wo er lose, im Sande, oder eingewachsen im Sandsteine vorkommt.

2. Der Diamant hat einen Bruder, dem man es gar nicht ansieht, der ihm gleicht wie die Nacht dem Tage — denn er ist schwarz und rußig — und dieser Bruder des Diamants ist die Steinkohle. Nämlich der Diamant ist in seinem Grund und Wesen nichts anders als Kohle, nur in der geheimnißvollen Werkstatt der Natur zum hellen Krystall gebildet. Er ist der härteste Stein und überhaupt der härteste Naturkörper der Erde, mit welchem man in alle andere Mineralien hineinschneiden kann. Mit einem Diamantstiftchen schneidet der Glaser seine Glastafeln entzwei, so leicht, wie der Buchbinder mit einem Messer ein Stück Pappe.

159. Steinkohlen und Braunkohlen.

1. Wenn wir Nichts als Holz zur Feuerung hätten, so würden manche Gegenden bald von Menschen verlassen werden müssen. — Was wären wir ohne das Feuer? — Allein der weise Schöpfer hat noch für anderes Brennmaterial als Holz gesorgt, das aus der Erde geschafft wird; dazu gehören Steinkohlen und Braunkohlen; sie sind wohlfeiler als Holz, und geben eine grellere Hitze.

2. Die Steinkohlen sind ein wichtiges Naturprodukt. Bei einer Umwälzung der Erdoberfläche versanken ungeheure Urwälder, sie wurden wahrscheinlich durch die nachstürzenden Erd- und Felsenmassen verschüttet und mit der Zeit in die kohlige Masse verwandelt, in der wir sie eben sehen. Denn in vielen Steinkohlenlagern findet man noch ganze Stämme, deren Gestalt sich deutlich erkennen läßt. Auch sind Braunkohlen bisweilen so holzähnlich, daß man glaubt, es seien alte angebrannte Scheite.

3. Die Steinkohlen werden aus der Erde gewonnen. Ein Steinkohlenbergwerk bei Newcastle in England ist eines der größten Wunderwerke des Menschengeschlechts. Es geht außerordentlich tief und erstreckt sich zwei Meilen unter das Meer hin, so daß Kriegsschiffe über den Köpfen der Arbeiter hinwegsegeln. Mächtige Lager von Steinkohlen befinden sich in vielen Staaten von Nordamerika, namentlich in Pennsylvania, Illinois und Missouri.

4. Die Steinkohlen sind ein unschätzbar werthvolles Brennmaterial für die Schmelzöfen, für den Betrieb der Fabriken, der Dampfschiffe und Dampfwagen; sie liefern uns auch das Leuchtgas, welches die dunkle Nacht zum hellen Tage macht. Der Reichthum an billigen Steinkohlen befördert Handel und Gewerbe, und erhebt sich, mit Eisen gepaart, zur Weltherrschaft, wie es England zeigt.

Achtundsechzigste Lektion. [LXVIII.]

160. Das Bergwerk.

(Aus Bormann's Stylübungen.)

1. Im Innern mehrerer Gebirge findet man verschiedene Arten Erze, aus denen die Metalle gewonnen werden, und schon in sehr frühen Zeiten haben sich die Men-

schen damit beschäftigt, die Erze aus der Tiefe der Erde herauszuholen. Zu diesem Zwecke werden Gruben und unterirdische Gänge, gleich den Kellern und Gewölben, in die Berge hineingebaut, welche um so tiefer und umfangreicher sind, je tiefer das Erz in den Bergen verborgen liegt. Die Leute, welche sich mit dem Baue solcher Bergwerke beschäftigen, werden Bergleute genannt und haben ein sehr mühseliges und vielen Gefahren unterworfenes Leben. Früh, mit Aufgang der Sonne, oder schon um Mitternacht, nachdem sie zuvor zu Gott gebetet haben, fahren sie in den Schacht des Bergwerkes hinein und verschwinden bald in der Tiefe desselben. Lampen oder Lichter, welche sie auf dem Kopfe zu tragen pflegen, erleuchten ihren stillen, schauerlichen Weg; nur das Rauschen des unterirdischen Wassers, das durch Pumpwerke in die Höhe gezogen wird, die von der Decke herunterfallenden Tropfen und der ernste Zuruf der sich begegnenden Bergleute: „Glück auf!" unterbricht die schauerliche Stille. Wenn sie dann an dem Orte, wo sie ihre Arbeit fortsetzen wollen, angelangt sind, bitten sie den Allmächtigen um Schutz und Beistand, denn hier unten sind sie von aller menschlichen Hülfe fern; hoch über ihnen auf der Oberfläche des Landes sind die Wohnungen der Menschen und kein Sonnenstrahl fällt in die dunkle Tiefe.

2. Man hört jetzt nur den Schlag des eisernen Hammers, den die kräftige Hand des Bergmanns gegen den Felsblock führt; denn bedachtsam muß ein jeder auf seine Arbeit sehen, damit er nicht Gefahr laufe, von einem herabfallenden Felsblock beschädigt oder erschlagen zu werden. Andere fahren indeß mit Karren, welche auch wohl Hunde genannt werden, in die Höhle hinein, um die losgeschlagenen Erzstücke dort hinzuschaffen, wo sie wiederum, in Kasten geladen, durch ein Maschinenwerk zu Tage gefördert werden. Mühsam und kümmerlich ist daher der Erwerb dieser Leute, und so eintönig und traurig die Umgebung bei ihrer Arbeit, daß sie nicht, wie der Landmann, aufgefordert durch den Gesang der Lerche, ein fröhliches Liedchen anstimmen. Nur zuweilen hört man den erhebenden Gesang eines frommen Liedes, ein Zeichen des ernsten und stillen Benehmens dieser Leute, die nur zu oft durch Unglücksfälle, welche den einen oder den andern ihrer Kame-

raden getroffen haben, gewarnt und vorsichtig gemacht sind. Ueber ihnen hangen furchtbare Felsstücke, welche jeden Augenblick herunter zu fallen drohen; oft auch stürzt wildes Wasser in brausender Wuth unerwartet ihnen entgegen, oder todtbringende Dünste werfen sie darnieder. Natürlich ist es daher, daß sie sich, wenn sie nach überstandener Arbeit wieder in die lichten Wohnungen über die Erde kommen, gern der Freude überlassen und sich durch fröhliche Musik erheitern, weshalb auch stets mehrere unter ihnen verschiedene Instrumente zu spielen verstehen.

3. Die herausgeschafften Erzstücke werden zuerst von dem Erdreich gereinigt, dann durch große Hammerwerke in kleine Stücken zerschlagen, und endlich in die Schmelzöfen gebracht, wo durch die furchtbare Glut des Feuers das reine Metall von den Schlacken gesondert wird. Hier sind große Behältnisse, in welchen das Erz ausgeschüttet wird, doch so, daß die Feuerflammen, welche Tage lang unterhalten werden, durch den Luftzug überall hindurch schlagen können, und bald geräth das Erz in einen glühenden Zustand; das Metall wird flüssig und von den Arbeitern in besondern Formen aufgefangen, aus welchen es, wenn es erkaltet ist, herausgenommen und zu verschiedenen Zwecken verwendet wird.

161. Bergmannslied. A.

(Von Novalis.)

1. Der ist der Herr der Erde
wer ihre Tiefen mißt,
und jeglicher Beschwerde
in ihrem Schooß vergißt;

2. Wer ihrer Felsenglieder
geheimen Bau versteht,
und unverdrossen nieder
zu ihrer Werkstatt geht.

3. Er sieht ihr alle Tage
mit neuer Liebe zu,
und scheut nicht Fleiß noch Plage:
Sie läßt ihm keine Ruh.

4. Die mächtigen Geschichten
der längstverflossnen Zeit,
ist sie ihm zu berichten
mit Freundlichkeit bereit.

5. Der Vorwelt heil'ge Lüfte
umweh'n sein Angesicht,
und in die Nacht der Klüfte
strahlt ihm ein ew'ges Licht.

6. Er trifft auf allen Wegen
ein wohlbekanntes Land,
und gern kommt sie entgegen
den Werken seiner Hand.

7. Ihm folgen die Gewässer
bülfreich den Berg hinauf,
und alle Felsenschlösser
thun ihre Schätz' ihm auf.

8. Er führt des Goldes Ströme
in seines Königs Haus,
und schmückt die Diademe
mit edlen Steinen aus.

162. Der Gang in das Bergwerk bei Goslar.

(Von H. C. Andersen.)

1. Der Rommelsberg bei Goslar *) ist bekannt durch sein Bergwerk, in welchem sich mehr gezimmertes Bauholz befinden soll, als in allen Häusern Goslars. Die ganze Seite des Berges, die dem Wege zugekehrt ist, bestand meistens aus Schiefersteinen, wodurch der Berg in meinen Augen das Aussehen eines ungeheuern Gebäudes bekam, das abgebrannt und zusammengestürzt schien. Die Luft selbst hatte etwas Schwefeliges und Brandiges, und das Wasser, das durch Abzugröhren aus dem Berge kam, wo man es benutzt hatte, sah ganz ockergelb aus.

2. Der norwegische Bauer nennt den dicken, blauweißen Nebel, der oft zwischen den Bergwänden eingeschlossen steht, „Wollflecken," und ich wüßte keinen Namen, der charakterischer wäre; es sah wirklich aus, als ob eine ungeheure Menge von der feinsten gekratzten Wolle in den Hohlweg hineingeweht wäre und dort über den schwarzen Fichten lagere.

3. Da, wo man ins Bergwerk hinabsteigt, schob eine Anzahl junger Arbeiter die rohen Erzmassen in Schiebkarren in eine dazu gegrabene Vertiefung hinein; wir bekamen einen Führer, er zündete sein Grubenlicht an, öffnete nun eine große Thür und — es ward mir ganz wunderbar ums Herz — wir traten hinein. Eine kurze Strecke noch war der Gang ausgemauert, aber bald wölbten sich nur die eckigen Felsstücke rund umher; wir stiegen immer tiefer und tiefer. Bergleute mit ihren Grubenlichtern begegneten uns: „Glück auf!" war der gegenseitige Gruß, während ringsum alles still wie im Grabe war. Aus dem Stein schimmerte das Erz bald grün, bald kupferroth heraus. Ein Kaufmann von Goslar begleitete mich, ich hielt mich an ihn an, obgleich es nur ein schmales Brett war, auf dem wir vorwärts schritten. Wir mußten uns bald ganz tief bücken wegen der herabhängenden Felsblöcke; ein Gang durchkreuzte den andern, und der Führer verschwand mehrere male vor unsern Augen. Plötzlich brauste es über unsern Köpfen, es war, als ob der ganze Berg zusammenstürze.

*) Im Harzgebirge in Norddeutschland.

Ich sagte kein Wort, schmiegte mich aber fest an meinen Begleiter an, der mir nun erklärte, daß dies eine Schleuse sei, die man oben öffnete und die ein Rad in Bewegung setzte, durch das die Erzstücke aus den untersten Gruben heraufgefördert wurden.

4. Uns zur Seite öffnete sich ein Abgrund. Wir konnten beim Schein des Grubenlichts nicht das ganze, große Rad sehen, über welches das Wasser herabbrauste. Ich weiß nicht, ob dieses oder die großen Grotten, wo das Erz durch Feuer losgearbeitet ward, mir am meisten malerisch vorkamen. Die rothen Flammen schlugen hoch in die Höhe und beleuchteten die schwarzen Bergleute ringsum; ich lehnte mich an die Felswand und begann mich an die fremde Welt zu gewöhnen, die eben in ihrer ganzen Furchtbarkeit erhaben war.

5. Es ist doch ein wunderbarer Gegensatz zwischen dem abwechselnden Leben des Seemanns und dem einförmigen des Bergmanns. Mit geschwellten Segeln fliegt jener von Küste zu Küste über das herrliche Meer; lustig wimmelt es in den fremden Häfen von geschäftigen Menschen. Bald bläst ein Sturm, daß die Masten brechen und das Schiff von den starken Wellen wie ein Spielzeug umhergeworfen wird, bald ist es wieder todtenstill und er ruht sich aus, hoch oben im Mastkorb, und schaut hinaus in den unbegrenzten Raum zwischen Meer und Himmel. Für den Bergmann hingegen gleitet ein Tag wie der andere dahin. Tief unten in dem schwarzen Schacht sitzt er bei seinem Grubenlicht und hämmert das Erz aus dem Berge heraus; still und finster, wie hier in seiner Heimath, wird es auch in seinem Innern. Nur der Sonntag bringt einige Veränderung; da zieht er ein besseres Kleid an, geht in die Kirche und sieht die Sonne mild in diese und in sein Herz scheinen. Zuweilen kommt er auch Nachmittags nach Goslar hinein, hört die Zeitungsneuigkeiten und denkt darüber nach, wie wunderlich die Menschen dort in der Welt umherstürmen; er will vielleicht auch, wenn er noch jung ist, dort hinaus fliegen und sich zwischen den Andern umhertummeln — aber am Montag sitzt er doch wieder tief im Schacht bei seinem Grubenlicht und gebraucht den Hammer — und so geht es fort, bis eine fremde Hand den letzten Hammerschlag auf seinen Sarg thut.

6. Als wir aus dem Berg herausstiegen, stand die schöne Sonne über den jungen Fichten, auf denen Regentropfen lagen, wie Perlen auf den hellgrünen Knospen. Es war mir, als hätte ich nie etwas Freundlicheres gesehen, als diese von der Sonne beschienenen Bergwände und den klaren Himmel, so groß war der Uebergang von der schwarzen Grube zu der sonnenhellen Natur.

Neunundsechzigste Lektion. [LXIX.]

163. Wunderbare Rettung.

(Von Fr. Jacobs.)

1. Ich mochte etwa zehn Jahre alt sein, etwas mehr oder weniger, da schickte mich meine Mutter in den Keller, um einen Krug Wein heraufzuholen; denn es war eben die Erntezeit, und der Wein sollte den Schnittern auf das Feld gebracht werden. Ich war immer frohen Gemüthes und sprang fast mehr, als ich ging; und da ich mich in dem dunkeln Keller fürchtete und mir Herz machen wollte, sang und tanzte ich noch ärger als sonst. Nun ist das Dörfchen Harrach, wo ich geboren bin, auf alte Schachte gebaut, die aber seit Jahren verfallen sind. Um den ganzen Ort liegt das Gestein des eingegangenen Bergwerks, und in manchen Häusern sind halb offene Gänge, die man zum Theil zu Kellern eingerichtet hat. Auch unser Haus war auf einen Schacht gebaut, was aber Niemand wußte, oder woran Niemand dachte; — ich weiß es nicht. Da ich nun so herzhaft sprang und eben den Krug, der in der Ecke stand, ergriffen hatte, that sich die Erde unter mir auf und ich sank — ich weiß selbst nicht mehr, wie — hinab. Ich hätte mich vielleicht halten können; aber ich wollte den Krug nicht fahren lassen, den ich in der Hand hielt, und so fuhr ich wohl Hauses hoch in die Tiefe und wäre in den Abgrund hinabgestürzt, hätte nicht ein Haken, der zur Befestigung der Fahrten gedient haben mochte, meine Röcke ergriffen. Da ich beim Hinabstürzen entsetzlich schrie, hörte meine Mutter, die oben in der Küche beschäftigt war, mein Angstgeschrei und kam mit einem Lichte herbeigelaufen; und da sie die Oeffnung sah und mich nicht fand, auch auf

ihr Rufen keine Antwort bekam, mußte sie wohl glauben, ich sei in der Tiefe umgekommen.

2. Meine Mutter hat mir öfters erzählt, der Schrecken habe sie so außer sich gesetzt, daß sie mir fast nachgestürzt wäre. Es sei ihr dunkel vor den Augen geworden; sie habe sich auf ihren zitternden Knieen kaum halten können; aber der Gedanke, daß doch vielleicht noch Rettung möglich sei, habe ihr wieder Kraft gegeben. Sie eilte die Treppe hinauf und rief um Hülfe; aber Niemand hörte sie, da Alles auf dem Felde war. Erst da sie die Straße hinab lief und immer ängstlich schrie, hörten einige Nachbarinnen das Unglück, liefen herzu, sahen händeringend in den Schacht hinab und wußten keine Hülfe.

3. Ich hatte beim Fallen das Bewußtsein verloren, und ich wäre nur gar zu glücklich gewesen, wenn es nicht eher, als nach meiner Rettung, zurückgekommen wäre. Aber ich kam nach einiger Zeit wieder zu mir selbst. Wo ich war, wußte ich nicht, aber ich fühlte, daß ich zwischen Himmel und Erde schwebte und daß ich vielleicht in dem nächsten Augenblicke in die bodenlose Tiefe hinabstürzen könnte. Ich war in einer so unbeschreiblichen Angst, daß ich kaum wagte, zu schreien; da ich aber Stimmen über mir und ein erbärmliches Wehklagen hörte, bat ich um Gotteswillen, mir zu helfen. Da schwieg das Wehklagen einen Augenblick, fing aber dann nur noch heftiger an. Denn da sie hörten, daß ich noch lebte, und doch keine Hülfe wußten, wurde ihr Jammer noch größer. Ich aber sank, da mir keine Hülfe erschien, in meine vorige Betäubung zurück.

4. An Rath fehlte es nicht, denn Jedermann gab den seinigen; aber es zeigte sich immer gleich, daß nicht viel damit anzufangen war. Sie versuchten Stricke hinabzulassen; aber diese erreichten mich nicht, Stangen noch weniger. Und wie hätte ich mich an einer Stange oder einem Stricke festhalten können, ohne in einer solchen Höhe wieder hinabzugleiten? Endlich hatten sie doch einen alten Bergmann herbeigerufen, der etwas besser Bescheid wußte. Er fing damit an, die Oeffnung behutsam zu erweitern, schaffte dann eine Winde herbei, an die er einen Eimer befestigte; aber so sehr man auch eilte, ging doch viele Zeit hin. Aengstlich sahen die Umstehenden den Zurüstungen

zu. Viele beteten laut, und in den fürchterlichsten Augenblicken der Besinnung, die von Zeit zu Zeit meine Ohnmacht unterbrachen, hörte ich einzelne Worte von Sterbeliedern und Gebeten in Todesgefahr, die ich nur allzuwohl aus meinem Gesangbuche kannte. Endlich war die Winde aufgestellt, der Eimer befestigt, und der alte Mann stieg, mit einem Lichte auf der Mütze, in den Eimer, nachdem er vorher erklärt hatte, es könne ja sein, daß er mich beim Hinabfahren mit fortreiße. Langsam und vorsichtig wurde der Eimer hinabgewunden. Ich sah das brennende Licht, und es war mir, als ob ein Stern vom Himmel zu mir herabstiege und Hülfe brächte. Ueber mir war Todtenstille. Ohne zu wissen, was ich that, drückte ich mich, so sehr ich konnte, an die feuchte Wand, von der sich kleines Gestein ablöste und wiederhallend in die Tiefe rollte. Mein ängstliches Stöhnen bezeichnete den Ort, wo ich mich befand. Jetzt fing der Mann an, mir Trost zuzusprechen, er hoffte mich nun mit Gottes Hülfe zu retten; ich sollte nur nicht verzagen. Schon sah ich den Eimer über mir schweben, dann näher und immer näher; aber die Oeffnung war so eng, daß er nicht neben mir vorbei konnte. Mein Retter gab also ein Zeichen, daß man mit dem Winden inne halten solle, und reichte mir einen Strick mit einer Schlinge; in diese griff ich hinein und hob mich ein wenig in die Höhe. Schon konnte ich mit einer Hand den schwebenden Eimer berühren, dann auch mit der andern. In diesem Augenblick rissen die Fäden, an denen ich bis jetzt so wunderbar gehangen hatte. Der Eimer schwankte, aber ich hing schon an den Händen meines Retters. Er hob mich zu sich hinein und rief: „Dankt Gott da oben; ich habe das Kind!“ Ich saß nun auf dem Schooße des Bergmanns in dem Eimer, und als dieser hinaufgewunden wurde, war das Erste, was mir einfiel, da ich mich in Sicherheit sah, der schöne Krug, der mir beim Hinabfallen aus den Händen geglitten war. Ich fing an, bitterlich zu weinen. „Was weinst du denn, Kind?“ sagte der alte Mann; es hat nun keine Gefahr mehr; wir sind gleich oben.“ — „Ach, der Krug! der Krug!“ sagte ich immer schluchzend; „er war ganz neu und unser schönster!“

5. Jetzt kamen wir an den Rand der Oeffnung. Meine Mutter lag mit ausgebreiteten Armen darüber her

und langte nach mir. Mein Retter hielt mich ihr hin. Mit zitternden Händen faßte sie mich unter den Armen und zog mich zu sich. Alle Umstehenden jubelten; Alle wollten mich herzen; aber meine Mutter gab mich nicht vom Arm. Sie hatte mich immer lieb gehabt, die gute Mutter; aber von dieser Zeit an wurde ich erst recht ihr Augapfel. Ich durfte sie nicht verlassen, und wenn sie sich den ganzen Tag mit mir beschäftigt hatte, glaubte sie doch, ihrer Pflicht noch nicht genug gethan zu haben.

6. Ich habe nachher mehr als einmal von meiner Mutter gehört, daß, als sie die Worte des Bergmanns: „Danket Gott da oben! ich habe das Kind!" vernommen, es ihr erst wie ein großer Schrecken durch das Herz gefahren sei; dann hätte sie es gar nicht für möglich gehalten und wäre niedergefallen mit dem Angesichte auf die Erde und hätte nur weinen können. Als aber das Licht wieder in die Höhe gestiegen sei und sie ihr Kind bei dem schwachen Schein erkannt und lebendig gesehen habe, wäre es ihr gewesen, als thäte sich der Himmel auf mit aller seiner Herrlichkeit. Sie habe diesen seligen Augenblick auch nie wieder vergessen, sondern Gott täglich dafür gedankt.

7. Meine Mutter war eine sehr fromme Frau und stand auch deßhalb bei der ganzen Nachbarschaft in großem Ansehen. Gott hat ihr mancherlei Prüfungen auferlegt; aber nie habe ich sie kleinmüthig gesehen oder murren hören. Sie sagte oft zu uns Kindern, sie hätte in allen ihren Leiden recht deutlich Gottes Vaterliebe erkannt; denn alle wären zuletzt zu ihrem Segen ausgeschlagen. Der Schreckenstag aber, wo sie mich verloren und wieder erhalten, habe sie erst recht in dem Glauben an Gottes Güte bestärkt und bestätigt.

164. Das Vertrauen.

(Von Oemler.)

1. Der Menschen Schicksal ruht in Gottes Hand. —
Sie wird die Braven überall erhalten,
wenn Menschen diese Hand nur lassen walten;
es ist ja Gottes Hand.

2. Der Menschen Schicksal ruht in Gottes Hand. —
Wenn Menschenherzen sich vereinen,
wenn treu und brav und bieder sie es meinen;
dann schützt sie Gottes Hand.

3. Der Menschen Schicksal ruht in Gottes Hand. —
Wer Treue bricht und ohne Bravheit handelt,
mit bösem Herzen böse Wege wandelt;
den strafet Gottes Hand.

4. Der Menschen Schicksal ruht in Gottes Hand. —
Wer des Gewissens Stimme ganz verhöret,
muthwillig braver Menschen Glück zerstöret;
der fällt durch Gottes Hand.

5. Der Menschen Schicksal ruht in Gottes Hand. —
Wem er zur Prüfung hat ein Leid beschieden,
der sei auch damit kindlich still zufrieden;
ihn stärket Gottes Hand.

6. Der Menschen Schicksal ruht in Gottes Hand. —
Sind durch den Tod die Herzen einst geschieden,
ins ferne Land entrückt zum ew'gen Frieden;
sie einet Gottes Hand.

165. Nützliche Lehren.

(Von Hebel.)

1. Frisch gewagt ist halb gewonnen. — Daraus folgt: „Frisch gewagt ist auch halb verloren." Das kann nicht fehlen. Deswegen sagt man auch: „Wagen gewinnt, Wagen verliert." Was muß also den Ausschlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will; Ueberlegung, wie es anzufangen sei; Benutzung der günstigen Zeit und Umstände und hintennach, wenn man sein muthiges A gesagt hat, ein besonnenes B und sein bescheidenes C. Aber so viel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes soll unternommen werden, und kann nicht anders sein, so ist ein frischer Muth zur Sache der Meister, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willst, und fängst nimmer an; oder du hast schon angefangen, und es reut dich wieder, und willst, wie man sagt, auf dem trockenen Boden ertrinken, guter Freund, dann ist „schlecht gewagt ganz verloren!"

2. Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden. Damit entschuldigen sich viele fahrlässige und träge Menschen, welche ihr Geschäft nicht treiben und

vollenden mögen, und schon müde sind, ehe sie recht anfangen. Mit dem Rom ist es aber eigentlich so zugegangen: Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet, und nicht abgelassen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchthurm stand. So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, mach's auch so!

Siebzigste Lektion. [LXX]

166. Das Eisen.

(Nach A. W. Grube.)

1. Was unter den Thieren das Pferd, das ist unter den Metallen das Eisen für das Menschenleben. Ohne Eisen könnten wir keinen Augenblick leben, denn das Eisen rollt in unserm Blute und giebt ihm die rothe Farbe, das Eisen fertigt die Nähnadel und die Scheere, das Eisen baut uns die Häuser, wärmt uns die Zimmer, schließt uns die Thüren. Das Eisen pflügt unsere Aecker, mäht unsere Wiesen und Felder und hilft das erworbene Gut beschützen, wenn die Feinde den Heerd und die Freiheit bedrohen.

2. Aus Eisen bereiten wir dem Dampfwagen, diesem eisernen Roß, eine Straße, durch Eisen erzeugen wir jenen elektrisch-magnetischen Strom, der mit der Schnelligkeit des Blitzes auf dünnem Drahte unsere Gedanken fortträgt von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Unsere Zeit bauet Schiffe aus Eisen und errichtet eiserne Häuser und Kirchen.

3. Ungleich dem edeln Gold rostet das Eisen gern, darum muß es fleißig gebraucht werden, um blank und rein zu bleiben. Eisenmassen finden sich fast überall in allerlei Steinen und Kiesen vererzt, und das reine lautere Eisen muß durch Feuers Macht herausgeschmolzen werden. Solches geschieht in den großen thurmhohen Oefen, die man „Hochöfen" nennt. Dort wird abwechselnd eine Lage Eisenerz und eine Lage Kohlen übereinander geschüttet, dort

> ... nähren früh und spät den Brand
> die Knechte mit geschäft'ger Hand,
> der Funke sprüht, die Balge blasen,
> als gält' es, Felsen zu verglasen.

4. In St. Francis County, im Staate Missouri, giebt es zwei Eisenberge (Iron Mountain und Pilote Knob) die ungeheure Massen von fast reinem Eisen enthalten. Auch Pennsylvania besitzt großen Reichthum an Eisen und in Europa ist England am meisten mit diesem Metall gesegnet. — Das gehärtete Eisen nennt man Stahl. —

5. Nun beschaue dir noch eine andere Nadel als die Nähnadel: Nimm einen Compaß zur Hand, und sieh' die Magnetnadel, wie sie zitternd hin und her schwankt und getreu mit der einen Spitze nach Norden zeigt, du magst sie drehen und wenden wie du willst! das ist auch Eisen, und solches Eisen hat bewirkt, daß Kolumbus es wagen durfte, auf die andere Seite der Erdkugel zu fahren und einen neuen Welttheil zu entdecken, den wir jetzt bewohnen. Dieses Magneteisen ist ein Schutzengel für alle Schiffenden, für alle Auswanderer nach Amerika, der ihnen den Weg und die Weltgegend zeigt, damit sie nicht irre laufen in der großen Wasserwüste des Oceans, wenn Sturmeswolken den Polarstern, von dem ihr bald mehr in diesem Buche lesen werdet, verhüllen.

6. Die Nadel im Compaß ist durch künstliches Streichen mit Magneteisen nun selber ein Magnet geworden. Was ist aber ein Magnet? Eines von den vielen Wundern Gottes, die wir wohl sehen, aber nimmer ergründen. Der Magneteisenstein ist ein schwarzes Eisenerz, dem die Kraft inwohnt, kleine Eisenstücke, die nicht magnetisch sind, schon auf einige Entfernung an sich zu reißen, gerade so, wie eine durch Reiben erwärmte Stange von Siegellack kleine Papierstreifchen an sich zieht. Die Eisentheile bleiben aber am Magnet hängen, und können nur durch Gewalt wieder von ihm getrennt werden. Die Erde ist selber ein großer Magnet. Nicht nur einzelne Berge, sondern ganze Gebirgszüge bestehen aus Eisen, das von der magnetischen Kraft durchdrungen ist.

7. Wir sind noch nicht zu Ende mit den Wundern des Eisens. Es regnet auch Eisen, festes, gediegenes Eisen, vom Himmel herab! Mit feurigem Glanze stürzen krachend die Metallklumpen aus heiterer Luft, und schlagen klaftertief in die Erde. In Kroatien, in Oestreich, fielen 1751 bei Hraschina zwei Massen gediegenen Eisens

nieder; das kleinere von beiden Stücken wog 16 Pfund, das größere 71 Pfund, und dies schlug drei Klafter tief in den zuvor gepflügten Ackerboden. Jetzt bewahrt man diese Klumpen zu Wien im kaiserlichen Naturalienkabinet auf.

167. Das Kupfer.

1. Der Gebrauch von Kupfer reicht weit in die Vorzeit hinauf; unstreitig diente es seiner leichten Verarbeitung wegen unter allen Metallen dem Menschen am ersten. Bei der Entdeckung von Nordamerika fand man, daß es die Indianer an den fünf großen Seen gebrauchten.

2. Das Kupfer ist braunroth, sehr dehnbar, da es sich zu dünnem Blech hämmern und in dünnen Draht ziehen läßt. Da es schwer schmilzt, so lassen sich solche Geräthe daraus verfertigen, welche beim Gebrauche großer Hitze ausgesetzt werden. Der Rost greift es weniger an als Eisen, daher es zum Beschlagen der Schiffe und zur Bedeckung der Dächer geeignet ist.

3. Gefäße aus Kupfer sind reinlich zu halten, damit sich kein Grünspan bilde, der aus einer Mischung von Metall und Säuren entsteht und giftig ist. Als Gegenmittel bei Vergiftungsfällen sind Eiweiß und Milch anzuwenden.

4. Es sollte ein für allemal in der Haushaltung die nicht zu überschreitende Regel gelten: In kupfernen Gefäßen, überhaupt Metallgefäßen, wenn sie auch mit Zinn oder Zink überzogen sind, Speisen nie längere Zeit aufzubewahren.

168. Bergmannslied. B.

1. Glück auf! ist unser Bergmannsgruß,
Glück auf! Glück auf! Glück auf!
Bei Arbeit, die das Leben kürzt,
so wie beim Mahl, das Freude würzt,
tönt stets ein froh „Glück auf!“

2. Glück auf! schallt es durch Berg und Thal,
durch die der Bergmann wallt,
wenn kaum das junge Tageslicht
mit Müh' durch Nacht und Dunkel bricht,
und schwarz noch steht der Wald.

3. Glück auf! Glück auf! Ein froh Glück auf!
ruft Knapp dem Knappen zu,
wenn ihn die Pflicht bei finstrer Nacht
ruft zu dem grabesgleichen Schacht
aus Schlaf und sanfter Ruh.

4. Doch spricht nicht bloß der Mund: Glück auf!
Das Herz beut diesen Gruß;
denn Frohsinn und Zufriedenheit
ist stets des Bergmanns Seligkeit,
bei Arbeit sein Genuß.

5. Zwar sind wir vor Gefahr nicht frei,
doch, wo giebt's nicht Gefahr?
Wer einmal hier auf Erden lebt,
wenn er auch nicht in Schachten gräbt,
dem droht sie immerdar.

6. Wir fahren sonder Furcht hinab,
mit der Gefahr vertraut,
und seh'n bei unserm Grubenlicht
so manches Menschenelend nicht,
vor dem am Tag uns graut.

7. Der Bergmann scheut Gefahren nicht,
ihn schreckt selbst nicht der Tod;
und lösen auch zu seinem Grab
sich krachend Felsenwände ab,
er denkt: so will es Gott!

169. Das Gold.

1. Das Gold hat durch seine schöne gelbe Farbe und seinen ausgezeichneten Glanz seit den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. Und wenn man's recht betrachtet, so ist es auch wirklich ein schönes Metall, besonders deswegen, weil es weder rostet noch schwarz wird und kein Schmutz dauernd auf ihm haftet oder gar in dasselbe eindringt. Darum hängt aber auch der Mensch so leicht sein Herz daran und schätzt es über Gebühr oft höher als ein gutes Gewissen. Es ist ein gefährlicher Besitz, wenn man dieses Metall zu seinem Abgotte macht, weil es Begierde, Geiz und andere böse Leidenschaften erzeugt; es verhärtet das Herz und verscheucht alles Edele, Schöne und Heilige aus dem Gemüthe. Viel besser wäre es, wenn Jedermann sich's zum Vorbilde nähme und dafür sorge, daß seine Seele rein bleibe, wie Gold.

2. Zu den bemerkenswerthen Eigenschaften des Goldes gehört auch seine außerordentliche Dehnbarkeit. Ein Fünfdollarstück läßt sich durch Hämmern so weit ausdehnen, daß man damit einen Reiter sammt seinem Pferde vergolden könnte. — Es ist nach Platina das schwerste Metall.

3. Das Gold findet sich theils im Sande der Flüsse und im aufgeschwemmten Lande, theils zwischen Quarz und allerlei Gesteinen im Innern der Erde. Am häufigsten kommt es in Californien in Amerika vor.

170. Gute Lehren.

(Von Hebel.)

1. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Mancher, der nicht an dieses Sprüchwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: Manches glänzt nicht, und ist doch Gold, und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewissen glänzt auch nicht, und ist noch mehr als Goldes werth. Oft ist da am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth. Wer viel von seinen Thaten redet, hat nicht viel.

2. Ende gut; Alles gut. Ist nicht so zu verstehen: Wenn du ein Jahr lang in einem Hause zu bleiben hast, so führe dich 364 Tage lang bengelhaft auf, und am 31. December werde manierlich. Sondern es giebt Leute, die manierlich sein können bis ans Ende, und wenn's nimmer lang währt, so werden sie ungezogen, trotzig, sagen: „ich bin froh, daß es nimmer lang währt," und die Andern denken's auch. Für diese ist das Sprüchwort. — Item, es giebt Dinge, ob sie gut oder bös sind, kann erst das Ende lehren. Z. B. du bist krank, möchtest gern essen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gasse gießen, was du trinken mußt, aber du wirst gesund; — oder du bist in der Lehre, und meinst manchmal, der Lehrherr sei wunderlich, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter Weißgerber oder Orgelmacher. Dann lehrt das gute Ende, daß Alles gut war.

Fünfter Abschnitt.

Das Pflanzenreich.

Einundsiebenzigste Lektion. [LXXI.]

171. Von den Pflanzen im Allgemeinen.

(Nach den Lebensbildern No. II.)

Die Pflanzen sind **organische Naturkörper,** welche sich ernähren und fortpflanzen, aber weder willkührliche Bewegung noch Empfindung besitzen.

Da die Naturforscher schon mehr als Hunderttausend verschiedene Arten von Gewächsen kennen gelernt und beschrieben haben wollen, so würde es das menschliche Fassungsvermögen übersteigen, sie in dieser großen Mannigfaltigkeit zu überblicken und gehörig von einander zu unterscheiden, wenn man sie nicht nach ihrer Aehnlichkeit oder Verschiedenheit in größere oder kleinere Gruppen zu stellen vermöchte. Eine gewöhnliche Eintheilung, nach dem Aeußern gemacht, ist folgende:

A. Bäume, B. Sträucher, C. Kräuter, D. Gräser, E. Moose, F. Schwämme.

A. Die Bäume haben nur einen einzigen holzigen Stamm, der sich bei den meisten oben in Aeste und Zweige theilt. Sie werden in Garten- oder Obstbäume und in Wald- oder Forstbäume (Laub- und Nadelhölzer) getheilt. — (Birnbaum, Apfelbaum — Eiche, Fichte ꝛc.)

B. Die Sträucher treiben mehrere dünne, holzige Stämme zugleich aus der Wurzel hervor. — (Johannisbeerstrauch, Stachelbeerstrauch ꝛc.)

C. Die Kräuter haben einen weichen, saftigen Stengel und dauern meist nur ein Jahr. Man theilt sie gewöhnlich in Garten- oder Küchengewächse, Gewürzkräuter, Arzneipflanzen, Futterkräuter, Blumen u. s. w. (Kartoffel, Sellerie, Chamille, Klee, Tulpe ꝛc.)

D. Die Gräser haben einen dünnen, hohlen und mit Knoten versehenen Halm. Zu diesen Gewächsen gehören unsere Getreidearten. (Roggen, Weizen, Mais ꝛc.)

E. Die Moose sind kleine, schwammartige Gewächse, welche an feuchten Orten, an Bäumen, auf Dächern, Steinen ꝛc. wachsen und unkenntliche Blüthen haben. (Das gemeine Torfmoos, das isländische Moos ꝛc.)

F. Schwämme und Pilze sind weiche, oft auch zähe Gewächse von verschiedener Gestalt; viele haben einen Strunk (Stiel) mit einem Hute. Sie sind fast alle von kurzer Lebensdauer. (Der Breitling, die Morchel, der Fliegenschwamm ꝛc.)

Die Organe der Pflanzen sind Wurzel, Stamm, Blätter und Blüthe. Durch das Zusammenwirken dieser Theile entwickelt sich die Pflanze und bringt endlich die Frucht hervor, aus der wieder neue Gewächse von derselben Gattung und Art entstehen.

Zweiundsiebenzigste Lektion. [LXXII.]

172. Das Lied vom Samenkorn.

(Von Krummacher.)

1. Der Säemann streut aus voller Hand
den Samen auf das weiche Land,
und wundersam! was er gesä't,
das Körnlein wieder aufersteht.

2. Die Erde nimmt es in den Schooß
und wickelt es im Stillen los;
ein zartes Keimlein kommt hervor
und hebt sein röthlich Haupt empor.

3. Es steht und frieret nackt und klein
und fleht um Thau und Sonnenschein.
Die Sonne scheint von hoher Bahn
der Erde Kindlein freundlich an.

4. Bald aber nahet Frost und Sturm,
und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm;
das Körnlein kann ihm nicht entgehn,
und muß in Wind und Wetter stehn.

5. Doch schadet ihm kein Leid noch Weh;
der Himmel schickt den weißen Schnee
und deckt der Erde Kindlein zu;
dann schlummert es in stiller Ruh'.

6. Bald fleucht des Winters trübe Nacht;
die Lerche singt, das Korn erwacht,
der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blüh'n,
und schmückt das Thal mit frischem Grün.

7. Voll krauser Aehren schlank und schön
muß nun die Halmensaat erstehn,
und wie ein grünes, stilles Meer
im Winde wogt sie hin und her.

8. Dann schaut vom hohen Himmelszelt
die Sonne auf das Aehrenfeld;
die Erde ruht im stillen Glanz,
geschmückt mit gold'nem Erntekranz.

9. Die Ernte naht, die Sichel klingt,
die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
der Freude lauter Jubelsang,
des Herzens stiller Preis und Dank.

173. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

(Von F. Rückert.)

1. Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald
in gutem und schlechtem Wetter,
das hat von unten bis oben
nur Nadeln gehabt statt Blätter.
Die Nadeln, die haben gestochen,
das Bäumlein, das hat gesprochen:

2. „Alle meine Kameraden
haben schöne Blätter an,
und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an;
dürft' ich wünschen wie ich wollt',
wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold."

3. Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
und früh ist's aufgewacht;
da hatt' es goldene Blätter fein.
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich stolz;
goldne Blätter hat kein Baum im Holz."

4. Aber wie es Abend ward,
ging der Jude durch den Wald,
mit großem Sack und langem Bart,
der sieht die goldnen Blätter bald,
er steckt sie ein, geht eilends fort
und läßt das leere Bäumlein dort.

5. Das Bäumlein spricht mit Grämen:
„Die goldnen Blättlein dauern mich;
ich muß vor den andern mich schämen,
sie tragen so schönes Laub an sich;
dürft' ich mir wünschen noch Etwas,
so wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas."

6. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
und früh ist's wieder aufgewacht;
da hatt' es gläserne Blätter fein.
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich froh;
kein Baum im Walde glitzert so."

7. Da kam ein großer Wirbelwind
mit einem argen Wetter,
der fährt durch alle Bäume geschwind,
und kommt an die gläsernen Blätter;
da lagen die Blätter von Glase
zerbrochen in dem Grase.

8. Das Bäumlein spricht mit Trauern:
„Mein Glas liegt in dem Staub,
die andern Bäume dauern
mit ihrem grünen Laub;
wenn ich mir noch was wünschen soll,
wünsch' ich mir grüne Blätter wohl."

9. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
und wieder früh ist's aufgewacht;
da hatt' es grüne Blätter fein.
Das Bäumlein lacht
und spricht: „Nun hab' ich doch Blätter auch,
daß ich mich nicht zu schämen brauch'."

10. Da kommt mit vollem Euter
die alte Geiß gesprungen;
sie sucht sich Gras und Kräuter
für ihre Jungen.
Sie sieht das Laub und fragt nicht viel,
sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

11. Da war das Bäumlein wieder leer,
es sprach nun zu sich selber:
„Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
weder grüner, noch rother, noch gelber!
hätt' ich nur meine Nadeln,
ich wollte sie nicht tadeln."

12. Und traurig schlief das Bäumlein ein,
und traurig ist es aufgewacht;
da besieht es sich im Sonnenschein,
und lacht, und lacht.
Alle Bäume lachen's aus,
das Bäumlein macht sich aber Nichts d'raus.

13. Warum hat's Bäumlein denn gelacht,
und warum denn seine Kameraden?
es hat bekommen in einer Nacht
wieder alle seine Nadeln,
daß Jedermann es sehen kann.
Geh' 'naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an.
Warum denn nicht?
Weil's sticht!

Dreiundsiebenzigste Lektion. [LXXIII.]

174. Die Fichte und ihr Leben.

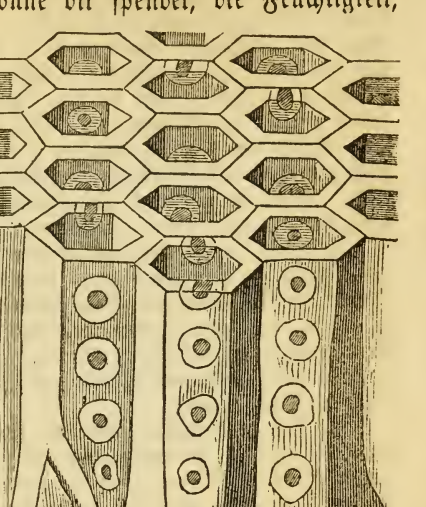
(Nach A. W. Grube.)

Ob ich an Blüthen gleich darbe,
mein Reichthum ist Beständigkeit,
ob Sonne scheint, ob's stürmt und schneit.
nie ändr' ich meine Farbe.
(A. Grün.)

1. Du Baum des Nordens und der Gebirge, du bist in der That voller Kraft und Macht, kalt und finster blickend, aber eine gesunde, unverwüstliche Kernnatur, die dem Menschen von unschätzbarem Werthe ist. Wie bei den nordischen Menschen und Gebirgsvölkern birgt deine rauhe, abstoßende Außenseite ein reiches inneres Leben; so finster auch das Grün deiner nadelförmigen Blätter, so

Wurzelstock eines Kieferstammes mit den Jahresringen.

voller Reichthum und Licht ist dein ganzer Körper. Das Licht, welches die Sonne dir spendet, die Feuchtigkeit, welche deine Wurzeln in dem Boden finden, saugst du begierig ein, und in den Zellen deines Holzes, wie in so viel kleinen Werkstätten, bereitest du mit Licht und Wasser deinen Lebenssaft zum flammenden Harz und zum brennenden Oel. Dein Saft, wie das Blut in den Adern der Thiere, steigt in den feinen Röhrchen der Bäume auf und nieder, und verdickt sich zu Holzfasern, wovon sich eine dicht an die andere legt. — Du bist der höchste und schlankste Riese in der ganzen Baumfamilie.



Holzzellen in 1250maliger Vergrößerung.

Dein grünes Nadelkleid bleibt unverändert inmitten von Schnee und Eis, darum bist du auch der würdigste Weihnachtsbaum. —

2. Kein anderes Baumgeschlecht bildet so zahlreiche Wälder, wie das der Fichte. Von den Stämmen der Fichte bauen die Menschen ihre Häuser und ihre Bohlen*) benutzen sie zu Tragbalken, mit ihren Dielen**) bekleiden sie die Wände, erwärmen sie den kalten Fußboden und bedecken sie in Schindeln geformt ihre Wohnungen. Aus ihrem Holz drechseln sie ihre Hausgeräthe, verfertigen sie Tische, Stühle und Bänke, Wassereimer und Zündhölzchen. Würde man es dem starren, rauhen Stamme der Tanne—zum Baumgeschlecht der Fichte gehörend — ansehen, daß er sich in Geigen formen ließ, dazu hülfe, Musik zu machen, und daß er die schwingende Saite tönen läßt indem das dünne Holz der Geige selbst mitschwingt? Und doch ist das Holz dazu von der Tanne genommen

*) dicke Bretter. **) dünne Bretter.

3. Es ist das Fleisch der Fichte, mit welchem die Menschen ihre Oefen heizen, ihr Essen kochen, und es ist der Saft desselben Baumes, welchen sie in Kienruß verwandeln; es ist das Blut der Gelbfichte, woraus sie das Terpentinöl bereiten so wie das Pech, ohne welches kein Kahn den Fluß befahren, kein Schiff in die See stechen könnte. Wohl liefert die Eiche die festen und starken Rippen des Schiffes, aber die Tanne pflanzt den Mastbaum darauf, der die gewaltigen Segel trägt und hoch und stolz das Sternen-Wimpel unserer Republik flattern läßt. Was der Weizen als Getreide, das ist die Fichte als Holz für den nordischen Menschen.

4. Auch im Wachsthum ist das Nadelholz ein ganz anderes Wesen als das Laubholz. Letzteres wächst fast das ganze Jahr hindurch, doch die Fichte macht ihre Arbeit auf Einmal in einem kräftigen Schuß ab, denn ihre Augen treiben im Frühjahre einen Schößling empor, den du leicht an seiner hellgrünen Farbe erkennen kannst, und hören dann für das übrige Jahr zu wachsen auf.

5. Die männlichen Blüthen sind in Form kleiner Kätzchen, die im Mai hervorbrechen und ihren Staub auf die weiblichen Blüthen streuen, die in kleinen Zapfen zusammengedrängt sind. In dem Schuppenleibe dieser weiblichen Blüthe ist der zierliche Samenkern herangereift, dem die Vorsehung eine Flügelhaut geschenkt, mit der er sich gleich einem Vogel auf Berge und Felsen, an die steilsten Abhänge und in die unzugänglichsten Schluchten schwingt, um dort zu einem neuen Baume zu erwachsen. Diese Flügel dienen dem Kern auch zum schwimmen, damit er sich weiter begebe, als der Wind ihn tragen kann, um in der Fremde seine Baumfamilie um einen neuen Sprößling zu vermehren.

6. In einem einzigen Tannenzapfen stecken 300 Samenkörner, davon ernähren sich die Vögel, naschen die Eichhörnchen, und doch bleibt noch genug für die Nachkommenschaft übrig. Man wird hingerissen zur Bewunderung jener Macht, welche aus dem kleinen geflügelten Samenkern, noch nicht so groß als eine Linse, einen solchen Riesenbaum einer besonderen Art — Washingtonia genannt — zu bilden vermag, der in Californien dreimal so hoch wie ein gewöhnlicher Kirchthurm wächst, und so dick wird, daß ihn fünf Männer mit ihren Armen kaum umspannen können.

7. Im Nordlande von Amerika haben wir viele große Wälder von der Weißfichte (White pine), namentlich in Canada, Minnesota, Wisconsin so wie auf dem Alleghany-Gebirge. In den südlichen Staaten hingegen, in Tennessee,

Kentucky, North Carolina wächst die Gelbfichte (Yellow pine). Jahrhunderte lang stehen in diesen Wäldern die schlanken hohen Bäume, altern und fallen vom Sturme geknickt oder vom Blitze getroffen zuweilen so hoch über einander, daß selbst Wölfe, Füchse, Bären und Luchse Mühe haben, durchzukommen.

8. Außer diesen Gästen, welche für Bäume unschädlich sind, giebt es auch noch manche böse Gäste, die als Feinde in die Fichtenwälder eindringen und arge Verwüstungen darin anrichten. Ein solcher Fichtenfeind ist der kleine bräunliche Borkenkäfer, der kaum so groß ist wie ein Weizenkörnlein, und doch Tausende von Riesenstämmen zu tödten vermag. Seine Larve haust wie ein großes Heer unter der Rinde des Nadelholzes im Splinte desselben, und frißt diesen in buchstabenähnlichen Figuren heraus, so daß die Bäume absterben. Außerdem zerstört das Feuer, wenn ein Brand ausbricht, ganze Fichtenwälder.

9. Ein Theil der Fichten, die in den Handel kommen, werden in ganzen Stämmen oder Blöchern verschifft, aber der größte Theil derselben wird gleich in den Wäldern zu Brettern und Schindeln zersägt und auf Flooßen, Flachbooten oder Schiffen durchs weite Land von Amerika versandt, oft bis ans Meer. Die Gelbfichte muß sich sogar ihren Leib mit einem Messer aufritzen lassen, damit das Harz ausströme, aus welchem das Pech (Kolophonium) und das Terpentinöl bereitet wird. Ein guter Baum giebt jährlich 40 bis 50 Pfund Pech.

10. Von einem hohen Berge aus gesehen, gleichen die großen Fichtenwälder der Ebene einem düstern Waldmeer von unermeßlichem Umfange. Der Aufenthalt in seinen dunkeln Räumen, wo sogar das Wasser in den Bächen schwarz erscheint, stimmt das Gemüth ernst, und wenn unsichtbare Lüfte in den hohen Wipfeln sausen, so erinnert dies an das erhabene Rauschen eines großen Flußes oder an das ferne Brausen des Weltmeers.

175. Waldandacht.

(Von Fr. Rückert.)

1. Orgeltöne brausen
Durch der Tanne Haar,
und mit stillem Grausen
knie' ich am Altar,
den in Waldeshallen
mir der Frühling baut,
und des Herzens Wallen
wird im Liede laut.

2. Seinen Sabbath feiert,
Schöpfung, der dich schuf,
und die Seel' umschleiert
seines Friedens Ruf.
Wenn du Vaterstrafen,
Kind, nicht fürchten mußt,
Kannst du ruhig schlafen
an der Mutter Brust.

Vierundsiebenzigste Lektion. [LXXIV.]

176. Der Kuhbaum.

(Von A. v. Humboldt.)

1. Auf der Rückreise von Porto Cabello nach Valenzia, sagt Humboldt, schlugen wir einen andern Weg ein, um den Kuhbaum kennen zu lernen, von dem wir viel hatten sprechen gehört. Man versicherte uns, die Neger der Meiereien, welche die Milch von diesem Baume tränken, hielten sie für eine gesunde Nahrung. Da alle Milchsäfte der Pflanzen, z. B. die der Wolfsmilch scharf, bitter und mehr oder weniger giftig sind, so kam uns die Angabe sehr seltsam vor. Die Erfahrung lehrt uns aber, daß der Kuhbaum hiervon eine Ausnahme mache. Der Kuhbaum gehört zu den schönsten Bäumen, hat die Gestalt eines Sternapfelbaums, zehn Zoll lange, zugespitzte, zähe, wechselndstehende Blätter und eine fleischige Frucht, worin sich eine oder zwei Nüsse befinden. Macht man in den Stamm dieses Baumes Einschnitte, so fließt eine klebrige, vollkommen wohlschmeckende und angenehme Milch in großer Menge hervor. Man reichte uns solche in weiten Kürbisflaschen, die an dem Kürbisflaschenbaume wachsen, und wir genossen davon große Massen Abends und Morgens, ohne irgend eine schädliche Wirkung zu verspüren. Nur die Klebrigkeit der Milch macht sie etwas weniger angenehm, als die Kuhmilch. Man trinkt dieselbe gewöhnlich, indem man Mais- und Maniokbrod eintaucht.

2. Der Verwalter der Meierei versicherte uns, daß die Sklaven von dieser Milch zusehends fett würden. Steht die Milch in freier Luft, so bilden sich auf ihrer Oberfläche gelbliche, faserige Häute, die eine käseartige Masse enthalten. Die Häute sind elastisch wie das Federharz. Man nennt die Massen Käse, und sie werden in 5 bis 6 Tagen sauer. Ich gestehe, daß nur wenige Sachen einen so lebhaften Eindruck auf mich gemacht haben, als der Anblick des Kuhbaums. Alles, was auf Milch Bezug hat, und Alles, was das Getreide angeht, erregt eine Theilnahme, die nicht allein dem Werth dieser Dinge, sondern auch auf manchen früher gehabten Vorstellungen und Gefühlen beruht. Wir sind gewohnt, die Milch uns nur in Brüsten und Eutern zu denken; hier aber sahen wir plötzlich eine ganz andere Einrichtung der Natur. Am dürren Abhange eines Felsen wächst ein Baum mit dürren, zähen Blättern. Seine dicken, holzigen Wurzeln haben Mühe, in das Gestein einzudringen. Mehrere Monate des Jahres befeuchtet ihn kein erquickender Regen; die Aeste scheinen darum abgestorben und vertrocknet. Bohrt man aber den Stamm an, so entfließt ihm

eine milde, nährende Milch. Bei Sonnenaufgang gewährt er die meiste. Es kommen alsdann die Bewohner von allen Seiten mit ihren großen Näpfen zu dieser gemeinschaftlichen Kuh und melken sie von allen Seiten. Manche trinken gleich den duftenden Saft aus, andere nehmen ihn mit, um damit ihre Kinder zu erquicken.

3. Der Melonenbaum und der Federharzbaum haben einen, der Milch des Kuhbaums ähnlichen Saft, allein so rein thierisch ist wohl kein anderer Pflanzensaft, als der des Kuhbaumes. In Amerika liefert der Kuhbaum Milch, in Afrika der Butterbaum Butter, welche dauerhafter, weißer, fester und schmackhafter, als die beste Kuhbutter ist.

177. Die Einkehr.

(Von Uhland.)

1. Bei einem Wirthe, wundermild,
da war ich jüngst zu Gaste;
ein goldner Apfel war sein Schild
an einem langen Aste.

2. Es war der gute Apfelbaum,
bei dem ich eingekehret;
mit süßer Kost und frischem Schaum
hat er mich wohl genähret.

3. Es kamen in sein grünes Haus
viel leichtbeschwingte Gäste;
sie sprangen frei und hielten Schmaus
und sangen auf das Beste.

4. Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
auf weichen, grünen Matten;
der Wirth, er deckte selbst mich zu
mit seinem kühlen Schatten.

5. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit;
da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
von der Wurzel bis zum Gipfel!

178. Räthsel.

Der es macht, der will es nicht
der es trägt, behält es nicht,
der es kauft, gebraucht es nicht,
der es hat, der weiß es nicht.

179. Wiege und Sarg.

(Von Würkert.)

1. Ruhestätten giebt es gar viele im Leben, — und wer kennt unter ihnen nicht die zwei wichtigsten? — Die eine steht an der Eingangsschwelle des Lebens, die andere an der Ausgangsschwelle desselben. Verschieden, sehr verschieden, ja völlig entgegengesetzt scheinen sie in ihrem Zwecke zu sein, und doch sind beide einander nahe verwandt.

2. Aus Brettern ist die Wiege gezimmert. Und so auch der Sarg. Im Walde stand einst der Baum, von welchem die Bretter genommen wurden. Frisch und grün streckte er seine Zweige aus, und schon damals ruhete der müde Wanderer unter ihm. Endlich wurde der Baum gefällt, sein Stamm zerschnitten und in friedlicher Werkstätte verarbeitet. Eine Wiege vielleicht und ein Sarg zugleich entstand aus seinem Holze. Wiege und Sarg — beide also wuchsen einst kräftig und voll als Waldbaum oder als Obstbaum, auf dessen Zweigen die Vögel sangen. Beide wurden vom Frühlinge einst belaubt und vom Herbste entblättert. Beide wurden gefällt durch Art und Sturm. — Und in beiden schläft der Mensch. In beiden gibt's Ruhe und Frieden. Wie harmlos liegt der Säugling in der Wiege. Keine Noth sieht ihn an. Rein und ungetrübt ist der Himmel seines Lebens. — Verhält sich's anders mit dem Sarge? Auch in ihm schläft der Mensch. Und auch hier trifft den Mensch kein Ungemach, keine Erdennoth. Zwar ein anderer Schlaf ist es, als der Schlaf in der Wiege — denn jetzt ist er eisern, traumlos und kalt — aber sicher und geborgen doch hält er den Schläfer.

3. In beide steigen wir nicht *selbst*. Man legt uns hinein. Denn hülflos und schwach noch waren wir, als wir auf dem Schooße der Mutter saßen. Von ihr erlangten wir, was wir brauchten. Auch die Ruhe. Die Mutter hob uns herab vom Arme und Schooße, sie legt uns liebend und sanft in die Wiege. — Starr und bleich und gebrochen an Kraft und Bewegung sind wir im Tode. — Man *legt* uns hinein in den *Sarg*, denn wir selbst können uns nicht betten. — Wiege und Sarg — an beiden wird *geweint*. Wer kennt nicht die Thränen der Freude, die im Vater- oder Mutterauge glänzen, wenn es auf die Wiege des Kindes blickt? — Wer kennt nicht die Thränen des Schmerzes, welche in dem Auge des Kindes glänzen, wenn es am Sarge der Eltern steht? — Eltern legen ihre *Kinder* in die *Wiege*, und in der Regel legen die Kinder ihre *Eltern* in den Sarg. Thränen gibt's hier wie da. —

Wiege und Sarg — an beiden wird gehofft. Ja, Hoffnung regt sich im Herzen, süße Hoffnung leuchtet uns entgegen, wenn wir an der Wiege unserer Lieblinge stehen. Mit ihnen hoffen wir durch's Leben zu gehen. Durch sie gedenken wir ein reines Band zu knüpfen für die Erde und Glück und Freude und Wonne zu finden.—Im Tode ist dieses Band zerrissen, — aber wir hoffen mit Zuversicht, es werde in der Höhe sich wieder dauerhaft knüpfen. Und diese Hoffnung ist am Sarge unser Trost, unser Anker, unser Rettungsstern.—Wiege und Sarg— an beiden wird gebetet. Fromme Wünsche, Gedanken und Gefühle steigen aus dem Herzen der Eltern zum Himmel auf, wenn sie an dem harmlosen Lager des Kindes stehen. Um Glück und Segen für den Liebling beten sie zu Gott. — Auch an dem Sarge beten wir.

4. Wiege und Sarg — immerdar werdet ihr Menschen bergen! Oft, ach — stehet ihr nahe an einander, oft kaum eine Spanne weit getrennt. Doch nahe oder fern, ihr beide seid Wiegen, die eine: Wiege für die Erde, — die andere: Wiege für den Himmel.

Fünfundsiebenzigste Lektion. [LXXV.]

180. Der Fliederstrauch.

(Würtemberger Fibel.)

1. Es giebt nicht viele Gewächse auf der Erde, die dem Menschen so nützlich wären, als der Flieder- oder Hollunderstrauch, dessen grünes Blätterdach mit den blaßgelben, reichblütigen Dolden uns so oft in Deutschland in der Nähe der Dörfer hinter Mauern und Zäunen entgegen schimmert. Die in der Jugend grüne, im Alter graue und rissige Rinde so wie die Blätter gebraucht man zum Färben, das alte gelbe Holz benutzt der Drechsler zu allerlei niedlichen Arbeiten, und ihr alle wißt, wie nette Knallbüchsen sich aus den ausgehöhlten Aesten anfertigen lassen.

2. Wird man vom Kopfweh geplagt, so thut ein Umschlag von frischen Blättern des Flieders nicht selten die besten Dienste, und bei Erkältungen ist kaum etwas besser geeignet, wohlthätigen Schweiß zu erzeugen, als der Genuß des Hollunderthees oder des Hollundermußes, welches letztere man aus den reifen schwarzen Beeren bereitet. Der Genuß der jungen Blätter aber ist für Mensch und Vieh schädlich. Der Apotheker ge-

braucht außerdem die Wurzel und die innere Rinde der jungen Zweige.

3. Summa: Es ist nichts am Fliederstrauch, was nicht der Mensch benutzen könnte, und darum darf es uns nicht wundern, daß manchen Heiden der Fliederstrauch heilig war.

181. Die Baumwolle.

(Nach dem Pfennigmagazin.)

1. Die Baumwollenpflanze ist eines jener merkwürdigen Gewächse, mit dessen Anbau, sowie mit Verarbeitung der davon geernteten Baumwolle mehr Menschenhände beschäftigt sind, als mit irgend einem andern Gegenstande. Es giebt indessen mehrere Arten Baumwollenpflanzen, die theils baumartig, theils wie Sträucher und Stauden wachsen, und von denen die letztere alle Jahre frisch ausgesäet werden muß. Alle stammen aus den wärmeren Ländern der Erde. Die Baumwollenstaude aber wird auch in der asiatischen und europäischen Türkei, in Griechenland, und vorzüglich in den südlichen Staaten von Nordamerika durch Negersklaven so häufig angebaut, daß bei Weitem die meiste Baumwolle von ihnen herrührt und dadurch die Sklavenhalter sich schnell bereichern. Es wachsen im Gebiete der Vereinigten Staaten zwei Hauptsorten von Baumwolle, die sogenannte Long Staple, langfaserige Sea Island und die kurzfaserige oder Upland. Die letztere liefert neun Zehntel der jährlichen Ernte und ist von geringerer Qualität als jene.

2. Sie wird gegen drei Fuß hoch, hat hellgrüne, fünftheilige Blätter und gelbe, rothgestreifte, den Malven ähnliche Blüthen, aus denen sich Samenkapseln von der Größe eines Taubeneies entwickeln. Diese sehen bei allen Baumwollenpflanzen Anfangs grün aus, werden jedoch später braun und springen endlich bei völliger Reife auf. Da quillt denn die zarte Wolle heraus, die bisher zusammengepreßt war, und in der einige Samenkerne verborgen sind; sie muß daher um diese Zeit schleunigst eingesammelt werden, wenn sie nicht verloren gehen soll. Mittelst besonderer Maschinen wird die erhaltene Baumwolle von den Samenkernen und andern etwa hineingekommenen Unreinigkeiten gesäubert, in große Säcke möglichst fest eingepackt und in gepreßte Ballen in den Handel gebracht.

3. Auf diese Art werden des Jahres gegen zehn Millionen Centner Baumwolle aus Amerika nach Europa eingeführt und hier, davon zwei Drittel allein in England, zu Garn gespon-

nen und dann zu Kattun, Musselin, baumwollenem Sammet, Spitzengrund, baumwollenen Strümpfen und einer Menge anderer dünner und dichter Stoffe verarbeitet und nach Amerika zurück, so wie über die ganze Welt verschickt. Obgleich die Arbeit größtentheils mit Hülfe von Maschinen geschieht, haben dabei doch noch unzählige Menschen, zuerst mit Herstellung der Stoffe und dann mit dem Bedrucken, Färben und der sonstigen Zubereitung der verfertigten Waaren zu thun, ehe diese in die Hände der Verkäufer kommen. Die Baumwolle ist für den Welthandel von so großer Bedeutung geworden, daß man sagt: Die Baumwolle beherrscht die Welt.

182. Die Blumen.

1. Wer hat die Blumen nur erdacht?
Wer hat sie doch so schön gemacht?
Gelb und roth und weiß und blau,
daß ich meine Lust d'ran schau?

2. Wer hat im Garten und im Feld
sie so auf einmal hingestellt?
Erst war's doch so hart und kahl,
blüht nun Alles auf einmal.

3. Wer ist's, der ihnen allen schafft
in den Wurzeln frischen Saft,
gießt den Morgenthau hinein,
schickt den hellen Sonnenschein?

4. Wer ist es, der sie alle ließ
duften noch so schön und süß,
daß die Menschen, groß und klein,
sich in ihrem Herzen freu'n?

5. Wer das ist, und wer das kann
und nie müde wird daran? —
Das ist Gott in seiner Kraft,
der die lieben Blumen schafft!

183. Das Zuckerrohr.

1. Das Zuckerrohr wächst in den südlichen Staaten von Nordamerika, in den heißen tropischen Ländern, wild aber in Ostindien, dem Treibhause der Gewürze. Es treibt, wie unser Welschkorn, einen knotigen Halm mit schilfigen Blättern und

einem silberweißen Blüthenbüschel. Es schlägt jährlich von Neuem aus und wird an feuchten Orten und im Wasser an 12 Fuß hoch. Besonders wenn es ganz reif ist, etwa nach drei Viertel Jahr, nachdem man ein Stück der gegliederten Wurzel in das feuchte Erdreich gelegt hat, enthält das Rohr ein schwammiges, saftreiches süßes Mark. Aus diesem wird der Zuckersaft durch Walzen, die ein Räderwerk umdreht und gegen einander drückt, ausgepreßt.

2. Der Zuckersaft wird in großen Pfannen oder Kesseln gesotten, verdickt und durch künstliche Mittel zu weißem Zucker, Kandis und anderen Sorten bereitet. Syrup ist eingedickter Zuckersaft. — In Nordamerika liefert Louisiana den meisten Zucker.

184. Das Korn.

(Von Zschokke.)

1. Jede Gegend des Erdballs ist durch die Hand des Schöpfers mit den ihr eigenthümlichen Pflanzen geschmückt. Daher sind alle ursprünglichen Pflanzen Amerikas von denjenigen der übrigen Welttheile verschieden. Aber solche, welche für den Menschen eine gesunde Nahrung bieten, sind von einer solchen Natur, daß sie sich fast überall hin, wo Sterbliche wohnen, verpflanzen lassen. Vor Zeiten waren die Länder unserer Gegend unermeßliche Wüsteneien, Herbergen wilder Thiere; meistens von unfruchtbaren Bäumen und ungenießbaren Kräutern bedeckt. — Jetzt gleicht unser Vaterland einem großen Garten, versehen mit den nützlichsten und schönsten Gewächsen aller Welttheile. — Aus Europa bekamen wir diese Gewächse hierher. Die nahrhafte Kartoffel fand man in Amerika, desgleichen den Mais oder das Welschkorn, welches in seinen körnerreichen Kolben drei- und sechshundertfältige Frucht bringt. Der Mais mit seinen dicken Stengeln und breitschilfigen Blättern war die einzige Getreideart, welche die Indianer bei der Entdeckung von Nordamerika bauten.

2. Jede der unzähligen Pflanzenarten ist verschieden von der andern gebaut; keine der andern ähnlich, jede zu ihrem Zwecke auf das Vortheilhafteste. Sehet auf das Korn, welches auf den Feldern prangt: Jeder Halm predigt die liebende Weisheit des Herrn. Dieser Halm steigt schlank und hoch über die Erde auf, damit die Körner nicht durch die Feuchtigkeit des ausdünstenden Bodens verderbt und zur Fäulniß gebracht werden. Die Länge des Halms begünstigt die bessere Rei-

nigung des darin von den Wurzeln aufsteigenden Nahrungssaftes, daß die mehlige Frucht wohl gedeihe. Der lange Weg, welchen jener Saft aus dem Erdboden hinauf zu machen hat, erlaubt auch der Sonne, ihn anhaltender auszukochen. Zwar schwankend und dünn ist das Rohr, an dessen Spitze sich die Aehre wiegt; doch wehren das Zerknicken derselben im Winde starke Knoten, deren feine Durchlöcherungen von innen dem emporsteigenden Saft und der Sonnenwärme genugsamen Durchgang gestatten. Neben dem Haupthalme treiben wehende Blätter, um Regen und Thau des Himmels zu sammeln, die wachsende Pflanze zu tränken. Ist sie aber ihrer Reife nahe, dann welken selbst die Blätter, damit alle Nahrung ungetheilt der Aehre zugehe, deren Körper mit langen rauhen Stacheln eine Schutzwehr gegen die Vögel haben. —

Sechsundsiebenzigste Lektion. [LXXVI.]

185. Der Reiß.

(Aus J. G. Fischers Lesebuch.)

1. Der Reiß, dieses getreideartige, 2 bis 4 Fuß hohe und die Dicke einer Gänsespule erreichende Gewächs, ist sichern Nachrichten zufolge asiatischen Ursprungs, und hat sich allmählig über alle Länder, die seine Kultur nur irgend zulassen, verbreitet. Die größesten, zugleich schönsten Reißfelder besitzen China, Japan, Ostindien und mehrere Striche des so reich gesegneten Amerikas. Wo der Reiß auch angebaut werden möge; überall verlangt er einen warmen, feuchten, periodisch überschwemmten Boden.

2. In South Carolina, dessen Moräste sein Gedeihen ungemein begünstigen, stecken gewisse Neger, welche zu diesem Geschäft eigends befehligt werden, die Körnlein mit sorgfältiger Hand in die Erde, und bemühen sich dabei zugleich, stets in gerader Linie fortzugehen. Die einzelnen Reihen stehen gegen 18 Zoll von einander ab. Nach Beendigung der Saatzeit, also in der Mitte des Märzes, lassen die Pflanzer das Wasser, welches sie bis jetzt durch Schleusen zurückgehalten haben, zum ersten Mal einige Tage mehrere Zoll hoch auf den Boden treten und befördern dadurch das Keimen der Körnlein auf eine wahrhaft überraschende Weise. Vier Wochen später, wenn nämlich die jungen Pflanzen bereits 3 bis 4 Zoll emporgeschossen sind, wiederholen sie das beschriebene Verfahren, leiten nun aber das Wasser, damit das Unkraut ganz vernich-

tet werde, erst nach 16 Tagen in seine ursprünglichen Behältnisse zurück. Von dieser Zeit an bleiben die Reißfelder bis zur Mitte Juni ohne künstliche Bewässerung. Eifrigst bemüht, die Erde theils locker, theils von jedem fremden Pflänzchen frei zu erhalten, befehlen jetzt die Herren ihren Negern, den Reiß zu wiederholten Malen zu behacken. Die dritte künstliche Bewässerung umfaßt die wenigen Wochen von der Mitte Juni bis zur Reife der Körnlein hin. Auf ähnliche Weise, wie in den Vereinigten Staaten, wird der Reiß auch in andern Ländern gebaut.

3. Die größten Plünderer für die Reißanbauer Amerikas sind die 6 bis 7 Zoll langen, rothbeinigen, weiß, gelb und schwarz gefärbten Reißvögel. Diese befiederten Räuber erscheinen stets in ungeheuern Schwärmen, kommen in Carolina an, wenn der Reiß noch milchigt ist, und gedeihen bei ihrem Lieblingsfutter so vortrefflich, daß sie während der drei Wochen, auf die sich ihr Besuch gewöhnlich beschränkt, überaus fett werden und dann nur mit Mühe von einem Ort zum andern fliegen können. Eine geringe Entschädigung für ihre unverschämten Diebereien gewähren sie durch ihr leckeres Fleisch.

4. Nichts beeinträchtigt die Gesundheit der Neger mehr, als die Bestellung der Reißfelder. Der mehrmalige Wechsel zwischen Bewässerung und Trocknung derselben, und noch in einem Klima, wo die natürliche Verdunstung der großen Hitze wegen mit reißender Schnelligkeit von Statten geht, muß nothwendiger Weise die Luft verpesten, und solche Krankheiten, die nur allzu oft mit dem Tode endigen, in Menge herbeiführen. Selbst nach erfolgter Ernte erwartet die Unglücklichen noch ein schwieriges Geschäft. Meist in Gesellschaft von Ochsen, die offenbar dabei glücklicher sind, als sie, führt man sie nämlich jetzt zu den getrockneten Halmen hin, und befiehlt ihnen, die Körnlein, unbekümmert, ob sie dabei wund und blutig werden, mit bloßen Füßen auszutreten. Nur milde Sklavenhalter lassen ihren Reiß nach Art unseres Getreides dreschen.

5. Ueber den großen Nutzen, welchen uns der Reiß gewährt, herrscht nur eine Stimme. In China, Japan, den beiden Indien, einem beträchtlichen Theile Afrikas u. s. w. ist er für Millionen Menschen das wichtigste Nahrungsmittel. Hohe und Niedere, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe setzen ihn daselbst täglich auf ihren Tisch und freuen sich über die gesunde, liebliche Speise. Wir genießen ihn bekanntlich bald als Backwerk, bald in Suppen, oder mit Milch gekocht. Der beste Reiß, von dem große Quantitäten nach Europa verschifft werden, kommt von South Carolina.

Siebenundsiebenzigste Lektion. [LXXVII.]

186. Giftige Gewächse.

(Von Dr. F. E. Baumgarten.)

Für jeden Deutschen in Nord-Amerika ist es Pflicht, sich neben andern Kenntnissen auch eine Kenntniß der Gewächse, besonders der giftigen zu erwerben, da die Erfahrung tausendfältig gelehrt hat, wie viele Vergiftungen durch Nichtkenntniß derselben veranlaßt werden. Zwar hat dies an Gewächsen so gesegnete Land einige der giftigen Pflanzen mit unserm alten Vaterlande gemein, z. B. Stechapfel, Schierling, Nachtschatten und Hahnenfuß, sowie ihm wiederum Tollkirsche, Seidelbast, Herbstzeitlose u. s. w. fehlen; dagegen besitzt Amerika außer jenen noch viele ihm eigene, die mit den zuerst angeführten auf den folgenden Seiten beschrieben werden sollen.

1. Der Stechapfel (Datura stramonium — *green thorn-apple*) wächst überall auf Schutt, leeren Bauplätzen und an Wegen und bildet 2 bis 4 Fuß hohe, sehr sperrig wachsende krautartige Stauden mit großen glatten, eiförmigen, ausgezackten Blättern und in den Blattachseln einzeln stehenden lang trichterförmigen Blumen, deren Saum gefaltet und fünfgezahnt ist. Die Frucht bildet eine zweifächerige dornige Kapsel mit vielen schwarzen nierenförmigen Samen von der Größe einer Linse. Die ganze Pflanze riecht und schmeckt ekelhaft und alle Theile derselben sind giftig. Durch den Genuß der Samen kamen die meisten Vergiftungen vor.

2. Der Wasser-Schierling (Cicuta maculata — *water-hemlock*) wächst in Sümpfen und an Bächen. Er ist ein 3 bis 6 Fuß hohes Wasserkraut mit hohlem Stengel, das im Juni kleine weiße Blüthen in vielstrahligen Dolden ohne Hüllblättchen treibt. Die Blätter sind scharf gesägt und an der Spitze zweilappig, die Blumenblätter sind herzförmig und eingebogen, die Früchte sind klein, rundlich, fünfgerippt und knotig. Die Wurzel ist knollig und hohl. Alle Theile der Pflanze riechen betäubend und sind sehr giftig.

3. Der gefleckte Schierling (Conium maculatum— *poison-hemlock*) wird auf wüsten Plätzen, an Wegen und Zäunen, besonders an schattigen Stellen gefunden. Er ähnelt dem Wasser-Schierling, unterscheidet sich aber von ihm nicht allein durch den Standort, sondern auch dadurch, daß seine Stengel rothbraun gefleckt sind und die Dolden lanzettförmige Hüllblättchen besitzen. Auch sind die Früchte mehr eiförmig und seitlich zusammengedrückt. Sein Saft ist wie der des

Wasser-Schierlings sehr giftig. Seine schwache Aehnlichkeit mit Petersilie soll schon Vergiftungen veranlaßt haben, doch läßt er sich von der letztern schon durch die Flecken am Stengel und das Dunkelgrün, sowie durch die Glätte der Unterseite der Blätter unterscheiden.

4. Der schwarze Nachtschatten (Solanum nigrum — *deadly nightshade*). Man findet ihn am häufigsten auf Schutt und in Gärten. Er ist ein krautartiger Strauch von 1 bis 2 Fuß Höhe und hat dornenlose und ganz glatte Stengel, von welchen die zusammengedrückten Zweige fast rechtwinkelig abstehen. Seine Blätter sind eckig-eiförmig und glatt. Die weißen Blüthen sind radförmig, fünfeckig und gefaltet und die 5 gelben Staubbeutel zusammengeneigt und oben zweilöcherig. Mehrere Blüthen sind stets in Form hängender Doldentrauben vereinigt und sehen im Ganzen denen der Kartoffel sehr ähnlich. Die Frucht ist eine runde schwarze zweifächerige, viele kleine Samen enthaltende Beere von der Größe einer Erbse. Die Pflanze riecht unangenehm. Der Genuß der Beeren ist zwar sehr schädlich, doch wohl niemals tödlich.

5. Der Gifthahnenfuß (Ranunculus flammula — *spear-wort*, R. acris — *crowfoot, butter-cup*, R. sceleratus — *celery crowfoot*) findet sich überall auf Wiesen und Aeckern, sowie an Bächen und ist durch seine Verbreitetheit, seine meist liegenden knotigen Stengel mit den lanzettförmigen oder öfter noch gelappten Blättern und den gelben glänzenden Blumen hinlänglich bekannt. Alle Arten desselben enthalten einen mehr oder weniger scharfen und giftigen wässerigen Saft.

6. Die Niesewurz (Veratrum viride — *itchwood, indian poke, white hellebore*) liebt etwas feuchten Boden und treibt 3 bis 5 Fuß hohe grade Stengel mit 1½ Fuß langen Blüthenrispen am Ende. Die breit-eiförmigen Blätter sind stark gerippt und sehr lang. Die Blüthen haben keinen Kelch, aber 6 ungleiche tiefeingeschnittene Blumenblätter und 6 Staubfäden. Viele der Blüthen sind Zwitter. Die Früchte sind dreigetheilte Kapseln mit vielen Samen. Die Wurzel ist knollig und besonders giftig.

7. Die Blutwurz (Sanguinaria canadensis — *blood-root*) wird in trocknen Wäldern gefunden. Sie hat ein nierenförmiges und gelapptes Wurzelblatt und einen Blüthenschaft mit einer einzelnen weißen 8—12-blätterigen Blume. Die Frucht bildet eine länglich eiförmige, zweiklappige Kapsel mit vielen Samen. Die Wurzel ist knollig und fleischig, sieht blutroth aus und enthält einen sehr scharfen und betäubenden Saft.

8. Die aufgeblasene Lobelie (Lobelia inflata —

wild tobacco) wächst auf feuchtem Boden und blüht im Juni. Sie ist ein ausdauerndes Kraut mit wechselständigen Blättern und schönen großen Blüthen in ährenartigen Trauben. Stengel und Zweige stehen aufrecht und sind sehr behaart. Die Blätter sind von Eiform und lanzettförmig, die Blumen sind trichterförmig und haben eine zweispaltige Ober- und dreispaltige Unterlippe. Der Saft ist milchig, sehr scharf und in größeren Gaben giftig. Durch ihren unvorsichtigen Gebrauch als Quackarznei sind schon viele Vergiftungen vorgekommen.

9. Der Mai-Apfel (Podophyllum peltatum — *may-apple, wild mandrake*) wächst truppweise in feuchten Wäldern. Er ist leicht erkennbar durch seine eigenthümliche Form, da er nur aus zwei 5—8-lappigen, frischgrünen wagerechten großen Blättern auf einem 1½ Fuß hohen Stengel besteht, zwischen welchen etwas versteckt die einzige 1½ Zoll große weiße wohlriechende und fast wie eine Rose geformte Blume sitzt. Die Frucht ähnelt einem kleinen unreifen Mohnkopfe und schmeckt säuerlich. Die Blätter wirken betäubend und die Wurzel brechenerregend.

10. Die Marylander Spigelia (Spigelia marylandica — *pink-root*) ist ein strauchartiges Kraut von 1 bis 1½ Fuß Höhe mit einem viereckigen glatten Stengel und 3 Zoll langen spitzeiförmigen, gegenüberstehenden und starkgerippten Blättern. Die trichterförmigen aufrechten Blumen, aus denen die Staubfäden weit hervorragen, bilden einseitige Aehren und sind feuerroth. Kapsel lederartig mit 12 eckigen Samen in jedem Fache. Die ganze Pflanze riecht unangenehm und schmeckt widerlich. Man gebraucht die Wurzel als Hausmittel zum Wurmabtreiben und richtet damit wegen ihrer reizenden und betäubenden Wirkungen oft großes Unglück an.

11. Die Scharlach- oder Kermesbeere (Phytolacca decandra — *pokeweed, pigeon berry*) ist eine überall auf gutem Boden wachsende aufrechte, fast mannshohe krautartige Staude, deren Stamm und kurze gabelige Zweige durch ihre auffallende Röthe leicht kenntlich sind. Auch die Blüthen, welche klein sind, fast nur einen fünftheiligen Kelch bilden und in Traubenform zusammenstehen, sind röthlich. Die vorn und hinten spitz zulaufenden Blätter sind glatt und fast fußlang. Die Beeren werden 3 bis 4 Linien dick, sind dann violettschwarz und enthalten 10 schwarze Samen. Sowohl Blätter wie Früchte und Wurzel bewirken Erbrechen, Abführen und Betäubung.

12. Der Wunderbaum (Ricinus communis — *castor oil plant, palma Christi*), welcher fast überall wegen seiner Samen, aus denen man das bekannte Ricinus- oder Castor-

Oel preßt, angebaut wird, treibt einen mannshohen krautartigen grünen Stengel mit sehr großen schildförmigen und handförmig gelappten, wechselständigen hellgrünen Blättern. Die Blüthen sind bloße Kelche mit vielen verbundenen Staubfäden. Sie stehen in kleinen Dolden zusammen, deren wiederum ein Dutzend einen großen Strauß bilden, in welchem die Staubblüthen die unterste Stelle einnehmen. Die Früchte werden haselnußgroß und sind mit weichen Stacheln besetzt. Die Samen haben die größte Aehnlichkeit mit Bohnen und sind aschgrau mit braunen Flecken. Diese Bohnen enthalten außer dem abführenden Oele ein starkes reizendes Gift und müssen deßhalb nie gegessen werden.

13. Der Gift-Sumach (Rhus toxicodendron — *poison vine, poison ash*). Von diesem gefährlichen Strauche giebt es mehrere Unterarten, die im Englischen *poison ivy, poison oak* u. s. w. genannt werden. Er wächst in Wäldern und Gebüschen, wird 3 bis 5 Fuß hoch, wurzelt stark, hat aber aufrechte Stengel, lange Blättchen, deren je drei auf einem langen Stiele beisammen stehen, kleine gelblichgrüne in mehrere kurze Rispen vereinte Blüthen und trägt gefurchte pfefferkorngroße Beeren von schmutzig weißer Farbe.—Im Schatten und während der Nacht bewirkt der Dunst dieses Strauches bei empfindlichen Personen rosenartige Entzündungen der Haut, besonders des Gesichtes. Alle Theile der Pflanze sind äußerst giftig und veranlassen innere Entzündungen und Lähmungen.

14. Der gelbe Jasmin (Gelseminum nitidum—*yellow jessamine*). Man findet diese Pflanze nur an feuchten warmen Orten und in der Nähe der Flüsse. Sie ist ein kletternder Strauch mit dunkelgrünen gegenüberstehenden lanzettförmigen glatten Blättern und weiten trichterförmigen, fünfspaltigen, wohlriechenden gelben Blumen, in denen fünf Staubfäden sind. Die Blumen stehen in Büscheln. Die flachen etwas geflügelten Samen sind in einer eiförmigen, mehr flachen, zweifächerigen und zweiklappigen Kapsel befestigt. —Alle Theile des Strauches sind sehr giftig.

15. Die breitblättrige Kalmie (Kalmia latifolia – *broadleaved laurel*) ist ein immergrüner Strauch von 3 bis 20 Fuß Höhe mit braunen Aesten und Blättern wie Lorbeerblätter, welche einzeln oder zu dreien stehen. Die scheibenförmigen, fünfspaltigen, am Grunde mit zehn Gruben für die Staubbeutel versehenen, erst rothen dann fast weißen Blumen brechen im Mai hervor und bilden doldenartige End-Sträuße, die sich klebrig anfühlen. Die Früchte bilden fünffächerige Kapseln

mit vielen Samen. In den Blättern und Früchten ist ein betäubendes Gift enthalten. —

Außer diesen angeführten Gewächsen giebt es noch viele, die, wenn genossen, nachtheilig für die Gesundheit sind. Dahin gehören die meisten Schwämme, meist alle einen milchartigen Saft enthaltenden Pflanzen und Sträuche, wie die Wolfsmilcharten u. s. w., sowie viele rankende Gewächse, deren Beeren außerdem wegen ihrer schönen Farbe oder wegen der Aehnlichkeit mit den Beeren der Weintraube leicht zum Naschen verleiten. Man vermeide daher alle solche Gewächse, besonders noch dann, wenn sie einen widrigen oder betäubenden Geruch und ekelhaften oder bittern Geschmack haben. — Im Falle einer Vergiftung muß so rasch wie möglich ein Arzt zu Rathe gezogen werden, der durch Brechmittel oder Magenpumpe das Gift aus dem Magen zu entfernen suchen und durch schleimige, ölige und andere Mittel die möglichen Nachtheile verhüten oder beseitigen wird.

187. Sinnsprüche.

(Von Rückert.)

1. Wer guten Rath selbst finden kann,
und wer ihn weiß zu nehmen an,
und wer ihn recht zu brauchen weiß,
hat eines klugen Mannes Preis.

2. Das sind die Weisen,
die durch Irrthum zur Wahrheit reisen;
die bei dem Irrthum verharren,
das sind die Narren.

(Von Lavater.)

3. Will Einer wissen, wer er sei,
der schelte zween oder drei.
Wo's ihm die beiden ersten vertragen,
wird ihm der letzte die Wahrheit sagen.
Und läßt du Jeden, wer er ist,
so sagt auch er nicht, wer du bist.

4. Sprich nie etwas Böses von einem Menschen, wenn du es nicht gewiß weißt; und wenn du es gewiß weißt, so frage dich: Warum erzähle ich es?

Sechster Abschnitt.

Das Thierreich.

Achtundsiebenzigste Lektion. [LXXVIII.]

188. Allgemeines über Thiere.

(Nach Prof. Agassiz und Andern.)

1. Nirgends in der ganzen Schöpfung ist des lieben Gottes Allmacht, Weisheit und Güte so augenscheinlich gezeigt, als bei den verschiedenen Geschöpfen, die unsere Erde bewohnen. Bei den meisten Thieren erregt ihre schöne Gestalt, der zweckmäßige Bau ihres Körpers und ihr Instinkt zuerst unsere Aufmerksamkeit. Wenn wir dann die Thiere näher beobachten und in dem Buche der Natur, das vor uns aufgeschlagen liegt, weitere Belehrungen suchen, so werden wir mit Bewunderung auf jeder Seite lesen: Gott ist Liebe und Weisheit!

2. Bei der Vergleichung des Körperbaues der verschiedenen Thierklassen bemerken wir eine gewisse Aehnlichkeit und eine fortschreitende

Skelet des Menschen, des Vogels, vom Frosch (Amphibium), vom Fische.

Entwickelung von unvollkommenen Geschöpfen zu vollkommenern Wesen, von den Schleimthieren an, die auf der niedrigsten Stufe der Aus-

bildung stehen, bis zu den Wirbelthieren. Der **Mensch** nimmt in der Schöpfung den ersten Rang durch seine aufrechte Stellung ein. Gott hat ihn nach seinem Ebenbilde geschaffen und ihm Vernunft und Sprache gegeben.

3. Die Thiere werden bei all ihren Verrichtungen von ihrem Naturtriebe oder Instinkt geleitet, welcher bei manchen Thieren bewunderungswürdig ist. Betrachte z. B. das Gewebe einer Spinne! Wie kunstvoll und zweckmäßig ist dasselbe zum Fange der Insekten eingerichtet, von welchen die Spinnerin sich nährt! Mit welcher Hast und Behendigkeit eilt sie herbei, um dieselben mit Hunderten von Fäden zu umwickeln! — Betrachte die Einrichtung eines Bienenstockes! — Welcher Fleiß, welche Reinlichkeit und Ordnung herrscht in demselben! Tagtäglich haben wir Gelegenheit, Beobachtungen dieser Art zu machen, und es muß unsere Bewunderung im höchsten Grade erregen, wenn wir sehen, daß jedes junge Thier dieselben Triebe und dieselben Kunstfertigkeiten wieder zeigt, die seiner Gattung eigen sind, ohne sie je vorher erlernt zu haben. Die Thiere haben indessen nur einen blinden Instinkt ohne Urtheilskraft.

4. Zur Bewegung haben die Thiere verschiedene Bewegungswerkzeuge erhalten: Beine, Arme, Flügel, Schwänze, Flossen; zum Wahrnehmen der Dinge sind ihnen die Sinneswerkzeuge: Die Augen, die Ohren, die Nase, die Zunge, die Haut, die Fühler — zum Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen gegeben. Zur Aufnahme der Nahrung haben die meisten einen Mund, zu ihrer Verdauung besondere Verdauungswerkzeuge, zum Athmen der Luft die Athmungsorgane: Mund, Nase, Luftröhre, Lungen; zum Umlauf des Blutes die Blutgefäße erhalten, welche einen gemeinsamen Mittelpunkt im Herzen haben; von ihm geht das Blut durch die Schlagadern in den Körper, durch die Blutadern kehrt es zum Herzen zurück.

5. Manche Thiere haben viel schärfere Sinne, als der Mensch. Die Henne sieht z. B. einen Raubvogel in einer Höhe, wo ihn noch kein menschliches Auge zu entdecken vermag. Der Hund findet durch seinen scharfen Geruch den Weg, den sein Herr gegangen ist. Geruch und Geschmack leiten die Thiere auch bei der Auswahl ihrer Nahrung.

6. In der Bedeckung der Thiere finden wir die größte Mannichfaltigkeit und Zweckmäßigkeit. Der Elephant in den heißen Ländern hat ein dünnes Haar, der Bär dagegen in den kalten einen dicken Pelz. Einige Thiere tragen Borsten, andere Wolle; einige sind mit Stacheln

versehen, andere gepanzert. Die Vögel haben warme Federn, die Fische harte und schleimige Schuppen u. s. w. Nur der Mensch ist ohne Kleidung erschaffen, damit er seine Bedeckung wechseln und in den heißesten und kältesten Gegenden der Erde leben könne.

Seht auf die Thiere, wie sie für ihren Winterunterhalt sorgen. Der unterirdische Bau der Maulwürfe führt in ein sehr kunstreiches Gewölbe hinab, das mit Moos, Laub, Gras u. dgl. ausgefüttert ist und 5 bis 6 Fuß unter der Erde liegt. Von hier aus wühlen sich die Maulwürfe lange Gänge, um Würmer, Engerlinge und Erdschnecken aufzusuchen. Die Hamster haben ähnliche unterirdische Wohnungen, in welchen sie eine beträchtliche Menge von Korn zusammenhäufen. Diesen Vorrath greifen sie nicht eher an, als bis auf dem Felde nichts mehr zu finden ist. Dann zehren sie davon, bis sie in den Winterschlaf fallen, und haben auch nach ihrem Erwachen noch Nahrung genug auf so lange, bis sie wieder Etwas auf dem Felde finden. Aber diese Thiere, wie das Eichhörnchen und der Biber, fahren auch fort in Californien und in andern Ländern für ihren Winterunterhalt zu sorgen, wo es weder Winter noch Mangel an Nahrung giebt.

7. Viele Vögel, wie z. B. der Blauvogel, die Wandertaube und der Spottvogel verlassen uns im Herbste, um die kalte Jahreszeit in wärmeren Gegenden zuzubringen, aus welchen sie im Frühjahre wieder zu uns zurückkehren. Wie nennt man solche Vögel? — Besondere Beachtung verdient der zweckmäßige Körperbau des Vogels: sein Schnabel, sein Fuß und die Art und Weise, wie er sein Nest baut.

8. Es giebt viele Tausend Arten von Thieren, die man gewöhnlich in folgende sechs Klassen eintheilt: **A. Säugethiere, B. Vögel, C. Amphibien, D. Fische, E. Insekten, F. Würmer.**

189. Der Senegal-Affe.

(Aus dem Englischen.)

1. Er ist von rothbrauner Farbe und nur etwa 1½ Fuß hoch, steckt voll loser Anschläge und ist zu boshaften Streichen stets aufgelegt. Eine Dame, die auf einem Schiffe, dessen Koch einen solchen Affen bei sich hatte, nach England herüberkam, erzählte uns mehrere Streiche, von denen einige hier Platz finden mögen.

2. Meine erste Bekanntschaft mit Jack — sagte sie — machte ich wenige Tage, nachdem wir unter Segel gegangen waren. Ich saß auf dem Verdeck mit Lesen beschäftigt, als ich ein Geräusch, welches zwischen Quieken und Schnattern die Mitte hielt, hinter mir hörte. Ehe ich noch den Kopf umwen-

den konnte, sprang ein lebendes Wesen mir auf die Schulter, wickelte seinen Schwanz um meinen Hals und ich merkte, daß es der Affe des Kochs war, der mißgestaltete, neckische, boshafte Jack, über dessen Streiche ich schon oft wider meinen Willen hatte lachen müssen, wenn ich ihn von ferne beobachtete, mit dem ich aber noch nicht in nähere Berührung gekommen war. Ich hielt mich vollkommen ruhig — ob aus Furcht oder aus Geistesgegenwart, will ich nicht entscheiden. Nach ein oder zwei Minuten beugte Jack seinen Kopf obenüber sah mir in das Gesicht, stieß ein Gekrächze aus, stieg auf meine Kniee, besah meine Hände, als ob er meine Finger zählen wollte, versuchte mir die Ringe abzuziehen, und als ich ihm etwas Zwieback gab, kauerte er sich ruhig auf meinem Schooße zusammen.

3. Von diesem Augenblicke an waren wir Freunde. Von meinem Widerwillen gegen Affen — wir hatten deren mehrere an Bord, aber Jack war doch der erste — war ich geheilt, und es machte mir großes Vergnügen, sie zu beobachten und wo ich konnte, mich ihrer anzunehmen.

4. Jack hatte man zuerst auf dem Verdeck anbinden müssen, aber als er allmählig zahm wurde, ließ man ihm mehr Freiheit und zuletzt stand das ganze Schiff, mit Ausnahme der Cajüten des Capitäns und der Passagiere, ihm offen. — Oft erwachte ich auch früh von dem hastigen Geräusch von Fußtritten auf dem Verdeck und wußte dann, daß Jack irgend einen Streich gespielt hatte, für welchen man ihn verfolgte. Er stieg in das Vordertheil des Schiffes, riß den Matrosen die Mützen weg, stahl ihnen die Messer und andere Geräthschaften und warf sie über Bord, wenn sie nicht sehr behende bei seiner Verfolgung waren. Wurden dann die Vorbereitungen zum Frühstück gemacht, so pflegte Jack sich in einen Winkel in der Nähe des Bratrostes zu setzen, und wenn der Koch einen Augenblick den Rücken wandte, irgend Etwas von dem Heerde wegzunehmen und zu verstecken. Hatte er sich dann bei einem solchen Streiche die Pfoten verbrannt, so hielt er sich ein paar Tage ruhig; sobald aber der Schmerz vorüber war, wiederholte er seine Possen.

5. Zwei Tage in der Woche waren Festtage für Jack, wenn nämlich die Schweine, die wir an Bord hatten, auf das Verdeck gelassen wurden, um sich Bewegung zu machen. Dann versteckte er sich hinter einem Kasten und sprang von da aus auf den Rücken eines Schweines, welches dann voll Entsetzen mit ihm auf dem Verdecke herumrannte. Zuweilen wurde er auch bei einem solchen Ritte abgeworfen, und wenn dann die Matrosen in ein Gelächter ausbrachen, nahm er eine verwunderte Miene an, als wollte er sagen: Wie könnt ihr darüber lachen?

6. Zuweilen nahm er auch die drei andern kleinen Affen zusammen auf seinen Rücken und lief mit ihnen auf dem Verdeck umher; spielte ich aber mit den kleinen Geschöpfen, so wurde er eifersüchtig und befreiete sich wirklich von zweien seiner Nebenbuhler dadurch, daß er sie in das Meer warf. An dem einen übte er einen boshaften Streich aus. Als nämlich eines Tages die Matrosen auf dem Verdecke Malerarbeiten angefertigt und ihre Farben und großen Pinsel hatten liegen lassen, lockte Jack jenen Affen zu sich, hielt ihn mit der einen Hand fest, ergriff mit der andern den Pinsel und beschmierte ihn mit weißer Farbe von Kopf bis zu Fuß. Der Mann am Steuerruder sah es zuerst, fing an zu lachen, und machte auch mich dadurch darauf aufmerksam. Sobald Jack merkte, daß seine Bosheit entdeckt war, schleuderte er den von Farbe triefenden Affen fort, sprang in das Tauwerk und kletterte in den Hauptmast, von wo er zwischen den Querhölzern das, was unten vorging, betrachtete. Erst als nach drei Tagen der Hunger ihn quälte, wagte er wieder herabzusteigen und wußte dazu den geeignetsten Augenblick zu wählen. Ich saß ruhig auf dem Verdecke, als er sich an einem Stricke hin und her schwenkte und dann grade in meinen Schooß sprang. Da sah er mich denn so jämmerlich an, als wollte er mich um Verzeihung bitten und ich vergab ihn nicht nur, sondern rettete ihn auch vor weiterer Bestrafung. — Kurze Zeit darauf ging ich auf ein anderes Schiff und nahm von Jack Abschied auf Nimmerwiedersehen.

190. Der Affe und die Uhr.

Ein Affe fand einst eine Taschenuhr,
die band er fest sich an mit einer Schnur.
Darauf besieht er sie und spricht:
„Wo fehlts nur dieser Uhr? denn richtig geht sie nicht.“
Er macht sie auf und stellet sie zurücke;
doch in dem andern Augenblicke
rückt er sie wieder vor.
Jetzt meistert er am Zifferblättchen,
hält sie ein wenig an das Ohr
und spricht: „der Schlag ist falsch!“ nimmt noch einmal sie vor
und künstelt unten an dem Kettchen;
stößt in die Räderchen und kurz, er rückt und dreht
so lange bis sie stille steht.

Es ging ihm, wie es Jedem geht,
der Etwas meistern will, wovon er Nichts versteht.

Neunundsiebenzigste Lektion. [LXXIX.]

191. Die Giraffe.

1. Die Giraffe zeichnet sich unter allen Wiederkäuern aus durch ihre merkwürdige Gestalt und durch den Bau ihrer Hörner, die mit Haut überwachsen sind. Die Giraffe bewohnt Afrika.

2. Sie ist das höchste Landthier, hat gespaltene Hufe und wird zwanzig Fuß hoch; ein Mann kann unter ihr weggehen, ohne sich zu bücken. Ihr Fell ist gelbweiß und rothbraun gefleckt, am Halse hat sie eine kurze Mähne. Sie ist furchtsam, nährt sich von Baumblättern und lebt in der Wildniß in Heerden von ungefähr sechzehn Stück.

3. Die Giraffe kann nicht traben, sondern nur galoppiren. Ihre Vorderbeine sind beim Springen langsamer als die hintern, welche sie so possirlich auseinander spreizt, indem sie ihren Hals rückwärts und vorwärts schwingt, daß man lachen und erstaunen muß; denn ein solches Galoppiren läßt sich mit Nichts vergleichen.

4. Man macht Jagd auf sie ihres Fleisches sowie ihres Felles wegen, das die Eingebornen zu Schuhwerk benutzen. Wenn die Thiere in die Enge getrieben werden, so vertheidigen sie sich erfolgreich mit ihren Hufen gegen ihre Feinde.

5. Als Zierde der Wälder erfreut die Giraffe den Menschen durch ihre schöne Gestalt, durch die bunte Farbe ihres Felles und durch die Lebhaftigkeit ihres Auges.

192. Löwenritt.

(Von Ferd. Freiligrath.)

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycamore.

Abends, wenn die hellen Feuer glüh'n im Hottentottenkrale, *)
wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karoo,
wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:

Sieh', dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
springt der Löwe. Welch ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
in den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt!

*) Hottentottendorf.

Sieh', die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen, rießelnd fließen
an dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutestropfen,
und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen,
führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiberin der Grüfte;
folgt der Panther, der des Caplands Hürden räuberisch verheerte.
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne seh'n sie den Gebieter sitzen
und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen. —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

193. Der dankbare Löwe.

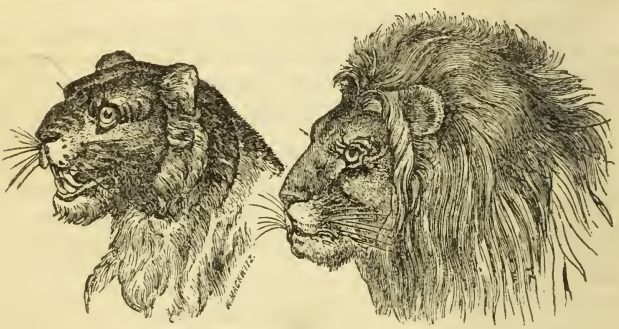
1. Ein Ritter, Gottfried de la Tour, (sprich Tur) der dem ersten Kreuzzuge beiwohnte, hörte eines Tages, als er durch einen Wald ritt, plötzlich ein ängstliches Jammergeschrei. In der Hoffnung, einen unglücklichen Menschen zu retten, eilte er muthig durch den Wald hin. Wie erstaunte er aber, als er einen Löwen erblickte, um dessen Leib sich eine gräßliche Schlange gewunden hatte!

2. Dem Bedrängten beizustehen, ist die Pflicht eines ächten Ritters, und es macht keinen Unterschied, ob dieser Bedrängte ein Thier oder ein Mensch ist. Hier war es ein leidendes Geschöpf, das der Hülfe unsers Ritters bedurfte. Dieser Gedanke ermuthigte ihn, und durch einen glücklichen Schwertstreich, der die Schlange mitten auseinander hieb, befreite er den Löwen von seinen schweren Banden. Von der Stunde an begleitete das dankbare Thier beständig seinen Retter, folgte ihm überall wie ein zahmer Hund und äußerte seine

natürliche Wildheit nur auf Befehl seines Herrn. Diesem war damit gedient, einen solchen Kriegsgefährten zu haben.

3. Der heilige Krieg war glücklich beendet, und der Ritter schiffte sich zur Rückkehr nach Europa ein. Gern hätte er seinen getreuen Löwen mit sich genommen, aber kein Schiffer wollte sich überreden lassen, das gute Thier an Bord zu nehmen. Der Löwe mußte daher am Ufer, wohin er seinen Herrn begleitet hatte, zurückbleiben.

4. Aber nun, da er sich von ihm geschieden sah, fing er an fürchterlich zu brüllen. Gleich darauf stürzte er sich ins Meer und schwamm dem Schiffe nach. Endlich verließen ihn aber die Kräfte, er sank, und die Wellen verschlangen das edle Thier, das durch die Liebe und Treue, die es seinem Herrn bis in den Tod bezeigte, ein besseres Schicksal verdient hätte.



Die Löwin. Der Löwe.

194. Der Kampf des Löwen mit der Riesenschlange.

1. Ein in abgebrochenen Sätzen weithin erdröhnendes Gebrüll, erzählt ein Mitglied einer in Ostindien reisenden Gesellschaft, hatte meinen Engländer und seine zahlreichen Begleiter von der weitern Verfolgung eines Tigers abgehalten, und zu der Stelle hingezogen, von welcher das Geheul herkam. Mit Entsetzen gewahrten sie, nachdem sie leise hinzugeschlichen waren, und Pferde und Hunde in einiger Entfernung zurückgelassen hatten, eine ganze Löwenfamilie von einer ungeheuren Riesenschlange überfallen. Die Wuth des Kampfes, die Angst der umschlungenen Löwen, das winselnde Geheul der Jungen, die wilde Gier der riesigen Schlange, — ein gräßliches Schau-

spiel mag es gewesen sein! Bald schienen die Löwen zu siegen, bald sanken sie, von den zermalmenden Ringen des Feindes umwickelt, in Todesängsten nieder. Aber immer erholten sie sich wieder. Da umstrickte endlich abermals die mächtige Schlange die wuthschnaubende Löwin, zerbrach ihr das Rückgrad, so daß sie vor grimmigen Schmerzen fürchterlich brüllte und kraftlos zurück sank, und umschlang und stürzte den Löwen, öffnete hierauf ihren ungeheuren Rachen, und packte und zerfleischte den Kopf desselben. Jetzt raffte der Löwe seine letzten Kräfte zusammen, erhob sich und wand sich hin und her im Rachen des Ungeheuers, aber obgleich er der Schlange viel zu schaffen machte, wüthend in seiner Verzweiflung sich geberdete, und sogar einige Schritte fortrannte, so warfen ihn doch bald wieder das Gewicht des riesigen Feindes und dessen Umwindungen zu Boden.

2. Nach Verlauf einiger Stunden schien er todt zu sein, und die Schlange versuchte nun, ihm die Rippen dadurch zu zerbrechen, daß sie sich fest um ihn herumwand. Allein es ging nicht. Sie wickelte sich daher wieder los, umwand mit ihrem Schwanze den Hals und schleppte mit großer Anstrengung den Löwen zum nächsten Baum. Man sah jetzt, was ihr der Baum, in dessen Zweigen die Riesenschlangen sich zu verbergen und von welchem sie sich herab auf ihr Opfer zu stürzen pflegen, für Dienste that. Sie faßte den Löwen und stellte ihn aufrecht an den Stamm des Baumes, umstrickte hierauf Baum und Löwen und zog sich so fest zusammen, daß die Rippen und Knochen einer nach dem andern mit lautem Krachen zerbrachen.

3. Als sie mit dem Leibe fertig war, zerquetschte sie die Beine an vier oder fünf Orten, und versuchte hierauf ihre Kräfte am Hirnschädel, aber vergebens. Da ihr weder der Löwe noch die Löwin mit ihren beiden Jungen mehr entlaufen konnten und sie sehr erschöpft sein mochte, zog sie sich unter die Blätter zurück.

4. Vorsichtig traten nun der Engländer und seine Gefährten den Rückweg an. Am dritten Morgen, an welchem sie, wie die frühern Tage, auf den Kampfplatz zurückgingen, fanden sie keine Löwen mehr, sondern rothe Stücken Aas ohne bestimmte Gestalt, mit dem gelben Kleister überzogen, welcher nicht nur den Raub zum Verschlingen schlüpfriger macht, sondern auch die Fäulniß befördert und das Muskelfleisch gallertartig erweicht. Bald raschelte es in den Blättern. In ihrer ganzen ungeheuren Größe zeigte sich die Schlange. Mit ihrem Schwanze hatte sie den Gipfel des einige vierzig Fuß hohen Baumes umwunden, berührte mit dem Kopfe die Erde und

machte heitere behende Bewegungen. Plötzlich zog sie sich wieder zurück, schoß nach einigen Augenblicken auf das größte Aas hernieder und verschlang es nach und nach. Dies machte ihr jedoch so viel Mühe, daß sie erst am Abend damit fertig wurde.

5. Am vierten Tage gingen nun Männer und Frauen und Kinder zu der Schlange, weil sie aus Erfahrung wußten, daß sie in ihrem jetzigen Zustande völlig unschädlich sei. Sie war nämlich jetzt so dick und unbehülflich, daß sie sich weder zur Wehre setzen, noch auch entfliehen konnte. — Selbst der Versuch, sich auf den Baum zurück zu begeben, war ihr zu schwer, und die Eingebornen, die sich gleich anfangs auf die große Beute gefreut hatten, schlugen sie ohne Widerstand todt und verzehrten sie nach und nach, so wie einzelne Theile des verschluckten Löwen, und der übrigen noch herumliegenden zerquetschten und mit dem gelben Kleister bereits überzogenen Körper der getödteten Thiere.

Achtzigste Lektion. [LXXX.]

195. Der Tiger.

(Von F. M. Schach.)

1. Das blutdürstigste und grausamste Raubthier ist wohl der Tiger. Er wird 4 Fuß hoch und 8 bis 9 Fuß lang. Deutlich erkennt man an den kleinen kurzen Vorderzähnen des Tigers, daß er nicht, wie der Hund und Wolf, seine Beute mit den Zähnen fassen kann, sondern er schlägt ihr, wie der Löwe, seine eisenfesten, mehrere Zoll langen Krallen sammt den Zehen oft fünf Zoll tief ins Fleisch ein. Der Tiger ist eine riesige Katze, so groß wie ein Füllen.

2. Das Hauptvaterland des Tigers ist ganz Ostindien nebst den Inseln Sumatra und Java; weniger häufig lebt er in den mittelasiatischen Steppen zwischen Sibirien, China und Indien. Der amerikanische Tiger ist gefleckt, und heißt eigentlich Jaguar; die in Palästina vorkommende Tigerart ist auch gefleckt; sie heißt Tigerkatze oder Unze. Das Tigerweibchen wirft jährlich zwei bis drei Junge, die es mit vieler Liebe bewacht, die aber der Tiger oft auffrißt.

3. Die Zahl der Tiger ist, nach Angabe der neuesten Reisenden, gegenwärtig in Ostindien noch so außerordent-

lich groß, daß in manchen Gegenden ganze Dörfer ihretwegen verlassen werden müssen. Die dortigen ungeheuren Wälder und die dichtstehenden riesenmäßigen Bambusrohre*) an den Flüssen machen es ihnen leicht, sich zu verbergen, auf Beute zu lauern, und den Raub dorthin zu schleppen. Bisweilen veranstalten die indischen Fürsten Treibjagden, mit Elephanten und vielen tausend Soldaten zu Fuß und zu Pferd, auf Tiger. Man stellt dann große Garne auf, umstellt den Wald, zündet das Gras an und treibt die Tiger unter großem Lärm und Getöse gegen das Garn, wo sie von Bäumen aus geschossen werden.—

4. Manchmal behauptet einer, trotz aller Anstrengung der Menschen, monatlang eine gewisse Stelle. So hatte sich in dem Engpasse von Kutkumsandy eine Tigerin mit zwei Jungen gelagert; sie würgte täglich einen, auch zwei Menschen. Schon zwölf Postboten waren nach und nach von ihr zerrissen worden. Da setzte man einen bedeutenden Preis auf sie; allein vergebens. —

5. Gesättigt ist der Tiger feig; er flieht den Menschen und sucht einen stillen Ort, um ruhig verdauen zu können.

6. Die Schnelligkeit, mit welcher der Tiger seine Beute raubt, ist fast unbegeiflich. So holte ein Tiger in Ostindien beim Marsche einer englischen Reiterabtheilung einen Reiter vom Pferde herab, und eilte so schnell mit ihm davon, daß man ihn nicht mehr einholen konnte. — Ein anderer Tiger sprang auf einen Elephanten, packte den im Sattelsessel sitzenden Engländer am Schenkel, warf ihn über den Rücken, und entfloh. Alle Gewehre waren zwar auf das Thier gerichtet, aber aus Furcht, daß man den Unglücklichen mittreffen möchte, überließ man ihn seinem traurigen Schicksale.

7. Der Nutzen, den der Tiger dem Menschen gewährt, ist ganz unbeträchtlich; die Felle werden nämlich zu Pferde- und Schlittendecken gebraucht, und auch diese Anwendung scheint außer Mode kommen zu wollen.

*) Pflanzen, die unserm Sumpfrohre ähnlich sind, aber oft fünfzig Fuß hoch und so dick werden, wie der Leib eines Kindes.

196. Eine Tigerjagd.

(Aus dem Thüringischen Kinderfreund.)

1. Man hatte uns gesagt, erzählt ein Reisender, daß das Rohrdickicht einem Tiger zum Schlupfwinkel diene, und ich hatte mich beeilt, mich zu den Jägern zu gesellen, welche entschlossen waren, ihn in seinem Lager anzugreifen. Der zu unserm Jagdzuge festgesetzte Tag war gekommen und unsere Elephanten erwarteten uns vor dem Thore des Hauses. Einer von ihnen trug auf seinen Schultern eine Truppe Musiker, die bereit waren, aus Leibeskraft in ihre volltönenden Instrumente zu stoßen; ein zweiter war mit einem ganzen Feuerwerksmagazine beladen, mit welchem den Tiger, im Falle er nicht freiwillig sein Lager verlassen würde, dazu zwingen zu können meinte; mehrere andere hatten für die bejahrten Jäger kleine Zelte auf ihrem Rücken; noch andere, welche den flinkeren Kämpfern zu Festungen dienen sollten, waren mit dicken Matratzen belegt, welche mit Gurten an den Leib befestigt waren. Jeder der Jäger war mit einem Dolche und zwei Flinten bewaffnet. Das Ganze hatte ein sehr kriegerisches Ansehen. Als die Stunde zum Aufbruche kam, ließen sich die Elephanten auf die Kniee nieder, um uns ihre Besteigung zu erleichtern, und die Kornaks, jeder mit einem tüchtigen Stachel versehen, nahmen ihren Platz auf den Hälsen der Thiere. Wie man lange auf dem Meere gewesen sein muß, um sich auf einem von den Fluthen hin und her geworfenen Schiffe aufrecht zu erhalten, so braucht man auch lange Zeit, ehe man ohne Ungemach den Tritt des Elephanten ertragen kann. Mir war es, als wäre ich seekrank, ich fühlte meine Glieder nicht.

2. Unterwegs hatten wir einen ziemlich tiefen Fluß zu passiren. Mein Elephant stürzte sich muthig in den Strom. Alsbald verlor er den Boden, und ich glaubte schon, daß ich den Freuden der Jagd lebe wohl! sagen müßte. Selbst die Matratze war unter dem Wasser und ich sah nur noch den Kopf des schweren Thieres, welches die Fluthen mit seinen beiden riesigen Ohren wie mit Rudern schlug und seinen Rüssel wie einen Mast emporrichtete. Wir erreichten jedoch glücklich das andere Ufer, und ich kam mit einem tüchtigen Bade davon.

3. Wir erreichten das Rohrdickicht, und unsere Musiker

setzten ihre Instrumente an den Mund. Als sich unser Haufen in eine Linie auseinandergewickelt hatte, begann die Schlacht. Eine Viertelstunde verging, ehe man die Spuren des Tigers entdeckte. Endlich verkündigte uns ein Flintenschuß, daß er seinen Aufenthaltsort verlassen; bald darauf sah ich ihn seine Richtung auf uns zu nehmen. Wir nahmen ihn aufs Korn zugleich mit den Jägern auf dem nächsten Elephanten. Eine Kugel traf ihn. Das verwundete Thier kehrte nun wieder um und verschwand aufs Neue im Dickicht.

4. Da der Tiger entschlossen schien, seinen Schlupfwinkel nicht wieder zu verlassen, so ließ man den Feuerwerkselephanten vortreten und bald flogen die Raketen wie feurige Schlangen in allen Richtungen durch das Rohr. Unglücklicherweise fing das Röhricht Feuer und der Brand verbreitete sich mit einer reißenden Schnelligkeit. Einer der Elephanten blieb überrascht stehen. Umsonst stach ihn sein Kornak den Stachel in den Hals, er blieb wie eingewurzelt an seiner Stelle und brüllte vor Entsetzen. Die Jäger, welche auf ihm waren, mußten herabspringen, um sich durch die Flucht zu retten. Schon war das Röhricht ein Feuermeer, und der erschrockene Elephant hatte seine Stelle noch nicht verlassen. Da sahen wir ihn plötzlich mit hoch in die Luft gestrecktem Rüssel, die Seiten mit seinem Schwanze peitschend und wüthende Sprünge machend, aus der Gluth herauskommen. Seine Haut sah wie Kalk aus. Außer sich vor Schmerz, stürzte er sich in einen kleinen Fluß und tauchte darin bis an den Kopf unter, aber kaum war er wieder herausgekommen, als er hinfiel und klägliche Töne ausstieß. Nach einigen Minuten war er todt.

5. Der Brand wurde immer stärker; die Flammen leckten mit feurigen Zungen die Wolken; die wilden und reißenden Thiere, welche das Dickicht bewohnten, waren in Bewegung und brüllten vor Angst; die Schlangen zischten und hoben sich hoch über den Brand empor, einen flammenlosen Ort zu erspähen. Auch der Tiger versuchte es, sich zu retten. Er sprang mit furchtbaren Sätzen unter dem Feuer unserer Jäger aus dem Flammenmeere und eilte, nicht getroffen, mit der Schnelligkeit des Sturms in die weite Ebene, durch die wir gekommen. Wir folgten ihm, ohne Hoffnung, ihn erreichen zu können. In der

Nähe eines Dorfes hörten wir ein paar Schüsse, die uns wieder auf die rechte Spur brachten. Bald waren wir neben unserm furchtbaren Gegner, den die Kugel eines Bauers hingestreckt hatte. Er lag regungslos da, und Niemand zweifelte an seinem Tode.

6. Einer der Jäger, welcher behauptete, ihn getroffen zu haben, näherte sich ihm, um seine Wunde zu untersuchen. Da richtete das Thier plötzlich wieder den Kopf auf und setzte sich in die kauernde Stellung zum Sprunge. Der Jäger hatte glücklicherweise die Geistesgegenwart, sich schnell unter seinen Elephanten zu flüchten. Wir ahmten Alle sein Beispiel nach und unsere Elephanten streckten ihre Rüssel auf eine dem Tiger Furcht, uns aber Muth einflößende Weise in die Höhe. Der Tiger aber erholte sich bald von dem ersten Schrecken; er schien keine Furcht mehr zu kennen und kein Bedürfniß mehr zu haben, als das der Rache; nur die Ungewißheit, wen er zum Gegenstande derselben machen solle, hielt ihn noch einige Minuten von seinem letzten Sprunge zurück, dann stürzte er, seine letzten Kräfte zusammennehmend, mit einem wüthenden Satze auf den Elephanten mit den Musikern. Ein Schrei, wie nur die Todesangst ihn auspreßt, ließ sich hören, und wir sahen das wüthende Thier, wie es das Bein eines Gongspielers mit seinen scharfen Zähnen zerfleischte. Ein kräftiger Dolchstoß zwang es, die ergriffene Beute fahren zu lassen. In demselben Augenblicke umwickelte es der von den Krallen desselben verwundete Elephant mit seinem Rüssel und schleuderte es mit Riesenkraft hoch in die Luft. Als es zur Erde fiel, hatte es keinen Athem mehr, es war völlig todt, aber auch der arme Musiker starb bald an den empfangenen Wunden, da Tigerbisse wie Schlangenbisse wirken.

Einundachtzigste Lektion. [LXXXI.]

197. Die Bremer Stadtmusikanten.

(Märchen von Gebrüder Grimm.)

1. Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollt' ihn der Herr aus dem Futter schaffen, aber der

Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen, dort, dachte er, kannst du ja Stadtmusikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen. „Nun, was jappst du so, Packan?" sprach der Esel. „Ach," sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen todt schlagen, da hab' ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brod verdienen?" „Weißt du was," sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen, dort Stadtmusikant zu werden, geh' mit und laß dich auch bei der Musik annehmen. Ich spiele die Laute, und du schlägst die Pauken." Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß eine Katze an dem Wege und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir denn in die Quere gekommen, alter Bartputzer?" sprach der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht," antwortete die Katze, „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar fortgemacht, aber nun ist guter Rath theuer: wo soll ich hin?" „Geh' mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden." Die Katze hielt das für gut und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Thor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein," sprach der Esel, „was hast du vor?" „Da hab' ich gut Wetter prophezeit," sprach der Hahn, „weil unserer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Hemdchen gewaschen hat und sie trocknen will; aber weil morgen zum Sonntage Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heut' Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Hals, so lang ich kann." „Ei was, du Rothkopf," sagte der Esel, „zieh lieber mit uns fort nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall; du hast eine gute

Stimme, und wenn wir zusammen musiciren, so muß es eine Art haben." Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle vier zusammen fort.

2. Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen und kamen Abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich hinauf, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da däuchte ihn, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht." Und der Hund sagte: „Ja ein Paar Knochen und etwas Fleisch daran, thäten mir auch gut." Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hellerleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, machte sich ans Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?" fragte der Hahn. „Was ich sehe?" antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein." „Das wäre was für uns," sprach der Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!" sagte der Esel. Da rathschlagten die Thiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber fortzubringen; endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie insgesammt auf ein Zeichen an, ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit

dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

3. Als die Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thür, die Katze auf den Heerd in die warme Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken, und weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Hause brannte, auch Alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen," und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand Alles still, ging in die Küche, wollte ein Licht anzünden, nahm ein Schwefelhölzchen, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthür hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an dem Miste vorbei rannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlafe geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „kikeriki!" Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „ach, in dem Hause sitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt; und vor der Thüre steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen; und auf dem Hof da liegt ein schwarzes Ungethüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen; und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: „Bringt mir den Schelm her!" Da machte ich, daß ich fortkam." Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiel's aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

198. Der Biber.

(Nach Milne Edwards.)

1. Der Biber, welcher vorzüglich Nordamerika bewohnt, wird zwei bis drei Fuß lang und ist unter allen Säugethieren das merkwürdigste seiner Geselligkeit und instinktmäßigen Betriebsamkeit wegen. — Die Zehen seiner Hinterfüße sind durch eine Schwimmhaut verbunden, welche den Vorderfüßen fehlt. — Vor fünfzig Jahren wurden allein von Quebec jährlich mehr als hunderttausend Biberfelle versandt. — Im Sommer lebt er einsam in einer Grube, die er sich an den Ufern der Seen oder Flüsse unter der Erde gräbt. Aber wenn der Winter herannaht, verläßt er diesen Aufenthaltsort, um sich zu seines Gleichen zu gesellen und mit ihnen gemeinschaftlich den Bau für den Winter aufzuführen. In den einsamsten Gegenden Nordamerikas, wo die Biber noch in zwei- bis dreihundert starken Gesellschaften vorkommen, entwickeln sie ihren ganzen Instinkt als Baumeister. Um ihre neue Burg zu bilden, wählen sie eine Stelle an einem See oder Fluß, der so tief ist, daß er unmöglich bis auf den Grund gefrieren kann; sie ziehen indessen im Allgemeinen das fließende Wasser vor, damit sie sich desselben zum Herbeischaffen des nöthigen Baumaterials bedienen können. Um den Wasserspiegel auf ein und derselben Höhe zu erhalten, beginnen sie mit der Errichtung eines festen Dammes, der sich nach beiden Seiten hin verflacht; sie geben ihm eine gebogene Form und führen die äußere

Krümmung gegen die Strömung hin auf, sie bauen den Damm mit unter einander verflochtenen Zweigen und Holzstücken, deren Zwischenräume mit Steinen und Erde ausgefüllt werden, und bewerfen die Außenseite mit einem dicken und dauerhaften Ueberzuge von Schlamm. Dieser kuppelförmige Damm, der auf den Grund gewöhnlich zehn bis zwölf Fuß breit ist, und welcher alle Jahre durch neue Bauten verstärkt wird, bedeckt sich oft mit einem üppigen Pflanzenwuchse.

2. Sind diese Arbeiten beendigt, so trennen sich die Biber in eine gewisse Anzahl von Familien, beginnen mit dem Bau ihrer neuen Burg, oder bessern ihre alte vom verflossenen Jahre wieder aus. Diese Hütten erheben sich am Damm oder am Ufer, und ihre Form ist beinahe oval; ihr Durchmesser ist inwendig sechs Fuß, und die Wände bestehen wie der Damm selbst aus Knüppeln und Reisig, die auf beiden Seiten mit einer schlammigen Decke überklebt sind. Die gewölbten Gemächer sehen dem Innern eines Backofens ähnlich. Es befinden sich in der Hütte zwei Stockwerke, das obere ist trocken und bildet die Wohnung der Biber, das untere hingegen steht unter Wasser und dient als Vorrathskammer für abgenagte Baumrinde und Wurzeln. Sie bringen sitzend ihre Nahrung mit ihren Vorderfüßen zu Munde wie die Eichhörnchen. Ihr Verkehrsweg mit der Außenwelt besteht nur in Einem Gange, dessen Oeffnung sich unter dem Wasser befindet

3. Man hat früher geglaubt, daß die Biber sich ihres eiförmigen Schwanzes wie einer Mauerkelle bedienten, um ihren Bau aufzuführen, es ist indessen gewiß, daß sie dazu nur ihre Schnauze und Vorderfüße gebrauchen.

4. Mit ihren außerordentlich starken Schneidezähnen beißen sie Stangen und selbst anderthalb Fuß dicke Baumstämme ab, zerschneiden sie in kurze Knüppel und schleppen sie fort. Wenn sich eine Biberkolonie am Ufer eines Flusses ansiedelt, so fällt sie das nöthige Holz oberhalb des für die Burg bestimmten Platzes, und schleppt es dann in den Fluß. Die Biber pfeifen laut, fallen mit starkem Geplätscher ins Wasser, und bedienen sich ihres Schwanzes als Steuerruder. Sie benutzen die Strömung, um das Holz fortzuflößen und lenken es dahin, wo sie es haben wollen. Diese Thiere schwimmen sehr schnell. Es ist ebenfalls

mit ihren Vorderfüßen, daß sie auf dem Grunde des Flusses die Erde zu ihren Bauten zusammenscharren und fortschieben.

5. Uebrigens gehören die Biber zu den Nagethieren. Sie führen ihre Werke mit außerordentlicher Schnelligkeit aus, und arbeiten nur des Nachts. — Ihr grauer Pelz wird sehr geschätzt und liefert das feinste Haar zu Hüten.

199. Der Buffalo oder Bison.

1. Das größte Landthier Nordamerikas, welches sehr schwer gezähmt werden kann, ist der zottige Buffalo oder Bison. Sein Kopf ist ganz in krause Haare versteckt, die als wollige Mähne über Halz und Schultern hinreicht und in dunkelbraunen Haarbüscheln unter den Leib herunterhängt. Die Stirne ist sehr gewölbt, die Hörner sind kurz, stark gebogen, das Auge wild und trotzig, und auf dem Vordertheil des Rücken hat er einen Buckel.

2. Einst schweifte er in unzähligen Heerden durch ganz Nordamerika. Jetzt ist er durch die vordringenden weißen

Ansiedler in die Prairieen des fernen Westens zurückgedrängt. Es kommen noch ungeheure Heerden von ihm vor, daß, von ihnen ganz bedeckt, so weit das Auge reicht, die Ebene schwarz und wimmelnd erscheint. Besonders gehen sie dem jungen Grase nach und ziehen von Norden nach Süden und wieder zurück, je nach der Jahreszeit. Die Stiere leben mit einander und die Kühe mit einander, doch haben diese immer einzelne Stiere unter sich.

3. Die Indianer der zahlreichen Stämme, welche die Prairieen des ungeheuren Länderstrichs zwischen dem Missouri Strom und dem Felsengebirge bewohnen, sind fortwährend auf der Bisonjagd. Sobald die Rothhäute Buffalos am Horizont erblicken, besteigen sie ihre Jagdpferde mit Pfeile und Bogen, Spieße oder Feuergewehre bewaffnet, und reiten durch Umwege so nah' als möglich an die Heerde heran, ohne von ihr bemerkt zu werden.

4. Ein zottiger Stier auf einem kleinen Hügel hebt den Kopf in die Höhe, schnüffelt in der Luft mit weit geöffneten Nüstern, brüllt und dreht sich rasch um: Die ganze Heerde von einigen Tausenden von Bisons hört zu grasen auf, geräth in Verwirrung und flieht.

5. Die kühnen Indianer treiben ihre Pferde an, verfolgen das Wild mit Hast und holen es nach wenigen Minuten ein; Kühe, Stiere, Pferde, Kälber, Alles drängt und schiebt sich durcheinander, es dröhnt der Boden, es klappern die Hörner der Bisons vom Zusammenstoß. Die Bogensehnen tönen, die Gewehre krachen, ein Buffalo fällt nach dem andern. Bald theilt sich die Menge, vereinigt sich wieder in kleinere Gruppen und bricht in das hohe Gras der Ebene ein, die ganze Heerde flieht mit ungeheurer Schnelligkeit. Die Indianer in ihrer Mitte gleichen Löwen, die mit erhobener Mähne auf den Nacken der Rinder daherspringen. Es donnert die Prairie von dumpfem Gebrüll und von vielen Tausenden von stampfenden Fußtritten. Du siehst Nichts als aufwirbelnde Staubwolken, welche die gefährliche und wilde Jagd verhüllen, aber ein Getöse wie das Brausen der Meereswogen dauert fort, entfernt sich immer weiter, dann wird es stille.

6. Nach einem Ritte von zwölf Minuten waren die Pferde erschöpft, die Heerde gewann einen Vorsprung und

die Jagd war zu Ende. Die vier Buffalojäger hatten dreißig Bisons erlegt, welche in ziemlich gleicher Entfernung und gerader Richtung von einander lagen, die blutige Bahn der berittenen Jäger bezeichnend. Ein zurückgebliebenes Buffalokalb stand seitwärts und blökte. Mehrere gebleichte Bisonschädel, die hier neben einem Buffalopfade auf der Prairie umherlagen, schienen anzuzeigen, daß dies ein besuchtes Jagdrevier der Indianer war.

7. Aber die aufgescheuchte Heerde eilt über eine mit wildem Salbei und niedrigem Kactus bewachsene Ebene fort. Ein großer Stier schießt auf dem Buffalopfade voraus und die Bisons folgen ihm blindlings, indem ihre Schwänze mit Haarbüscheln, wie kleine Fahnenstangen in die Höhe stehen. Jetzt erreichen sie einen Fluß und schwimmen hinüber: das Wasser wogt und staugt sich und nur ihre schwarzen Köpfe ragen hervor. Die Kälber, welche mühsam von den Kühen in den Fluß gelockt worden, halten sich dicht bei ihren Müttern, um nicht von den strömenden Fluthen mit fortgerissen zu werden. Endlich hat die Heerde auf dem entgegengesetzten Ufer neue Grasfluren betreten, und dem Feinde entronnen, lagert sie sich in ruhiger Sicherheit.

8. Der Indianer macht auch Jagd auf dieses Wild, wenn der Schnee tief liegt und von einer gefrornen Decke überzogen ist. Der schwere Buffalo mit seinen kleinen Hufen bricht nämlich stets tief in den Schnee, während der Indianer auf Schneeschuhen viel schneller als er über die gefrorene Decke hineilen kann.

9. Die Rothhäute ziehen den erlegten Bisons die Felle ab, schneiden ihnen die Zunge und den Fettbuckel heraus, und lassen das Uebrige für die Wölfe und Aasgeier liegen, wenn sie weit von ihrem Lager entfernt sind und Ueberfluß an Lebensmitteln haben.

10. Die Felle werden von den Frauen gegerbt und zu Kleidungsstücken benutzt. Der größte Theil der Pelze hingegen wird von den Indianern an die amerikanischen Pelzhändler gegen wollene Decken und andere Artikel verhandelt. Mehrere Hunderttausende von diesen Pelzen kommen alle Jahre in den Handel und werden meist wieder an die Chinesen verkauft. Der Buffalo ist ungefähr so groß wie ein Rind. Er ist das für die rothen Söhne der Prairieen, was für uns das Brot ist.

Zweiundachtzigste Lektion. [LXXXII.]

200. Der Hund im Zustande der Tollheit.

(Von A. B. Reichenbach.)

1. Der Hund ist leider einer schrecklichen Krankheit, der Toll- oder Hundswuth, unterworfen. Der Anfang dazu zeigt sich bei dem Hunde durch eine gewisse Niedergeschlagenheit. Er sucht die Einsamkeit, flieht Speisen und Getränke, brummt oder knurrt, statt zu bellen, läßt Ohren und Schwanz hängen, und scheint in einem Taumel zu sein, der seine Schritte ungewiß macht. Fremde Personen fällt er tückisch an; gegen seinen Herrn behält er noch immer eine gewisse Achtung und Liebe; noch ist sein Biß nicht tödlich, aber die Wunde ist doch schwerer zu heilen, als eine andere.

2. Nimmt die Wuth zu, so fängt der Hund zu keuchen an, streckt die Zunge heraus, schäumt und flieht das Wasser. Bald taumelt er, als ob er im Schlafe wäre; bald macht er einen Sprung und weicht dabei immer vom geraden Wege ab. Seine Augen sind trübe und thränend, die Zunge ist bleifarbig. Jetzt ist er auch seinem Herrn gefährlich. Zusehends wird er magerer, und die Wuth steigt, so wie er seinem Tode, der nun kaum 24 Stunden noch entfernt ist, zugeht. Diese Zeichen geben besonders der dem Haushunde eigenen laufenden Wuth voran, doch verräth sich diese nicht immer durch alle diese Zeichen. Weniger sichtbar sind die der fahrenden Wuth, die häufiger bei dem Jagdhunde vorkommt. Weder ein Schaum vor dem Rachen, noch ein gesenkter Schwanz verrathen sie, und Scheu vor dem Wasser bleibt zuweilen so ganz aus, daß der wüthende Hund freiwillig schwimmt. Bei beiden Arten von Wuth ist aber der Biß gleich gefährlich, er hat die fürchterlichsten Folgen und fordert die schnellste Hülfe, wenn der unglückliche Verwundete nicht eben durch dieselben Stufen der Wuth hindurchgehen soll.

3. Wird die Hülfe schnell geschafft, so wird die Krankheit höchst selten gefährlich. Der geringste Biß, der auch nur die Haut leicht ritzte, ohne daß Blut floß, die Berührung des Speichels, ja selbst der begeiferten Werkzeuge, womit der wüthende Hund erschlagen wurde, kann die trau-

rigsten Folgen haben. Ja, oft sollen sich die Folgen auch erst lange nach dem Bisse, z. B. bei sehr großer Hitze oder bei Ausbruch heftiger Leidenschaften zeigen. Die erste Erscheinung bei einem Gebissenen ist Schmerz an der verwundeten Stelle, die bald schwillt. Der Schmerz verbreitet sich immer weiter; Trägheit, unterbrochener Schlaf, unwillkürliche Seufzer und Traurigkeit folgen. Die Zufälle werden immer fürchterlicher. Qualvolle Herzensangst, gepresster, von Seufzern unterbrochener Athem, und endlich die kalten Schauer, die ihn beim Anblicke des Wassers und glänzender Körper ergreifen, die Vermehrung der Angst und das heftigste Zittern, wenn nur der geringste Tropfen Feuchtigkeit die Zunge berührt, sind die deutlichsten Zeichen der Wasserscheu.

4. Eine schwarze, zähe Feuchtigkeit geht durch Erbrechen von ihm. Das Fieber, die Hitze, das Irrereden vermehren sich. Jetzt streckt der Unglückliche die rauhe Zunge heraus, seine Stimme wird heiser, er gähnt häufiger, er lechst vor Durst, doch sowie man ihm Getränke reichen will, macht ihn meist die Wasserscheu wüthend. In seinem Munde häuft sich Speichel und er fühlt einen unwiderstehlichen Reiz, ihn gegen die Umstehenden auszuwerfen. Fürchterlich knirscht er mit den Zähnen, eiskalter Schweiß steht auf seinem Gesichte, er ist wüthend, und doch zeigt sein Streben, Anderen nicht zu schaden, sein Flehen ihn zu verlassen, daß er seiner Vernunft noch Etwas mächtig ist. Endlich naht sich unter Krämpfen und Engbrüstigkeit der unter diesen Umständen wünschenswerthe Retter,—der Tod. Bei der Zergliederung des Todten findet man die Werkzeuge zum Schlucken entzündet, den Magen voll von einer zähen galligen Feuchtigkeit, die Galle schwarz, die Schlagader voll, die Blutader leer, den Herzbeutel, die Eingeweide, das Gehirn, das Rückenmark trocken, und das Blut so flüssig, daß es kaum zum Gerinnen zu bringen ist.

Wenn Jemand von einem tollen Hunde gebissen wird, so muß man auf der Stelle die Wunde sorgfältig mit Wasser — wenn keine Lauge zu haben ist — auswaschen, mit ungelöschtem Kalk oder kaustischem Kali (Caustic potossa) ausbrennen und sofort einen Arzt rufen lassen.

Dreiundachzigste Lektion. [LXXXIII.]

201. Eine Jagd auf wilde Pferde.

(Nach Washington Irving.)

1. Um acht Uhr Morgens brachen wir auf. Zwei Stunden lang führte uns der Weg auf dem Kamm einer Anhöhe hin, die, mit dichtem Zwergholz bewachsen und hin und wieder von tiefen Klüften zerrissen, nur mit großer Beschwerde zu passiren war. Schon wollten wir müde werden, als um zehn Uhr etwa sich der Weg in ein von dem nördlichen Arme des Red River durchflossenes Thal senkte, dessen Schilderung nicht so wohl die Feder des Schreibenden als vielmehr den Pinsel des Malers verlangt. In einer Breite von ungefähr einer Stunde zog es sich hin, auf der einen Seite von den Hügeln, auf der andern von dem Flusse begrenzt, an dessen Ufer die Sycamoren mit ihrem glänzenden grünen Laube einen erquickenden Gegensatz zu den öden braunen Büschen und Bäumen in den Wäldern bildeten, die wir eben durchwandert hatten. In diesem Rahmen bildete das Thal eine einzige Prairie, die durch die Fülle von Blumen, welche sich trotz der herbstlichen Jahreszeit noch erhalten hatten, einem großen gestickten Teppich glich, auf dessen frischen Farben der Blick mit Entzücken weilte und über dessen weichen Grund man hinschritt, ohne Müdigkeit zu spüren. Hin und wieder standen Baumgruppen zerstreut, grade groß genug um dem Auge wohlthuende Ruhepunkte zu gewähren und doch nicht groß genug, um den Eindruck des Ganzen zu stören. Und damit dem Gemälde neben der Ruhe die Bewegung nicht fehle, zeigte sich rechts ein Haufen wilder Pferde, ruhig weidend ohne Ahnung von der ihnen bevorstehenden Gefahr, während zur Linken eine Schaar Bisons, theils weidete, theils in dem hohen prächtigen Grase in den Schatten der Sycamoren sich gelagert hatte. Einem Andern als einem Jäger hätte wohl das Bedenken aufsteigen können, ob es auch recht sei, in dieses köstliche Stilleben der Natur hineinzubrechen und diese Stätte des Friedens zu einer Stätte der Unruhe und des Sturmes zu machen.

2. Aber solche Gedanken fanden bei uns keinen Raum; wir waren froh die längst ersehnte Gelegenheit zur Jagd gefunden zu haben. Schnell wurde von den Führern des

Zuges ein Rath gehalten und nach kurzer Ueberlegung beschlossen, das „Umringen der Pferde" zu versuchen. Dies ist, wenn eine gehörige Anzahl gut berittener Jäger versammelt ist—denn nur von einer solchen darf es unternommen werden — eins der interessantesten Jagdstücke, die es giebt. Die Jäger breiten sich von einem bestimmten Mittelpunkte nach allen Seiten hin aus und bilden in Entfernung von etwa einer Stunde einen großen Ring, der sich immer enger zusammenzieht und in dem die wilden Pferde sich befinden. Dieses Schließen und Verengern des Ringes erfordert die größte Vorsicht und Sorgfalt, denn die Pferde der Prairieen spüren den Jäger in der Richtung des Windes in großer Entfernung, gerathen in Unruhe und durchbrechen dann oft den Kreis, noch ehe er sich gehörig gebildet hatte.

3. Ist man mit dieser Vorbereitung glücklich zu Stande gekommen, so reiten einige Jäger aus dem Ringe heraus, auf die Pferde zu, welche dann in entgegengesetzter Richtung davon jagen. Kommen sie aber an die Grenze des gegenüberstehenden Ringes, so reitet wieder ein Jäger hervor und zwingt sie eine andere Bahn einzuschlagen. Das geschieht an allen Punkten, wo sie sich dem Kreise nähern und so auf einer verhältnißmäßig eng begrenzten Strecke überall aufgehalten, zurückgetrieben, von einer Seite zur andern gejagt, werden sie zuletzt so müde, daß die Jäger nahe zu ihnen heranreiten und ihnen den Cariat*) über die Köpfe werfen können. Und doch wissen die schönsten und feurigsten Pferde diesen Augenblick, wo sich der Kreis öffnen muß, oft noch zum Durchbrechen zu benutzen, so daß meistens nur die von geringerem Werthe zurückbleiben und gefangen werden.

4. Wir formirten uns in drei Colonnen. Den Hügel entlang wurden 25 Mann, je 50 Schritte von einander entfernt, aufgestellt, an dem Flusse und am untern Ende des Thales jedesmal eine gleiche Anzahl, ebenfalls in denselben Entfernungen. Kein Mann aber aus einer dieser Abtheilungen sollte sich zeigen, bevor die Pferde nicht geradeswegs die Richtung dahin einschlügen und in ihre Nähe kämen. Wenn dann vom oberen Ende des Thales her einige Jäger, unter ihnen unsere beiden Mestizen†) und der

*) Cariat ist dasselbe, was in Mexico Lasso (Schlinge) heißt.

†) Abkömmlinge von einem Weißen und einer Farbigen.

Kreole,*) den Pferden in den Rücken gefallen wären und sie vor sich hertrieben, so sollten die beiden an dem Hügel und an dem Flusse aufgestellten Flügel mit ihren Endpunkten zusammenstoßen und den Ring schließen.

5. Der Plan war vortrefflich angelegt und die Ausführung ließ anfangs Nichts zu wünschen übrig. Die Aufstellung der Seitenflügel gelang vollkommen und der mittlere Flügel hatte sich schon quer durch das untere Ende des Thales hingezogen, als die wilden Pferde den Feind witterten. Sie warfen den Kopf in die Höhe, sogen mit geöffneten Nüstern die Luft ein, schnaubten, sahen sich um, wandten sich gegen den Fluß und zogen den Abhang eines kleinen Hügels hinunter. Jetzt hätte der getroffenen Anordnung gemäß ein Jäger aus der dort stationirten Abtheilung hervortreten und sie zurücktreiben müssen. Ehe das aber noch geschehen konnte, brach der oben erwähnte Kreole hervor, der auch hier seine Natur nicht verleugnete und hier so wenig wie bei andern Gelegenheiten mit Ruhe und Ueberlegung zu verfahren im Stande war. Er verdarb den ganzen Jagdplan. Statt wie ihm aufgetragen, ruhig an dem obern Ende des Thales hinaufzureiten und den Pferden in den Rücken zu kommen, brach er in dem Augenblicke, wo sie die Richtung nach dem Fluß einschlugen, aus dem Walde hervor, jagte wie toll über die Prairie ihnen nach, hinter ihm her die beiden Mestizen und etwa 30 von den Grenzern. Ueber den Hügel ging's hinüber, die Pferde wurden wild, wandten sich, sprengten durch ihre Verfolger und flohen mit Windeseile und Donnergepolter das Thal hinab. Vergeblich suchte die unten aufgestellte Linie die Flüchtlinge aufzuhalten. In der Angst vor den Jägern, die ihnen dicht auf der Ferse waren, brachen sie durch und nun schlossen sich auch die an den Seiten aufgestellten Abtheilungen der Jagd an. Im wildesten Galopp und mit dem furchbarsten Geschrei ras'ten sie über die Ebene, hier verlor der eine Jäger den Hut, dort der andere seine Sattel-Pistolen; bald stürzte hier Einer auf den glatten Rasen, bald streifte der Andere sich Kopf und Gesicht an den Zweigen. Die Bisons, welche ruhig im Grase gelegen hatten, richteten voll Staunen über das Ungewitter, welches das eben noch so friedliche Thal durchtobte

*) Ein von französischen Eltern in einer der Colonien geborner Mensch.

sich auf, sahen es einen Augenblick an und suchten gleichfalls ihr Heil in der Flucht. Das vermehrte nur den Knäuel der Verwirrung, zumal da das Thal gerade nach der Richtung hin, die die Pferde einschlugen, sich bedeutend verengete. Hier entstand ein nicht zu beschreibendes wildes Gewühl. Bisons, wilde Pferde, Jäger — Alles stürzte durch und auf einander und von dem Geschrei und den Stimmen der Menschen und Thiere hallten Thal und Wald wieder.

6. Endlich gelang es den Buffalos, eine Wendung seitwärts zu nehmen und ein Gebüsch am Ufer des Flusses zu gewinnen. Man achtete nicht weiter auf sie, sondern freute sich, ihrer los zu sein, da ihre schwerfälligen Gestalten bei der Enge des Weges die Verfolgung der Pferde hinderten. Diese jagten dann, ihre Verfolger dicht hinter sich, einen kleinen Hügel hinan. Mehrere von ihnen waren von besonderer Schönheit und zogen besonders die Jagdlust auf sich; einige entkamen glücklich, andere fielen den Verfolgern in die Hände. Unter ihnen befand sich eine prächtige schwarze Stute, die bei dem Erklettern des Hügels fehl trat und von zwei Jägern ergriffen wurde. Sie wehrte sich, biß, stieß mit den Vorderfüßen, aber der Widerstand war vergeblich; die verhängnißvolle Schlinge flog ihr über den Kopf und an zwei langen Leinen, die rechts und links von den beiden glücklichen Jägern gehalten wurden, führte man sie in das Thal zurück, jedesmal nach der einen Seite gezerrt, wenn sie nach der andern auszuschlagen versuchte.

7. Der Verderber des ganzen Spieles hatte noch mehr Glück, als er eigentlich verdiente. Ein schönes weißes Füllen, welches die Flucht nicht aushalten konnte, fiel über und wider sein Verdienst in seine Hände. Possierlich war es anzusehen, wie das Thierchen ausschlug, sich wälzte und auf alle Weise sich loszumachen suchte, und der kleine bewegliche Kreole bald vor ihm stand und es liebkoste, bald ihm auf den Rücken sprang und seinen Hals umfaßte, jetzt sich mit ihm balgte und zerrte, und dann wieder mit drohender Geberde es einzuschüchtern suchte. Auch ihm gelang die Zähmung seiner Beute, wie den beiden Andern. Schon nach zwei oder drei Tagen gingen sämmtliche eingefangene Pferde mit den Handpferden im Zuge und hatten der menschlichen Herrschaft sich gefügt.

202. Der alte Hans.

(Von F. C. Weidmann.)

1. Die Wachtfeuer*) lodern! bei ihrem Schein
sieht man ruh'n die bärtigen Krieger;
von Hand zu Hand geht der Becher mit Wein
und erfreut das Herz der Sieger.
Nur Einer sitzt stumm — ein alter Husar,**)
der sonst der Fröhlichsten Einer war, —
der spricht kein Wort — er verschmäht den Wein:
Was mag dem Kauz widerfahren sein?

2. Und der Feldherr reitet in stiller Nacht
durch die Gassen von weißen Gezelten;
er besichtigt die Posten,†) besucht die Wacht,
und ihr Jubel begrüßet den Helden.
Da trifft den alten Husaren sein Blick;
er hält das schäumende Roß zurück,
und sieht den alten Krieger an,
und spricht gar freundlich: „Was fehlt dem Mann?"

3. Der stellt sich gerade in Positur††)
und salutirt:‡) „„Halten zu Gnaden!
'S ist so zu sagen 'ne Dummheit nur,
ich schäme mich fast vor den Kam'raden!
Wir zogen heut' über die Alpenhöh',
da versank ich mit meinem Pferd in den Schnee;
ich ward gerettet, das Pferd ist hin,
und das liegt mir alleweil nun in dem Sinn!""

4. „„'s war nur ein Thier, das weiß ich schon,
da soll man sich nicht so geberden!
Doch, Herr General, in der ganzen Schwadron,‡‡)
unter all' den wackeren Pferden
ist kein's wie mein Hans! so fromm wie ein Kind,
so leicht auf den Füßen, — es lief wie der Wind.
Wenn's „Vorwärts!" hieß unter Kriegsgeschrei,
da war Keiner so schnell wie mein Hans dabei!""

---

*) Wachtfeuer; Feuer, an denen sich die wachenden Soldaten wärmen.

**) Husar; ein nach ungarischer Art gekleideter Soldat zu Pferde.

†) Posten; Schildwache.

††) Positur; die Haltung des Leibes.

‡) Salutirt; macht den bei Soldaten gebräuchlichen Ehrengruß.

‡‡) Schwadron; ein Trupp Soldaten zu Pferde.

5. „„Durch zwanzig Schlachten trug mich das Thier,
ihm dank' ich zweimal mein Leben,
und gleich einem Hündlein war es mir
so treu und gehorsam ergeben.
Auch hab' ich oft, wenn im Lager war Noth,
mit dem Hans getheilet mein letztes Brod;
und sprach ich mit ihm, so verstand er mich ganz,
ja, lacht mich nur aus, so war mein Hans!""

6. „„Oft, wenn ich am Posten stand in der Nacht,
vom eisigen Sturme durchschaudert,
da hab' von vergang'ner Gefahr und Schlacht
ich gern mit dem Pferde geplaudert;
und verstanden hat's mich, das schwör' ich hier,
es kehrte mit hellen Augen nach mir,
und nickte so freundlich und klug, als sei
seine Antwort: Da war ich ja auch dabei!""

7. „„Und heute, als in den Schnee sank das Thier,
und wir es nicht mehr konnten fassen,
da sah es zurück, so schmerzlich nach mir,
als spräch' es: Du kannst mich verlassen?
Es schnitt mir ins Herz, ich habe geweint,
als wär' mir gestorben ein Mensch, ein Freund,
und jetzt noch, sprech' ich davon, Gott weiß,
kommt's mir in die alten Augen ganz heiß."""

8. Und nicht ohne Rührung schauet der Held
des greisen Kriegers Bewegung,
stets hat ihn ein menschliches Herz beseelt,
und er achtet die menschliche Regung.
Des Kriegers Thräne ums treue Pferd
hat in seinen Augen den Mann nicht entehrt,
er tröstet den Alten mit güt'gem Wort,
und wendet sein Roß und will wieder fort.

9. Da schnaubet und keucht es herbei durch die Nacht,
und ein lediges Pferd kommt gesprungen;
der alte Hans ist's! wer hätt' es gedacht,
er hat aus dem Schnee sich gerungen;
nach eilt das Thier schnell dem Regiment,
von Niemand läßt es sich fangen und rennt
seinem Herrn entgegen, und wiehert vor Lust,
und legt seinen Kopf an des Greises Brust

10. Der stehet, und schaut, und weinet und lacht,
und weiß kaum, wie ihm geschehen!
Doch ein Auge glänzt durch die Sternennacht,
das Aug' kann sein Fühlen verstehen.
Und der Feldherr blicket ihn liebreich an:
„Gute Nacht denn jetzt, mein wackerer Mann!
Auf dem Schlachtfeld draußen, im Waffenglanz,
da seh' ich euch wieder, und euren Hans!"

Vierundachtzigste Lektion. [LXXXIV.]

203. Das Rennthier.

1. Wie im heißen Afrika und Arabien dürre und steinige Wüsten sich viele Meilen in die Länge und Breite erstrecken, durch welche dem Menschen nur das Kameel, das Schiff der Wüste, hindurchhilft, so erstrecken sich in Nordamerika an der Küste des Eismeers ungeheure Flächen, aber mit fast ewigem Schnee bedeckt, wild und unwirthlich, und doch hat Gott auch hier dem Menschen ein Thier gegeben, das ihm hindurch hilft, welches den Bewohnern dieser Einöden gerade das ist, was dem Araber oder Beduinen sein Kameel, nämlich das Rennthier.

2. Die Bewohner des hohen Nordens, wie die Eskimos, ein kleiner wilder Volksstamm Nordamerikas und Grönlands, leben von seinem Fleische und seiner Milch, bekleiden und schützen sich mit seinem Fell, aus seinen Knochen und Geweihen machen sie sich Messer, Pfeile und Werkzeuge, aus seiner Stirnhaut undurchdringliche Schuhe, aus seinen Sehnen Bogensehnen und Zwirn zum Nähen. Dabei ist es ihr Zug- und Lastthier, das sie, an den Schlitten gespannt, täglich im schnellsten Trabe 100 bis 120 englische Meilen weit führt, ja das Rennthier trägt die Tunguſen, ein sibirisches Volk, auf seinen Schultern, da sie es wie ein Pferd satteln.

3. Alle nordischen Völker haben ganze Heerden gezähmter Rennthiere, oft von vielen Tausend Stücken, mit denen sie als Hirtenvölker umherziehen, Sommers und Winters, denn die Rennthiere fressen kein Heu und dürres Futter, sie suchen sich ihre Nahrung selbst stets draußen. Unter der Schneedecke nämlich ist der Boden mit einem weiß-

grauen Moos überdeckt, dem Rennthiermoos, das seine Lieblingsnahrung ist, und wobei es trefflich gedeiht und fett wird. Es hat aber solch einen feinen Geruch, daß es das Moos 2 bis 3 Fuß tief unter dem Schnee wittert, den Schnee mit den vordern Zacken seiner Hörner locker reißt und mit seinen breiten, gespaltenen Hufen wegscharrt. Darum haben bei den Rennthieren, allein vom ganzen Hirschgeschlechte, die Weibchen auch Geweihe, wenn auch kürzere, als die Männchen.

4. Wenn ein Eskimo einspannen will, so legt er dem Rennthier einen Riemen aus behaarter Rennthierhaut um den Hals, zieht ihn unter den Beinen hindurch und bindet ihn als Strang an seinen Schlitten, und einen andern als Leitseil an das Geweih. Der Eskimo setzt sich ein, zieht über seine Beine dicke Rennthierfelle und schließt den Schlitten — der seines Kieles wegen mehr wie ein Nachen aussieht — und nun geht es in pfeilschnellem Trott über den Schnee, der unter den breiten gespaltenen Hufen, die ähnlich denen der Kühe sind, nicht einbricht.

5. Nun werdet ihr aber auch begierig sein, zu erfahren, wie das Thier aussieht. Es ist ein dunkelrothbrauner Hirsch, Winters weiß, fast so groß wie der canadische, der außen auf diesem Buche abgebildet ist, nur dicker und auf kürzeren Beinen, am Hals aber, den er wagerecht trägt, hat er eine Mähne. Sein Kopf sieht mehr einem Kopf vom Rindvieh ähnlich.

6. In der kalten Zone leben viele Hunderttausende im wilden Zustande, und wandern in ungeheuren Heerden im Winter südlich, im Sommer nördlich oder in die hohen Alpen hinauf.

7. Sie haben viele Feinde, ihr grimmigster aber ist eine Dassel oder Bremse; wenn sie die brummen und summen hören, da fliehen sie in größter Schnelle, wie ein Schwarm der Vögel, hinter dem ein Adler herschießt. Aber die Dassel fliegt den Rennthieren nach und ruht nicht, bis sie ihr Ei an ein Haar ihres Felles gelegt hat. Die Made beißt sich sofort in die Haut ein, und verursacht dem armen Thiere ungemein schmerzliche oft tödtliche Geschwüre. Man bekommt kein Rennthierfell, das nicht vielfach von diesen Maden durchlöchert wäre, die darin horsten, bis sie wieder zur Fliege werden.

8. Ihr Fleisch schmeckt sehr gut. Auch das Blut wird entweder frisch getrunken oder zu Blutwürsten verbraucht. Um es Alles zu bekommen, schlachtet man sie so, daß man ihnen ein Loch in der Seite bis durchs Zwergfell schneidet, mit der Hand hineinfährt und ihnen das Herz verletzt. Dann wird der Bauch aufgeschnitten und der Magen, die Familie kauert und knieet im Kreise herum und ißt mit Löffeln, was sie im Magen findet. Guten Appetit! wirst du sagen.

204. Der canadische Hirsch.

(Von Gleim.)

Siehe die Abbildung auf dem Umschlage.

Ein Hirsch bewunderte sein prächtiges Geweih
im Spiegel einer klaren Quelle.
„Wie schön es steht," sprach er, „recht auf derselben Stelle,
wo Königskronen stehn, — und wie so stolz, so frei!
Vollkommen ist mein ganzer Leib; allein
die Beine sind es nicht, die sollten stärker sein."
Indem er sie besieht mit ernstlichem Gesicht,
hört er im nahen Busch ein Jägerhorn erschallen,
schaut auf, sieht eine Jagd von dem Gebirge fallen,
erschrickt und eilt davon. Nun aber hilft ihm nicht
sein kronentragend Haupt, dem nahen Tod entfliehn,
nicht sein vollkommner Leib: Die Füße retten ihn;
sie reißen, wie ein Pfeil, die prächtige Gestalt
mit sich durchs weite Feld und fliehen in den Wald.
Dort aber halten ihn im vogelschnellen Lauf
an starken Zweigen oft die vierzehn Enden auf.
Er reißt sich los, er fleucht darauf,
lobt seine Beine nun, und lernet noch im Fliehn,
das Nützliche dem Schönen vorzuziehn.

205. Nützliche Lehren.

(Von Hebel.)

1. Einmal ist Keinmal. Dies ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprüchwörtern; und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechenmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens Einmal, und daran läßt sich Nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Le-

benlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: „Gott Lob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen;" und wenn der Dieb erhascht und gehängt wird, alsdann ist Einmal nicht Keinmal. Aber das ist noch nicht Alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist Zehnmal und Hundert- und Tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gemeiniglich gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprüchwort ein: Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.

2. Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er. Das sagt Mancher, und versteht's nicht. Den bösen Geist kann man eigentlich nicht an die Wand malen, sonst wäre es kein Geist. Auch kann er nicht kommen. Denn er ist mit Ketten der Finsterniß in die Hölle gebunden. Was will denn das Sprüchwort sagen? Wenn man viel an das Böse denkt und sich dasselbe in Gedanken vorstellt oder lange davon spricht, so kommt zuletzt die Begierde zum Bösen in das Herz, und man thut's. Soll der böse Feind nicht kommen, so mal' ihn nicht an die Wand. Willst du das Böse nicht thun, so denke nicht daran, wo du gehst und stehst, und sprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Lustiges wäre.

3. Mit den Wölfen muß man heulen. Das heißt: Wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie sie. Merke: Nein! das muß man nicht! Sondern erstlich: Du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg gehen. Zweitens: Wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du ihnen sagen: Ich bin ein Mensch und kein Wolf; ich kann nicht so schön heulen. Drittens: Wenn ein Fall kommt, wo du meinst, es sei nimmer anders von ihnen loszukommen, so kannst du ein- oder zweimal mitbellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen und anderer Leute Schafe fressen, sonst kommt zuletzt der Jäger und du wirst mit ihnen geschossen.

Fünfundachtzigste Lektion. [LXXXV.]

206. Der Wallfisch.

(Von F. P. Wilmsen.)

1. Nun laßt uns den Riesen unter den Bewohnern des Meeres und unter allen bekannten Thieren, den ungeheuren Wallfisch, betrachten, der ehemals, als man ihm Zeit ließ, völlig auszuwachsen, eine Länge von 120 Fuß und darüber erreichte, und jetzt noch 60 bis 70 Fuß lang gefunden wird. Mag er auch Fisch genannt werden, und vielleicht sonst dafür gehalten worden sein, er gehört doch ganz unstreitig zu den Säugethieren, denn er hat warmes Blut, gebiert lebendige Junge und säugt sie an Brüsten; ja, er ist auch in Ansehung des Körperbaues den Landthieren gleich, denn er hat eigentliches Fleisch und wahre Knochen, da hingegen die Fische nur Knorpel und Gräten und eine ganz andere Art von Fleisch haben. Die Haut ist glatt und ohne Schuppen. Die Gattungskennzeichen der Wallfische sind: Mangel der Zähne, und statt derselben im Oberkiefer hornartige Platten, mit einem scharfen Rande und mit Haaren besetzt, Barden oder Barten genannt, welche das bekannte Fischbein geben.

2. Der grönländische oder gemeine Wallfisch bringt es in der Mitte seines Körpers zu der ungeheuren Dicke von 40 bis 50 Fuß, und er würde also eine große Scheune ziemlich ausfüllen, wenn man ihm auch schon Kopf und Schwanz abgehauen hätte. Sein Gewicht schätzt man auf 100,000 Pfund. Die Flossen an der Brust haben nach Innen zu fünf ordentlich gegliederte Finger und förmliche Hand- und Armknochen. Da sie 10 bis 12 Fuß lang, auch ziemlich eben so breit sind, so könnt ihr euch wohl denken, daß er etwas Ordentliches damit ausrichten und tüchtig damit rudern kann. Sehr unförmlich wird der Wallfisch dadurch, daß sein Kopf beinahe den dritten Theil seines Körpers ausmacht. Die Augen dieses Seeungeheuers sind kaum noch einmal so groß, als Ochsenaugen, und mit beweglichen Augenlidern, Wimpern und Augenbraunen versehen. Oben auf dem Hinterkopfe stehen auf einer Erhöhung die beiden Luftlöcher oder Bläser, jedes ungefähr einen Fuß im Durchmesser. Die Haut ihrer Mündung, welche das Thier schließen und dadurch das

Eindringen des Wassers abhalten kann, ist sehr elastisch. Indem es dadurch Athem schöpft, läßt es ein dumpfes Brausen oder Blasen hören.

3. Das ungeheure Thier nährt sich auf eine unbegreifliche Weise von den kleinsten Seethieren, besonders von zwei kleinen Krebsarten und von Häringsbrut. Bei der unermeßlichen Menge jener Krebse und des Gewürms, womit das Meer unweit Spitzbergen angefüllt ist, braucht das Thier nur den Rachen zu öffnen, um mit einem einzigen Zuge Hunderttausende davon einzuschlürfen. Der Rachen des Wallfisches ist so groß, daß man, wenn das Thier getödtet ist, mit einem Kahne in den aufgesperrten Rachen fährt, und sechs bis acht Mann ganz bequem darin handthieren und die Barden, deren man 700 zählt, loshauen können; dagegen ist die Kehle so eng, daß man kaum mit einer starken Faust durchkommt. Die Zunge ist ein dickes Stück Speck, einige 1000 Pfund schwer, welches unbeweglich unten im Maule festliegt, und 10 bis 20 Tonnen Thran giebt.

207. Der Fang des Wallfisches.

Von J. P. Wilmsen.)

1. Der Fang geschieht mit Harpunen, d. h. mit großen, starken, eisernen Pfeilen, welche zwei starke Widerhaken haben, und an einem hölzernen Stiele befestigt sind. An der Harpune ist ein weißer, geschmeidiger, zäher Strick von dem besten Hanfe befestigt, und dieser ist wieder mit langen getheerten Tauen verbunden. Man wirft die Harpune mit der größten Gewalt in den Rücken des Wallfisches. Das verwundete Thier erhebt sich erst aus dem Wasser, schießt dann sogleich in die Tiefe, und nun kommt es darauf an, daß die Matrosen mit der größten Schnelligkeit das Tau von der Rolle ablaufen lassen, und sie, um Brand zu verhüten, beständig mit Wasser begießen.

2. Unter dem heftigsten Blasen aus den Luftlöchern kommt er nach einiger Zeit wieder zum Vorscheine, und eine zweite Schaluppe eilt ihm nach, um ihm einen zweiten Harpunenstich beizubringen. Zeigt er sich ermattet, und schwimmt er ruhig auf der Oberfläche, so stößt man ihm 12 Fuß lange Lanzen, womöglich hinter den Flossen

oder Finnen, vorwärts ins Herz und in die Lunge hinein. Jetzt äußert sich die ganze Kraft des Ungeheuers; mit dem Schwanze und den Flossen schlägt er wüthend um sich, das Meer schäumt von seinen Schlägen, und wehe der Schaluppe, welche ihm zu nahe kommt, er zertrümmerte oder versenkte sie mit einem Schlage. Jetzt treibt er hochaufathmend Strahlen von Blut in die Höhe, und stirbt bald darauf.

3. Nun besteigen ihn die Speckschneider mit großen Stiefeln, die unten mit langen Stacheln beschlagen sind, um das Herabgleiten zu verhüten. Mit großen Messern wird der anderthalb Fuß dicke Speck abgelöst, auf das Schiff hinaufgewunden und in Fässer gepackt; die Barden werden zum Fischbein abgelöst, und auch die Knochen der Kinnladen werden mitgenommen, da sie als Pfähle und Pfeiler sehr gute Dienste leisten. Die übrige Körpermasse fällt den Haien und den weißen Bären zur Beute anheim.

208. Sprüchwörter.

Jung gewohnt, alt gethan. — Böse Gesellschaft verderbt gute Sitte. — Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. — Wer Etwas kann, den hält man werth, den Ungeschickten Niemand begehrt. — Handwerk hat einen goldenen Boden. — Lügen haben kurze Füße. — Wer keine Gedanken hat, der muß Beine haben. — Lust und Liebe zum Ding macht Mühe und Arbeit gering. — Aller Anfang ist schwer, das Ende desto leichter. — Aus einem kleinen Funken wird oft ein großes Feuer. — Ehrlich währt am längsten. — Treue Hand geht durchs ganze Land. — Der Hehler ist so gut wie der Stehler. — Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen. — Eigenlob stinkt. — Morgenstunde hat Gold im Munde. — Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn. — Es ist nicht Alles Gold, was glänzt. — Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz. — Leere Tonnen klingen hohl. — Nach gethaner Arbeit ist gut ruhn. — Nicht mehr thun ist die beste Buße. — Wieder gut machen ist besser als zehn Vater unser. — Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. — Wer nicht hören will, muß fühlen. — Es ist Nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen.

Sechsundachtzigste Lektion. [LXXXVI.]

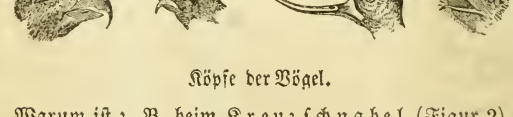
209. Die Vögel.

(Nach Milne Edwards und Oken.)

1. Die Vögel unterscheiden sich auffallend von den Säugethieren durch ihre Gestalt, ihren mit Federn bedeckten Körper und durch die Erzeugung ihrer Jungen aus Eiern. Der Körperbau der Vögel ist bei jeder Gattung auf das Zweckmäßigste dem Theile der Erde, welchen ihr der allweise Schöpfer zum Aufenthaltsort angewiesen hat, angepaßt.

2. Sehet z. B. auf die Taube, wie leicht sie mit ihren ausgebreiteten Flügeln in der Luft schwebt und sie durchschneidet; mit ihren langen Schwanzfedern lenkt sie ihren Flug wie mit einem Steuerruder. — Beobachtet den Adler, welche besondere Rücksicht auf die Art und Weise genommen ist, auf welche er seine Nahrung zu suchen hat: Er ist ein Raubvogel, deswegen groß und stark gebaut, sein Auge besitzt eine außerordentliche Sehkraft, und seine mächtigen Flügel tragen ihn durch die Luft mit der Schnelligkeit des Sturmes. Sein Schnabel (wie derjenige des Falken, Figur 1) ist hakenförmig gekrümmt, gleich einem Gartenmesser, scharf und stark, damit er erfolgreich auf seine Beute einhauen kann. Betrachtet seinen rauhen, mächtigen Fuß mit den spitzigen Zehen, (Siehe Fig. 1) wie zweckmäßig er zum Erfassen und Festhalten geschaffen ist.

3. Am Augenscheinlichsten läßt sich die möglichst größte **Zweckmäßigkeit des Körperbaus** bei den verschiedenen Klassen der Vögel durch Vergleichung der **Schnäbel** und **Füße** wahrnehmen.



Köpfe der Vögel.

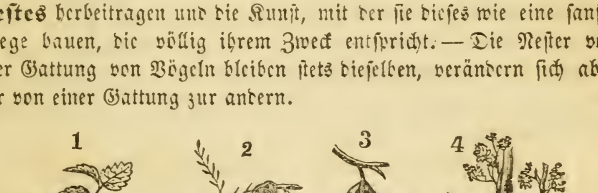
4. Warum ist z. B. beim Kreuzschnabel (Figur 2) die Unterkieferspitze über den Rücken des Oberkiefers so vorragend? — Damit er sich seines Schnabels gleichsam als Keil und Zange bedienen könne, um aus den schuppigen Tannenzapfen die Samenkerne herauszuholen, welche ihm zur Nahrung angewiesen sind. Bei dem Strandreuter (Figur 3) — einer Schnepfenart — ist der Schnabel schlank, biegsam und mit einem Tastwerkzeuge versehen, daß er in den Schlamm bohren,

seine Nahrung finden und sie herausziehen könne. Der Ziegenmelker (whippoorwill, Figur 4) hingegen ist ein Insektenvertilger und hat als Schnabel eine Art Fliegenfalle.

Füße der Vögel.

5. Wie merkwürdig ist der Unterschied zwischen dem Fuße des weißköpfigen Adlers (Figur 1), dem langen Stelzenbein und Lauffuße des Strandreuters (Figur 4), und wie auffallend unterscheidet sich des Adlers Fuß von dem Schwimmfuße der Enten (Figur 3)! Das Schneehuhn hat befiederte Füße sammt den Zehen (Figur 2), als Schutz gegen Kälte. So hat der liebe Gott für alle Geschöpfe gesorgt, ohne auch nur ein einziges zu übersehen!

6. Die Thiere sind besonders schwach in den ersten Tagen ihrer Lebenszeit; sie bedürfen Schutz gegen Wind und Wetter und deswegen hat der weise Schöpfer den Thieren den **Instinkt des Bauens** gegeben. Namentlich muß man die Vögel bewundern, mit welcher Ausdauer sie ein Bischen Material ums andere zur Errichtung ihres **Nestes** herbeitragen und die Kunst, mit der sie dieses wie eine sanfte Wiege bauen, die völlig ihrem Zweck entspricht. — Die Nester von einer Gattung von Vögeln bleiben stets dieselben, verändern sich aber sehr von einer Gattung zur andern.



Vogelnester.

7. Eines der merkwürdigsten Nester ist das vom Webervogel in Indien (Figur 2). Es ist flaschenförmig und hängt an einem so biegsamen Baumzweige, daß weder Affen, Schlangen noch Eichhörn-

chen dahin gelangen können, und um das Nest für seine Feinde noch unzugänglicher zu machen, hat der Vogel die Eingänge unten angelegt, so daß er selbst nur fliegend hineinschlüpfen kann. Es ist aus langen Gräsern gebildet und es befinden sich inwendig zwei Gemächer, wovon das eine für das Weibchen bestimmt ist, um darin die Eier auszubrüten, und das andere für das Männchen; das letztere belustigt das Weibchen mit seinem Gesange, während es seine Mutterpflichten erfüllt.

8. Ein anderes merkwürdiges Nest ist dasjenige des Schneidervogels in Westindien (Figur 3). Er sammelt nämlich von der Baumwollenstaude Baumwolle, spinnt sie mit Schnabel und Füßen zu einem Faden, näht damit ein abgestorbenes Blatt an ein grünes am Ende eines Zweiges zu einem Körbchen zusammen und läßt es vom Winde schaukeln. Auf diese Weise ist die Brut vor den Nachstellungen der Schlangen und Affen gesichert.

9. Das gesellschaftliche Zusammenleben ist bei den Vögeln seltener als bei den Säugethieren, man kennt jedoch eine Finkenart, den Republikaner (Figur 4), der sich in großen Schwärmen am Cap der guten Hoffnung unter einem gemeinschaftlichen Dache auf Bäumen aufhält, welches oft Hunderte von Nestern klumpenweise birgt.

10. Auch die Wanderungen der Vögel, die oft Tausende von Meilen betragen, und stets zur rechten Zeit Statt finden, verdienen unser Nachdenken.

11. Wer freut sich nicht über die prachtvollen Farben der Vögel? Sehet auf den Distelfink, Blauvogel, Rothspecht oder den Kolibri, wie verschwenderisch ihr Federkleid mit den glänzendsten Farben geziert ist, als wollte es mit dem Farbenspiel des Regenbogens wetteifern.

12. Aber vor Allem ist es der **Gesang** der Vögel, mehr als ihr äußerer Glanz und die Schönheit ihrer Bewegungen, welche die gefiederten Sänger der lichten Haine zu den Lieblingen der Menschen gemacht haben. —

13. Die allgemeinste Eintheilung der Vögel ist in drei Unterklassen: **A. Luftvögel, B. Landvögel** und **C Wasservögel.**—Diese werden wieder in 8 Ordnungen eingetheilt: **a. Raubvögel, b. Klettervögel, c. Singvögel, d. Tauben, e. Hühnerartige Vögel, f. Laufvögel, g. Sumpfvögel, h. Schwimmvögel.**

210. Lied der Vögel.

(Von E. Schulze.)

Von Zweig zu Zweig zu hüpfen,
durch Wies' und Busch zu schlüpfen,
zu ruh'n in weichen Grases Schooß,
das ist das Loos
der kleinen bunten Sänger;
je länger,
je lieber süßes Loos!

Schwebt nieder, blaue Lüfte,
o kommt, ihr Wiesendüfte,
ihr Schmetterlinge, tummelt euch
von Zweig zu Zweig
mit uns'rer Schaar zu spielen
im kühlen,
im säußelnden Gesträuch.

Im grünen Dämmerscheine,
im Labyrinth der Haine
erbau'n wir uns ein blühend Dach;
der klare Bach
uns zuzuhorchen zaubert
und plaudert
dann uns're Lieder nach.

Und wenn der Tag geschieden,
dann eilen wir zufrieden
zurück in uns'rer Mutter Schooß,
das ist das Loos
der kleinen bunten Sänger;
je länger,
je lieber süßes Loos!

211. Die Nachtigal.

Zwischen dickbelaubten Zweigen
sang mit süßem Schall,
keinem Klange zu vergleichen,
eine junge Nachtigal.

Horch! da tönte zart und leise
aus dem nahen Wald
einer ältern sanfte Weise,
und die junge schwieg alsbald.

„Warum schweigst du?" fragte jene
und die junge sprach:
„Schöner klingen deine Töne,
noch ist meine Kraft zu schwach."

„Darum horch' ich deinen Lehren,
spreche selber nicht." —
Möchten alle Kinder hören;
was das weise Alter spricht!

Siebenundachtzigste Lektion. [LXXXVII.]

212. Die Taube.

(Von Masius.)

1. Das Anmuthigste unter Allem, was Flügel trägt, ist unstreitig die Taube.

2. Sie ist ein lieber, frommer und schöner Vogel, sanft und arglos, voll zärtlicher Liebe und nach dem Glauben der Alten ohne Galle; ihr ganzes Sein und Leben ist friedlich und

ohne Schuld. Sie ist dem Menschen zugewandt und doch frei; ihre Farbe ist fein, oft leuchtend und jede Bewegung nett und lebensfroh in Flug und Zug.

3. Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit zeigt sich in ihrer Tracht. Die eine hat ein nettes Häubchen, eine zweite eine Perrücke, eine dritte trägt einen Kragen; diese kichert, jene trommelt und noch eine andere schlägt rugsend ihr Rad. Wie zierlich trippelt dort der kleine befranzte Fuß über den weißen Sand, wie neugierig blickt ihr röthlich Auge umher! Jetzt schwingt sie sich leicht und frei auf das vom glänzenden Strahle der Morgensonne beschienene Dach, wo der Tauber ihrer wartet und mit zärtlichem Kosen sie empfängt. Nun wird geschnäbelt und getändelt, geziert, gerugst und allerhand Kurzweil getrieben.

4. Schön und schnell ist der Flug der Taube; sie fliegt am schnellsten unter allen Vögeln, und dies ist ihr einziger Schutz gegen die Falken. Wenn der Raubvogel, dem menschlichen Auge kaum sichtbar, über dem Hofe schwebt, dann hat ihn die Taube schon erblickt, und ist ein Verbergen nicht möglich, so erhebt sich die ganze Schaar und steigt in dichtem Kreise auf.

5. Rascher und immer rascher dreht sich der Knäuel den Räuber zu verwirren. Dieser stößt herab, — verfehlt seine Beute, denn Blick und Stoß sind unsicher geworden; er versucht es ein-, zweimal, aber vergeblich, es bleibt ihm Nichts übrig als beschämt von dannen zu ziehen. Freilich ist der Ausgang oft auch ein anderer, ein blutigerer.

6. Man hat berechnet, daß die Taube innerhalb zehn Minuten eine Strecke von drei Wegstunden durchfliegt, und dieser außerordentlichen Flugkraft wegen ist die Taube schon in den ältesten Zeiten zum Eilboten für gute und böse Kunden, vorzüglich zum Briefwechsel gemacht worden.

7. Wie des Gatten so pflegt die Taube auch ihrer Jungen mit emsiger, zärtlicher Liebe; jedes Korn weicht sie ihnen im Kropfe auf, und verläßt das neugeborne, schüchterne Vögelchen den Schlag zum ersten Mal, so umflattert sie es fürsorgend von allen Seiten. Oft wird sie ein Opfer ihrer Liebe; man kann nicht ohne inniges Mitleiden sehen, wie diese treuen Thiere bei Feuersbrünsten sich mitten durch die Glut- und Dampfwirbel schwingen und in verzweifelten Flügen das Taubenhaus umkreisen, bis endlich der Brand ihren Fittich ergreift und sie in die Flamme hinabstürzt.

213. Kind und Taube.

(Von Hey.)

Kind: Taube, wie muß dir das wehe thun?
Zupfst aus der Brust die Federn nun?

Taube: Thut es auch weh', ich freu' mich d'ran,
daß ich ein Bettchen machen kann,
drinnen die Täubchen, mein Vergnügen,
können recht warm und weich dort liegen.

214. Der Blauvogel.

(Nach Wilson.)

1. Der Blauvogel findet sich in großer Zahl während des Winters in den südlichen Staaten von Nord-Amerika und kommt schon frühe, oft während noch der Schnee die Erde bedeckt, in die nördlichen Gegenden. Ja selbst mitten im Winter, wenn nur ein paar Tage hindurch mildes Wetter gewesen, treibt ihn die Liebe zu seinem alten Neste dahin und er erscheint dort, um einen sonnenhellen Tag durch seine anmuthige Gegenwart zu beleben.

2. Seine Liebe zu seinem Weibchen und sein Eifer, ihm zu gefallen, ist oft bemerkt und bewundert. So sagt ein aufmerksamer und richtiger Beobachter: Er gebraucht die zärtlichsten Ausdrücke, sitzt neben ihr und singt ihr seine lieblichsten Weisen. Sitzen sie neben einander und erspäht er dann ein Insekt, welches sie liebt, so erhascht er es, fliegt damit zu ihr, breitet seine Flügel über sie aus und steckt es ihr in den Schnabel. Kommt ein anderes Männchen in die Nähe, so greift er den Eindringling an, verfolgt ihn von Ort zu Ort mit Tönen, welche die Eifersucht seiner Liebe aussprechen, bringt ihn unter Schelten über die Grenzen seines Gebiets und kehrt dann zurück, um die Siegesfreude an der Seite seines geliebten Weibes in hellem Gesange erklingen zu lassen.

3. Im Sommer ist der Gesang des Blauvogels ein sanftes liebliches Trillern, begleitet von leisem Schlagen der Flügel; aber wenn die kalten Herbstwinde die Nähe des Winters verkündigen, geht er in eine klagende Weise über, als trauerte er über den nun nahe bevorstehenden Abschied von seiner geliebten nordischen Heimath. Kein Wunder, daß deshalb der Blauvogel von den Bewohnern der Gegend geliebt wird, daß der Landmann ihm gern ein kleines stilles Sommerhäuschen an einer geeigneten Stelle zurichtet, wo er zinsfrei wohnt. Das

vergilt er reichlich durch die Lieblichkeit seines Gesanges und durch das Wegfangen einer Menge von schädlichen Insekten.

4. In seinen Bewegungen und überhaupt in seiner ganzen Art hat der Blauvogel große Aehnlichkeit mit dem Rothkehlchen in Deutschland und hätte er – statt seines blauen – das dunkelolivenfarbige Gefieder dieses Vogels, so wäre er kaum von ihm zu unterscheiden. Gleich diesem ist er jedem Kinde bekannt und zeigt eben so viel Zutraulichkeit gegen die Menschen, indem er sich zu ihnen wie das Rothkehlchen gesellt.

215. Betrachtung über ein Vogelnest.

(Nach Hebel.)

1. Wenn du ein Nest von einem Finken in die Hand nimmst und betrachtest, was denkst du dazu? Getraust du dir, so eines zu stricken, wie er's mit dem Schnabel und den Füßen thut? Ich glaub's schwerlich. Ja! ich will zugeben: Der Mensch vermag viel. Ein geschickter Meister mit zwanzig feinen, künstlichen Instrumenten kann nach viel mißlungenen Versuchen zuletzt Etwas herausbringen, das einem Finkennest gleich sieht, und Alle, die es sehen, können es von einem wirklichen Nest, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. (Siehe Abbild. Seite 233, Nest des Distelfinks 1.) Alsdann bildet sich der Künstler Etwas ein und meint, jetzt sei er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel!

2. Und wenn ein wahrer Fink, wie du jetzt auch einer zu sein glaubst, dazu käme, und könnte dein Machwerk durchmustern, wie der Zunftherr ein Meisterstück, so würde er den Kopf ein wenig auf die linke Seite drücken und dich mit dem rechten Auge curios ansehen, und so er menschlich mit dir reden könnte, würde er sagen: „Lieber Mann, das ist kein Finkennest! Ich mag's betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest. So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was gilt's, du Pfuscher hast's selber gemacht!" Das würde zu dem Künstler sagen der Fink.

3. Alle Finkennester in der Welt sehen einander gleich, und das erste Nest, das ein Fink machte, ist schon so künstlich, wie das letzte. Auch hat's kein Fink vom andern gelernt. Jeder kann's selber; und sein erstes Nest ist ganz vollkommen, ohne Tadel, nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig d'ran und nicht zu viel, dauerhaft für den Zweck, wozu es da ist. In der ganzen Natur ist kein Lernplatz, nur lauter Meisterstücke finden sich hier.

4. Aber, was der Mensch zur Geschicklichkeit bringen soll, das muß er mit viel Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann, bekommt er manchen Rüffel von einem Meister, der selber keiner ist; denn kein menschliches Werk ist vollkommen.

5. Auch nicht der Vogel baut sein Nest, sondern der ewige Schöpfer thut es durch seine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel, bei blindem Naturtriebe, muß nur das Schnäbelein und die Füßlein und, so zu sagen, den Namen dazu hergeben. Deßwegen kann auch jeder Vogel nur einerlei Nest bauen, wie jeder Baum nur einerlei Blüthen und Früchte bringt; deßwegen kann auch der Mensch kein Vogelnest nachmachen.

6. Der ewige Schöpfer bereitet an seinem Orte jedem Geschöpfe die Wohnung, aber nicht auf gleiche Art, dem einen so, dem andern anders, wie es Zweck und Bedürfniß fordern; also hat er dem Menschen Etwas von seinem göttlichen Verstande in die Seele träufeln lassen, daß er ebenfalls nach seiner eigenen Ueberlegung für mancherlei Zwecke bauen und handthieren kann, wie er selber glaubt, daß es recht sei. Der Mensch kann ein Blockhaus, ein Waschhaus, eine Scheuer, ein Wohnhaus, einen Palast, eine Kirche bauen, und jedes nach anderer Weise; ein Fink aber kann nicht zweierlei Nester machen.

7. Dem Menschen hat der Schöpfer die Gabe verliehen, daß er in allen seinen Geschäften unten anfangen und sie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und eigene Uebung zu immer größerer Vollkommenheit bringen kann. Der Mensch ist also zum Fortschritt und für die Wissenschaft da. Das ist des Menschen Ehre und sein Ruhm!

216. Räthsel.

Zum Hof des Landmanns darfst du nur gehen,
wenn du mich heiter und lustig willst sehen.
Auf Häusern und Kirchen, hoch oben auf Thürmen,
da thron' ich zuweilen und trotze den Stürmen.
Hier mach' ich, gefesselt, in Lüften die Runde
und gebe willig den Fragenden Kunde.
Es rinnet durch mich der labende Wein,
wenn müde du trittst in die Schenke ein.
Sonst lernte kein Kind in Deutschland lesen,
daß ich nicht wäre dabei gewesen.

Achtundachtzigste Lektion. [LXXXVIII.]

217. Der weißköpfige Adler.

(Nach Audubon.)

1. Um dir, lieber Leser, einen Begriff von der Natur des edlen Vogels zu geben, der auf unserm National-Wappenschilde prangt, lade ich dich ein, zu der Zeit dich auf den Mississippi zu begeben und auf seinen Fluthen dich schaukeln zu lassen, wenn die Annäherung des Winters Millionen von Wasservögeln heranführt, die aus den nördlichen Gegenden fliehen, um ein milderes Klima zu suchen, in welchem sie die rauhe Jahreszeit hinbringen können.

2. Den Adler siehst du aufrecht auf der Spitze der höchsten Bäume nahe am Ufer des breiten Stromes sitzen. Sein glänzendes, scharfes Auge übersieht die ungeheuere Fläche. Aufmerksam lauscht er auf jeden Ton, den von fern her sein Ohr trifft, dann und wann wirft er einen flüchtigen Blick unter sich auf die Erde, damit auch nicht einmal der leichte Tritt des Hirschkalbes ihm entgehe. Sein Weibchen sitzt auf der anderen Seite des Stromes und mahnt ihn durch einen Schrei zur Ruhe und Geduld.

3. Bei diesem wohlbekannten Tone öffnet der Adler ein wenig seine breiten Schwingen, neigt seinen Körper Etwas vorwärts und antwortet in Tönen, die dem Gelächter eines Wahnsinnigen ähneln. Im nächsten Augenblicke nimmt er seine aufrechte Haltung wieder an und Alles rund umher ist wieder stille. Enten von allerlei Art ziehen mit großer Schnel-

ligkeit vorüber und folgen dem Laufe des Stromes, aber der Adler bemerkt sie nicht; sie sind ihm der Beachtung jetzt nicht werth.

4. Da wird der Schrei des wilden Schwans gehört, der gleich dem Schmettern einer Trompete daher tönt. Der Vogel ist noch fern, kommt aber näher. Ein Schrei des Adlerweibchens jenseits des Stromes läßt sich hören; es ist eben so wachsam als das Männchen. Der Adler schüttelt plötzlich den ganzen Körper und schlichtet mit wenigen Strichen des Schnabels sein Gefieder. Der schneeweiße Schwan ist jetzt in Sicht, sein langer Hals streckt sich weit vorwärts aus, sein Auge späht eben so wachsam umher, wie das seines Feindes, seine langen Schwingen scheinen nur mit Mühe die Wucht seines Körpers zu tragen, obgleich sie beständig hin und her schlagen. Jetzt kommt er näher. Der Adler hat ihn sich zur Beute ausersehen und während er sich gerade mitten zwischen dem furchtbaren Paare befindet, stürzt das Adlermännchen, zur Jagd völlig gerüstet, mit furchtbarem Schrei von seinem Sitze herab.

5. Jetzt ist der Moment gekommen in welchem man ihn in Entfaltung aller seiner Kraft sehen kann. Er gleitet durch die Luft gleich einem fallenden Sterne und fällt wie ein Blitzstrahl auf das geängstigte Thier, welches in Verzweiflung und Todesangst durch alle möglichen Bewegungen den Griffen seiner furchtbaren Klauen zu entgehen sucht. Er steigt in die Höhe, windet sich und möchte sich gern in den Strom stürzen, aber der Adler kommt ihm zuvor, denn er weiß wohl, daß seine Beute ihm dann entginge, und zwingt ihn in der Luft zu bleiben, indem er versucht, mit seinen Klauen ihn von unten zu fassen.

6. Bald giebt der Schwan die Hoffnung auf Rettung auf. Er ist zusehends schwächer geworden und seine Kraft sinkt immer mehr im Anblick der Stärke und Geschwindigkeit seines Gegners. Seinen letzten Athemzug thut er in dem Augenblicke, in welchem der furchtbare Adler seine Klauen in die untere Seite der Flügel schlägt und mit unwiderstehlicher Gewalt ihn in schräger Richtung auf das Land wirft. Hier stößt das Weibchen zu ihm; das königliche Paar wendet die Brust des unglücklichen Schwans aufwärts und sättigt sich an seinem Blute.

7. Fische liebt der Adler, doch selbst kann er sie nicht fangen, der Seeadler muß sie ihm schaffen. Auf den höchsten Bäumen am Gestade des Meeres sitzend beobachtet er mit funkelnden Augen und halb geöffneten Schwingen, wie dieser sich in das Meer stürzt und mit der Beute in den Fängen

wieder auftaucht. In diesem Augenblick wirft er sich herab, ein gewaltiges Tummeln und Ringen entsteht. Mit einem Schrei läßt der Seeadler den Fisch zuletzt fallen, auf den jener wie im Wirbelwind herabstürzt, ihn erfaßt, eben noch ehe er das Wasser berührt und schweigend ihn mit sich auf seinen luftigen Sitz trägt.

Neunundachtzigste Lektion. [LXXXIX.]

218. Der Strauß.

(Von Oland.)

1. Wer noch keinen Strauß gesehen hat, kann sich wohl keinen Begriff von seiner Größe und Stärke machen. Wenn ein solcher Vogel, dessen Heimath Afrika ist, hier bei dir im Zimmer wäre und seinen langen Hals ausstreckte, so würde er mit dem Kopfe an die Decke stoßen. Sein Lauf ist schneller als wie der eines galoppirenden Pferdes, besonders wenn er mit dem Winde läuft; denn dann greift ihm der Wind in die ausgespannten Flügel und treibt ihn dahin wie ein Schiff auf dem Meere.

2. Auf einem Pferde bist du vielleicht schon geritten, aber noch nie auf einem Vogel; und doch sah einst ein Reisender zwei zahme Strauße in einem afrikanischen Dorfe, auf denen die kleinen Negerkinder, wie auf Pferden, ritten. Auf dem Rücken des größeren saßen sogar zwei Knaben, und trotz dieser Last lief er mit Windesschnelligkeit mehrere Male um das Dorf. Dem Reisenden war dies ein so neuer Anblick, daß er ihn noch einmal zu haben wünschte, und, um die Stärke der Strauße zu erproben, mußten sich auf den Rücken des kleinern ein Mann, auf den des größern zwei setzen. So wie die Vögel das Gewicht fühlten, fingen sie an schnell zu laufen, und nach einer Weile breiteten sie die Flügel aus und eilten dann mit solcher Geschwindigkeit dahin, daß man kaum sehen konnte, wie sie den Boden berührten.

3. Aber selbst im gezähmten Zustande sind die Strauße für Unbekannte oft sehr gefährlich; sie laufen auf den Fremden zu, suchen ihn umzuwerfen, und sollte ihnen dies gelingen, so hacken sie mit dem Schnabel nach ihm, zerreißen ihn mit den Klauen, und der Tod kann davon die Folge sein.

4. Der Strauß legt in sein Nest 25 bis 30 Eier und die Sonne hilft sie ausbrüten. Ein Ei ist fast so groß wie der

Kopf eines Kindes; es ist drei Pfund schwer, und in die leere Schaale gehen 24 Hühnereier hinein. Die Hottentotten, welche an der südlichen Spitze von Afrika wohnen, machen oben ein Loch in ein Ei, stellen es, wie einen Topf ans Feuer und kochen es so.

5. Wenn der Araber einen Strauß jagen will, so besteigt er sein Pferd und folgt ihm im leichten Galopp. Wenn er es zu schnellerem Laufe anspornte, so würde das den Vogel bald so erschrecken, daß er auch seine äußersten Kräfte gebrauchte, und dann ist er nicht einzuholen. Er läuft immer im Zickzack, während sein Verfolger den geradesten Weg einschlägt, dadurch viel Zeit gewinnt und auch den Vogel weniger einschüchtert, als wenn er ihm auf Schritt und Tritt folgte. So geht es 2—3 Tage, bis der arme Strauß aus Ermüdung nicht mehr weiter kann, denn er ist lange nicht so stark und ausdauernd wie ein Pferd. Wenn ihm nun endlich die Kräfte fehlen, so wendet er sich um und greift seinen Verfolger wüthend an, oder er steckt seinen Kopf in den Sand und erwartet ruhig den Ausgang. So trägt Klugheit und Geduld den Sieg davon über bloße Schnelligkeit.

6. Die Haut des Vogels benutzt der Araber als Leder; das Fleisch dient ihm zur Nahrung. Mit den schönen Federn, welche im Schwanze und an den Flügeln des Straußes wachsen, treibt der Araber Handel.

219. Das Lied vom Papagei.

(Von Ernst Curtius.)

1. In der Orinoco-Wildniß *)
sitzt ein alter Papagei,
kalt und starr, als ob sein Bildniß
aus dem Stein gehauen sei.

2. Schäumend drängt durch Felsendämme
sich des Stroms zerriss'ne Fluth,
d'rüber wiegen Palmenstämme
sich in heit'rer Sonnengluth.

3. Wie hinan die Welle strebet,
nie erreichet sie das Ziel;
in den Wasserstaub verwebet
sich der Sonne Farbenspiel.

*) Orinoco heißt ein Fluß in Süd-Amerika.

4. Unten, wo die Wogen branden,
hält ein Volk die ew'ge Ruh';
fortgedrängt aus seinen Landen,
floh es diesen Klippen zu.

5. Und es starben die Aturen, *)
wie sie lebten, frei und kühn;
ihres Stammes letzte Spuren
birgt des Uferschilfes Grün.

6. Der Aturen allerletzter,
trauert dort der Papagei;
am Gestein den Schnabel wetzt er,
durch die Lüfte tönt sein Schrei.

7. Ach die Knaben, die ihn lehrten
ihrer Muttersprache Laut,
und die Frauen, die ihn nährten,
die ihm selbst das Nest gebaut:

8. Alle liegen sie erschlagen
auf dem Ufer hingestreckt,
und mit seinen bangen Klagen
hat er Keinen aufgeweckt.

9. Einsam ruft er, unverstanden,
in die fremde Welt hinein;
nur die Wasser hört er branden,
keine Seele achtet sein.

10. Und der Wilde, der ihn schaute,
rudert schnell am Riff vorbei;
Niemand sah, dem es nicht graute
den Aturen-Papagei.

Neunzigste Lektion. [XC.]

220. Von den Schlangen.

(Von Schubert.)

1. Die Schlangen sind unter allen Amphibien die ekelhaftesten und gefährlichsten. Denn außer dem, daß es unter ihnen welche giebt, die ganze Stiere, vielmehr Menschen verschlingen können, sind auch viele von ihnen so giftig, daß ihr

*) Indianer-Stamm in Südamerika.

Biß nach wenig Minuten tödten kann. Manche, besonders die ungiftigen, haben sehr bunte, mannigfaltige Farben.

2. Die Klapperschlange, die häutige, dürre Klapperstücken am Schwanze hat, ist eine der abscheulichsten und furchtbarsten unter allen Schlangen, sie lebt in Amerika und Afrika. Sie wird zuweilen 6 Fuß lang. Ihre tückischen Augen funkeln wie glühende Kohlen im Finstern, die schwarze gespaltene Zunge bewegt sich immer hin und her. Sonst ist die Farbe des Thieres traurig und häßlich grau. Zum Glück verräth sich die Nähe dieses furchtbaren Thieres, dessen Biß einen Menschen in wenig Minuten tödten kann, theils durch den abscheulichen Geruch, den eine solche Schlange von sich giebt, noch mehr aber durch das Klappern des Schwanzes bei jeder Bewegung. Ist es aber nasses Wetter, dann klappert sie nicht, und ist so am gefährlichsten. Zuweilen werden Menschen, die von Klapperschlangen gebissen waren, durch sorgfältige Auswaschung der Wunde mit Wasser oder Lauge und durch das Einnehmen einer großen Quantität von Branntwein (Whisky) wieder geheilt; aber die Anwendung dieses Mittels muß ohne Zeitverlust geschehen.

3. Die Riesenschlange ist schon viel buntfarbiger, auch nicht so giftig wie die Klapperschlange, aber ich möchte doch keine in meinem Hause haben und noch weniger eine anbeten, wie manche abgöttische Völker thun, die gerade nur das sklavisch ehren, was sie fürchten müssen, nicht wie wir, den Gott, der uns liebt und den wir dann wieder lieben. Denn sie wird in den heißen Ländern, in denen ihre Heimath ist, manchmal über 20 Ellen lang und so dick, daß schon Reisende, die durch Grasgegenden kamen, wo eine solche Schlange in der kühlen Zeit der Regenmonate erstarrt da lag, sie für einen dicken Baumstamm hielten, aber freilich erschrocken genug davon flohen, wenn sie bemerkten, daß sich der Baumstamm zu bewegen anfing.

4. Die Riesenschlange frißt nicht blos Menschen, sondern nimmt es auch mit dem großen afrikanischen Büffel und mit starken Tigern auf, und wenn sie solche Thiere erpackt und sie einmal mit ihren Windungen umschlungen hat, da hört man jene nur kurze Zeit dumpf brüllen und mit den Füßen um sich stampfen, dann wird aber gleich Alles still, und man hört nur das Krachen der Rippen, die ihnen die große Schlange zerdrückt, wie Rohrstäbchen, und dann das länglicht, wie eine Wurst zusammengequetschte Thier hinunterschlingt. Kolonistenleute, die ihre kranke zwölfjährige Tochter herausgelegt hatten an die Abendsonne, während sie drinnen das Abendessen

zubereiteten, hörten das Kind auch dumpf schreien, liefen heraus und sahen nun, wie eine solche, noch nicht sehr große Schlange das Kind schon im Rachen hatte. Der Vater zerhieb die Schlange mit dem Beil, aber das Kind war von den Umschlingungen und von den Zähnen derselben so übel zugerichtet, daß es doch sterben mußte. Wenn sich aber eine solche Schlange recht satt gefressen hat, dann liegt sie einige Zeit ganz still und kann sich gar nicht bewegen. Dann suchen sie die Neger oder Indianer auf und schlagen sie todt, ziehen ihr ihr buntes Fell ab und essen das Fleisch, das so schmecken soll, wie Schweinefleisch.

221. Kampf einer Schlange mit einem Vogel.

(Von C. Mücke.)

1. Es war einmal ein Sommertag und ich hatte mich unter einem Eichbaume hingelagert. Ein munteres, rothes Johanniskäferchen mit schwarzen, runden Flecken auf den Flügeldecken hatte sich eben auf meine Hand gesetzt; ich betrachtete es und freute mich darüber. Da raschelte es plötzlich gar nicht weit von mir im trockenen Laube, ganz leise nur, fast hätte ich's nicht gehört. Ich blickte hin, und was sah ich? Eine Schlange.

2. Etwa acht Schritte von mir entfernt stand ein Haselnußstrauch, und auf den ringelte die Schlange zu, leise, ganz leise durch das dünne, hohe Gras, so daß sich kaum die Halme bewegten. „Die hat etwas im Schilde!" dachte ich, denn ich sah's ihr an, wie vorsichtig sie jedes trockene Blatt vermied, das etwa rascheln könne, und ihre Augen funkelten und unverwandt nach dem Nußstrauche gerichtet waren. Jetzt sah ich's. Auf einem trockenen Zweige des Strauches, etwa zwei Fuß von der Erde entfernt, saß nämlich ein Vöglein, ein buntes, niedliches Finkenhähnchen, den Rücken der unbemerkt nahenden Schlange zugekehrt und schlug sorglos seine muntern Triller. Im ersten Augenblicke wollte ich aufspringen, den Vogel retten und die Schlange vernichten — und ich verzeihe mir heute noch nicht, daß ich's nicht gethan; aber die Wißbegierde des Naturforschers ließ mich das Mitleid unterdrücken.

3. Indem schlug der Vogel noch einmal sein munteres Lied sorglos und fröhlich in den Wald hinein. Da fuhr die Schlange schnell wie ein Blitz empor, daß ich selbst erschrak, und richtig, sie hatte das Vöglein erwischt, aber nur bei einem Fuße. Denkt euch die Angst dieses armen Thieres, wie es — vielleicht war dicht daneben das Nestlein seiner Lieben — flatterte und schrie, gefangen am Maule des Ungethüms.

4. Die Schlange zog den Finken nieder, und ich war sehr begierig, zu erfahren, was sie nun wohl mit ihm thun würde. Das sollte ich bald sehen. Die Schlange warf sich auf die Erde, rollte sich in einen Knäuel zusammen und versuchte den Vogel mit ihrem Leibe zu umschlingen. Das gelang ihr aber nicht; denn der Vogel flatterte so heftig, so gewaltsam umher, daß er immer wieder den glatten Ringen ihres Leibes entschlüpfte. Die Versuche dauerten eine geraume Zeit. Endlich mochte sie einsehen, daß sie ihn so nicht überwältigen könne; sie versuchte etwas Besseres. Sie schleppte ihre Beute, die gar kläglich schrie, nach einem Stamme des Strauches. Dicht an diesen legte sie ihren Kopf mit dem Vogel, wickelte nun ihren Leib um den Stamm und um den Finken zugleich und erdrückte ihn, indem sie sich zusammenschnürte. Noch einige Male zappelte und piepte der Vogel so kläglich, daß mir das Herz im Leib weh' that, dann — war er todt. Nun legte die Räuberin die sichere Beute auf den Boden und fuhr öfters mit dem Kopfe auf derselben umher, gerade wie es eine Spinne mit der gefangenen Fliege macht, wenn sie dieselbe mit ihren Fäden umschlingt. Sie bedeckte den Vogel mit einem weißlichen Schleime, wie dies alle Schlangen machen, damit erstens die Beute, die sie nicht zerreißen können, leichter in ihren Schlund hinabrutsche, und dann auch, daß dieser ätzende Schleim die Verdauung erleichtere.

5. Nachdem sie so das leckere Mahl zugerichtet hatte, begann sie es zu verzehren. Sie legte sich der Länge nach auf die Erde, mit dem Maule gerade vor den Vogel, nahm den Kopf desselben in ihren Rachen und würgte ihn langsam hinein. Dick schwoll ihr Leib davon auf und man sah es deutlich, wie der Vogel allmählig hineinrutschte. Dann kroch sie langsam davon.

6. Ich werde dies Trauerspiel nie vergessen; aber ich wünschte doch, ich hätte den armen Finken gerettet!

Einundneunzigste Lektion. [XCI.]

222. Die Forelle.

(Von W. Müller.)

1. In der hellen Felsenwelle
schwimmt die muntere Forelle;
und in wildem Uebermuth
guckt sie aus der kühlen Fluth,

sucht, gelockt von lichten Scheinen,
nach den weißen Kieselsteinen,
die das seichte Bächlein kaum
überspritzt mit Staub von Schaum.

2. Sieh' doch, sieh', wie kann sie hüpfen
und so unverlegen schlüpfen
durch den höchsten Klippensteg,
grad' als wäre das ihr Weg!
Und schon will sie nicht mehr eilen,
will ein wenig sich verweilen,
zu erproben, wie es thut,
sich zu sonnen aus der Fluth.

3. Ueber einem blanken Steine
wälzt sie sich im Sonnenscheine,
und die Strahlen kitzeln sie
in der Haut, sie weiß nicht wie.
Weiß im wohligen Behagen
nicht, ob sie es soll ertragen,
oder vor der fremden Gluth
retten sich in ihre Fluth.

4. Kleine muntere Forelle,
weile noch an dieser Stelle,
und sei meine Lehrerin:
Lehre mich den leichten Sinn,
über Klippen wegzuhüpfen,
durch des Lebens Drang zu schlüpfen,
und zu geh'n, ob's kühlt, ob's brennt,
frisch in jedes Element.

223. Die fliegenden Fische.

(Von Hebel.)

1. Im Meere giebt es Fische, die auch aus dem Wasser gehen und in der Luft fliegen können. Man sollte meinen, es sei erdichtet, weil bei uns so Etwas nicht geschieht. Aber wenn ein Mensch auf einer Insel wohnte, auf welcher er keine anderen Vögel, als Meisen, Distelfinken, Nachtigallen und andere dergleichen lustige Musikanten des Waldes könnte kennen lernen, so würde er es eben so unglaublich finden, wenn er hörte, daß es irgendwo ein Land gebe, in welchem Vögel auf dem Wasser schwimmen und darin untertauchen, und doch können wir dieses auf unsern Gewässern alle Tage sehen, und wir müssen daher auch nicht glauben, daß alle Wunder der Natur nur in

andern Ländern und Welttheilen seien. Sie sind überall, aber auf diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir sie von Kindheit an und täglich sehen.

2. Was nun die Fische und Vögel betrifft, so schwimmt freilich eine Ente nicht eben so wie ein Fisch, und ein Fisch fliegt nicht wie ein Storch, sondern damit hat es folgende Bewandtniß: Die Floßfedern an der Brust dieser Thiere sind sehr lang und mit einer weichen Haut überzogen. Mit Hülfe dieser kann sich der Fisch eine Zeit hindurch in der Luft erhalten. Aber erstlich: Das nutzt nicht länger, als diese Haut naß ist; sobald sie aber trocknet, fällt der Fisch ins Wasser zurück. Zweitens: Er geht nicht aus dem Wasser ohne Noth, fliegt nicht spazieren zur Kurzweil oder um seine Kunst zu zeigen, sondern wenn ihn ein Raubfisch verfolgt, dem er nicht mehr anders entrinnen kann; und darin ist er klüger, als mancher Mensch, der schon Hals und Bein gebrochen hat; denn der Fisch sagt: Man muß seiner Natur und seinem Stande getreu bleiben, so lange man kann, kein Wagstück treiben, wenn's nicht sein muß, nicht oben zum Fenster hinausspringen, wenn die Thüre offen steht.

3. Solche fliegende Fische geben den Schifffahrenden, die viele Wochen lang Nichts als Himmel und Wasser um sich haben, auf ihrer langwierigen Reise manche Kurzweil, besonders, wenn der Raubfisch, welcher sie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen nacheilt. Da sieht man eine seltsame Fischjagd in der Luft. Oft erhascht der Raubfisch seine Beute und zieht sie wieder in das Wasser hinab, oft entgeht sie durch Geschwindigkeit oder Glück. Manchmal ist noch ein ganz anderer Spaß zu sehen; denn gewisse Vögel fliegen über dem Wasser hin und her und stellen den Fischen nach, können ihnen aber Nichts anhaben, so lange diese daheim im Wasser bleiben, wohin sie gehören. Wenn aber ein solcher Luftkrieg zwischen ihnen angeht, so wird bald der Fliehende, bald der Feind, bald werden beide von dem Vogel, der das Fliegen besser versteht, erhascht und kommen ihr Leben lang nimmer ins Wasser, und dazu lachen die Schiffer.

4. Merke: Solcher Spaß, bei dem man aber lieber weinen, als lachen möchte, ist manchmal oft mitten auf dem trockenen Lande zu sehen, wenn z. B. zwei Brüder oder Verwandte Prozeß und Streit mit einander führen und ein Dritter dazu kommt und Beide des Vortheils beraubt, den Jeder von ihnen allein haben wollte und den Keiner dem Andern gönnte.

5. Merke: Wenn die Fische im Meere Händel haben, ist's lauter Freude für die losen Vögel in der Luft.

Zweiundneunzigste Lektion. [XCII.]

224. Die Seidenraupe.

(Nach Grube und Andern.)

1. Ihr habt doch gewiß schon von der Seidenraupe gehört — von der unsere Seide kommt — von dem wunderbaren Spinner in unscheinbarer Gestalt, der in China und Ostindien so viel Gespinnst liefert, daß die Kleider für mehrere Hundertmillionen Menschen daraus verfertigt werden können? Nun, das ist eben die Raupe, aus welcher der Seidenspinner, ein Nachtfalter, entsteht. Es giebt mehrere Geschlechter von der Seidenraupe. Die hier beschriebene Maulbeerbaumseidenraupe und die seit 1854 nach Europa aus Indien gebrachte Ailanthusseidenraupe gehören beide zu derselben Familie.

Der Ailanthusseidenspinner (5) in seinen Entwicklungsperioden (halbe natürliche Größe). Das Blatt des Ailanthusbaums (2.)

2. Der Maulbeerbaumseidenspinner ist dicker als dieser. Er hat gelb-weiße Flügel mit blaßbraunen Streifen, und kammartige Fühlhörner. Das Weibchen legt in einigen Tagen 300 bis 500 Eier (Fig. 1.), die so groß sind wie Hirsekörner. Durch eine Wärme von 68 bis 70 Grad Fahrenheit werden diese Eier in 6 bis 8 Tagen ausgebrütet. Die kleinen Räupchen, die erst weiß sind, dann braun werden und zuletzt einen schwarzen Kopf bekommen, wachsen schnell. Sie sind sehr gefräßig, wie

alle andern ihres gleichen, rühren aber Nichts an als die Blätter des weißen Maulbeerbaums (Fig. 2.), die einen gummiartigen Schleim enthalten, welcher der Urstoff der Seide ist. Sie häuten sich vier- bis fünfmal, und zwar beinahe jede Woche einmal.

3. So lebt und frißt nun diese Raupe (Fig. 3.) 6 bis 7 Wochen lang. Fünf bis acht Tage nach der letzten Häutung fängt sie endlich an, sich einzuspinnen, was sie vorher dadurch zu erkennen giebt, daß sie nicht mehr frißt, sondern mit Fäden im Maule und mit aufgerichtetem Halse unruhig umherläuft. Ihr Körper ist jetzt, gegen das Licht gehalten, so durchsichtig, wie eine reife weiße Weinbeere, und so weich wie Teich anzufühlen. Die Raupe hat längst dem Rücken zwei besondere Kanäle, in welchen sich der harzige Stoff sammelt, der an der Luft schnell erhärtet. Wenn sie nun spinnen will, so treten durch zwei Oeffnungen unter dem Munde kleine Tröpfchen dieser Materie hervor, die sie an irgend ein Blatt oder Reis anklebt. Dann bewegt sie den Kopf hin und her und zieht so die immer nachquellende Feuchtigkeit zu zwei höchst zarten Fädchen heraus, die sie aber in demselben Augenblicke mit Hülfe der beiden Vorderfüße zu einem Faden zusammendreht. Zuerst spinnt sie ein weitläufiges, verworrenes und durchsichtiges Gewebe, aus welchem die Floretseide*) kardätscht**) wird.

4. Den zweiten Tag zieht sie die Fäden um sich herum und bildet den eigentlichen Kokon (spr.: Kokongh, d. h. Seidenhäuschen, Fig. 4.), in dessen Mitte sie sich befindet. Ein solcher Kokon besteht aus einem einzigen Doppelfaden, der 1000 bis 1200 Fuß lang ist. Dies ist nun unsere Seide, die man nicht erst zu spinnen braucht, wie den Flachs oder die Baumwolle, denn das hat ja die Raupe schon gethan. Man darf nur 10 bis 12 Kokons mit einander abhaspeln und sie zwirnen. Läßt man aber der Puppe, die sich im Innern befindet, Zeit, sich in einen Schmetterling (Fig. 5.) zu verwandeln (wozu sie 14 bis 20 Tage gebraucht), so durchbricht der Schmetterling eine Hülle mittelst eines scharfen Saftes, der aus seinem Munde fließt und die Fäden auflöst. Der durchlöcherte Kokon kann dann nicht mehr abgewunden und benutzt werden. Um diesen Schaden zu verhüten, schiebt man die Kokons in einen mäßig heißen Backofen, wo die Puppen ersticken, oder man wirft sie in siedendes Wasser. So macht der Mensch die Wiege der Puppe zu ihrem Grabe.

*) Floret, das ist Seide von schlechter Qualität, die wieder gesponnen werden muß.

**) Kardätschen heißt mit einer Art Striegelkamm bearbeiten und reinigen.

5. Das Vaterland der Seidenraupen ist China und Ostindien. Dort leben sie auch wild auf den Maulbeerbäumen, die ganz mit Kokons behangen sind. Im J. 551 n. Chr. brachten zwei Mönche den Seidenspinner mit nach Europa, indem sie die Eier desselben in ihren hohlen Stöcken aufbewahrten. Gegenwärtig breitet sich in Italien, Frankreich und selbst in Deutschland der Seidenbau immer mehr aus. Allein in Europa und Amerika kann er nur in Zimmern betrieben werden, und erfordert große Mühe und Sorgfalt.

225. Die Welt im Wassertropfen.

(Von Schwarz.)

1. Ein Vater ging mit seinem Kinde nach einem fruchtbaren Sommerregen in den Garten. Da hingen alle Blumen voll Tropfen und dankten und lobten Gott mit ihrem lieblichen Dufte. Das Kind freute sich der verjüngten Natur und streckte die kleinen Händchen nach einem schönen Regenbogen aus, der sich über den ganzen Himmel spannte. — „Wie herrlich ist unser Vater da oben in seiner großen Schöpfung, wie preisen ihn alle seine Werke, der Regenbogen wie die erquickten Blumen, die wärmende und leuchtende Sonne am Tage, der silberne Mond und die funkelnden Sterne bei der Nacht. Wer zählet ihre Schaaren und wer nennt ihre Namen!" So sprach der Vater. —

2. „Aber, mein Kind," setzte er hinzu, „suche das Große nicht nur im Großen, denn auch in diesem kleinen Wassertropfen ist eine Welt, unendlich, wie jene dort oben." — Hierauf ließ er durch ein Vergrößerungsglas das Kind den Wassertropfen betrachten. „Was siehst du?" sprach er. „Ich sehe," sagte das Kind, „in einer großen hellen Kugel unendlich viele Würmchen, die alle voller Freude auf und nieder springen und sehr geschäftig sind. Woher kommen alle diese Geschöpfe, Vater? Sie sind so ganz verschieden gestaltet, und ihre Zahl scheint unermeßlich!" — „Das Alles," sprach der Vater, „hat Gott gemacht; unendlich sind seine Werke, im Kleinen wie im Großen, auch im Wassertropfen ist eine Welt!" —

226. Gottes Fürsorge.

(Nach W. Hey.)

1. Es ist kein Mäuslein so jung und klein,
es hat sein liebes Mütterlein,
das bringt ihm manches Krümchen Brod,
damit es nicht leidet Hunger und Noth.

2. Es ist kein liebes Vögelein
im Garten draußen so arm und klein;
es hat sein warmes Federkleid;
da thut ihm Regen und Schnee kein Leid.

3. Es ist kein bunter Schmetterling,
kein Würmchen im Sommer so gering,
es findet ein Blümchen, findet ein Blatt,
daran es frißt, wird froh und satt.

4. Es ist kein Geschöpf in der weiten Welt,
dem nicht sein eigenes Theil ist bestellt;
sein Futter, sein Bett, sein kleines Haus,
drinnen es fröhlich geht ein und aus.

5. Und wer hat das Alles so bedacht?
der liebe Gott, der Alles macht,
und sieht auf Alles väterlich,
der sorgt auch Tag und Nacht für mich.

227. Denksprüche.

1. Will der Blinde den Lahmen tragen,
so können Beide den Gang wohl wagen.

2. Wenn uns die Gelegenheit grüßt recht schön,
so sollen wir ihr danken und entgegen geh'n.

3. Wer hofft und meint, er hab's schon ganz,
der hat den glatten Aal beim Schwanz.

4. Was der Mann kann,
das zeigt sein Werk an.

5. Wer einen Menschen zum Guten bewegt,
der hat ein groß' Kapital angelegt.

6. Wer sein Haus baut mit Anderer Habe,
sammelt sich Steine zu seinem Grabe.

7. So arm ist kein Mann,
daß er sich nicht Tugend erwerben kann.

8. Gieb und erwirb zugleich! Es trocknet bald ein Fluß,
der nicht ersetzet wird durch starken Regenguß.

Siebenter Abschnitt.

Aus der Naturlehre.

Dreiundneunzigste Lektion. [XCIII.]

228. Die Lufthülle der Erde.

1. Die feste Erdkugel, wovon der größte Theil der Oberfläche mit Wasser bedeckt ist, wird bis zu einer gewissen Höhe von einem gasförmigen Meere umspült, das man Atmosphäre nennt.

2. Die verschiedenen Veränderungen, welche sich in diesem Luftmeere zutragen, hat man mit dem Namen Lufterscheinungen oder Meteore bezeichnet. Wenn diese Erscheinungen aus wässerigen Dünsten entstehen, so nennt man sie wässerige Lufterscheinungen; entstehen sie aus brennbaren Dünsten, die sich in der Luft entzünden, so heißen sie feurige; entstehen sie aber dadurch, daß die Lichtstrahlen in den wässerigen Dünsten oder in den Regentropfen gebrochen und zurückgeworfen werden, dann heißen sie glänzende Lufterscheinungen.

3. Die Atmosphäre ist die Region der Winde; ein unermeßlicher Behälter von Wasserdampf, der von der Erde als Dunst aufsteigt und sich in Wolken verdichtet, die dann den Himmel durch die Mannigfaltigkeit ihrer Gestalten und die Pracht ihrer Färbung verschönern, oder uns durch das Leuchten des Blitzes und den rollenden Donner in Erstaunen setzen. Bisweilen zertheilen sich die Wolken, bisweilen verdichten sie sich in Regen, Hagel oder Schnee, die Bedürfnisse der Erde mit dem Ueberflusse des Himmels befriedigend.

4. Die auf der Erdoberfläche befindlichen Gewässer, Bäume, Thiere u. s. w. geben fortwährend kleine Theilchen an die Luft ab, d. h. dünsten aus. Ein erwachsener, gesunder Mensch soll an einem warmen Sommertage 4 bis 5 Pfund, ein mittlerer Baum an 30 Pfund verdunsten. Die Sonne verwandelt täglich durch die Wärme ihrer Strahlen eine ungeheure Menge Wasser in feine Dünste.

5. Die Lufttheilchen werden von der Masse des Erdkörpers, wie von einem Magnet angezogen und dadurch verhindert, sich von der Erde aus in den Weltraum zu zerstreuen.

6. Die Atmosphäre hat nicht überall gleiche Dichtigkeit oder gleiche Schwere, sondern sie nimmt von unten nach oben fortwährend ab.

229. Das Gewitter.

1. Fern am Horizonte steigen
schwarze Wolkenmassen auf,
ängstlich alle Vögel schweigen,
hemmen ihres Fluges Lauf.

2. In den Pflanzen stockt das Leben,
wird verzehrt von heißer Luft,
Bäume neigen sich und Reben,
Blumen hauchen keinen Duft.

3. Schwüle liegt auf Berg und Thalen,
still ist's wie in einer Gruft,
stechend sind der Sonne Strahlen,
dringen in die Felsenkluft.

4. Horch, aus weiter Ferne wallet
schwer und dumpf ein grauser Ton;
dort aus dem Gewölke hallet
das Geroll des Donners schon.

5. Langsam nahn die düstern Schichten
wälzend, schwellend sich heran;
in den dunkelgrauen, dichten,
schau! da geht ein Kämpfen an.

6. Stürme brausen, Donner krachen,
Regen wühlt im Erdengrund,
Wolken öffnen ihren Rachen,
speien Feuer aus dem Schlund.

7. Fenster klirren, Häuser zittern,
nieder stürzt der Pappelbaum;
will die Erde gar zersplittern?
Stürzt der ganze Weltenraum?

8. Horch! durch Donner und durch Blitze,
durch des Regens lauten Fall
mahnet von des Thurmes Spitze
zum Gebet der Glocken Schall.

9. Leiser fließt der Regen nieder,
ferner hallt der Donner schon;
blauer Himmel kehret wieder,
und die Schrecken sind entfloh'n.

10. Abgekühlt sind nun die Lüfte,
was gesenkt war, blickt empor;
Feld und Wald haucht frische Düfte,
singend steigt der Vögel Chor.

11. Jede neugestärkte Blüthe
und das Lämmlein in dem Thal
preiset Gottes Macht und Güte
bei dem milden Sonnenstrahl.

230. Räthsel.

(Von Schiller.)

1. Von Perlen baut sich eine Brücke
hoch über einen grauen See;
sie baut sich auf im Augenblicke,
und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

2. Der höchsten Schiffe höchste Masten
zieh'n unter ihrem Bogen hin;
sie selber trug noch keine Lasten,
und scheint, wie du ihr nahst, zu flieh'n.

3. Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet,
so wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
und wer sie künstlich hat gefügt?

231. Die Electricität.

(Witters Unterrichtsbuch.)

1. Schon in der ältesten Zeit hatte man die Beobachtung gemacht, daß der Bernstein, wenn er gerieben wird, leichte Körperchen an sich ziehe und im Dunkeln leuchte. Da der Bernstein bei den Griechen Elektron hieß, so nannte man diese Eigenschaft, welche schon früh auch an Glas, Harz, Schwefel, Siegellack, Seide u. s. w. beobachtet wurde, Electricität.

2. Auch wenn man im Dunkeln einigemal mit der Hand über den Rücken einer schwarzen Katze hin und herstreicht, so springen Funken ab von dem Fell, und man vernimmt ein leises Knistern, dies ist Electricität. Zur bequemeren und genaueren Beobachtung erfand man eine Maschine, wo durch Umdrehen einer großen Glasscheibe, die sich an Leder-

kißchen reibt, viel Electricität in einem daran befindlichen Cylinder (d. h. Röhre) von Blech sich anhäufen läßt. Berührt man dann diese Röhre, so fährt unter Knistern ein Funke heraus und der Berührende fühlt einen Schlag durch den ganzen Körper, besonders in den Gelenken.

3. Wenn in schwülen Sommertagen sich dicke, schwarze Wolken anhäufen und ein Gewitter bilden, welches die Bedingnisse einer Electrisirmaschine in anderer Form besitzt, so sieht man oft einen zackigen Feuerstrahl daraus hervorbrechen, den Blitz, der beim Durchschneiden der Luft ein starkes Rollen, den Donner, verursacht. Schlägt der Blitz zur Erde nieder, so zündet oder zertrümmert er die stärksten Gebäude und Bäume, erstickt Menschen und Thiere.

4. Ein einfacher Bürger der Vereinigten Staaten war es, der vor der schrecklichen Gewalt des Blitzes Haus und Hof zu schützen lehrte — Benjamin Franklin hieß er und war aus Boston in Massachusetts; ein Buchdruckerlehrling anfangs, schwang er sich empor zu einem der größten Männer seines, aller Jahrhunderte und war nach Washington derjenige, der am meisten zur Freiheit seines Vaterlandes von englischer Herrschaft beitrug, so daß von ihm der Dichter sagen konnte: „Den Tyrannen entriß er das Scepter, dem Himmel den Blitz."

5. Franklin bewies nämlich zuerst, daß der Blitz Nichts anders sei, als was im Kleinen der electrische Funken ist, welcher der Electrisirmaschine entströmt. Er ließ nämlich (da man beobachtet hatte, daß Electricität sich gerne nach Metallen zieht) während eines Gewitters einen gewöhnlichen Papierdrachen steigen, in dessen Schnur ein Draht eingeflochten war — und siehe da! der Draht ward electrisch und sprühte Funken. So ward er der Erfinder des Blitzableiters. Es besteht derselbe aus einer eisernen Stange, die 5 — 6 Schuh hoch über den höchsten Theil eines Gebäudes, gleichsam wie eine Saugespitze, hervorragt; von derselben laufen starke Eisendrähte oder eine Eisenstange am Gebäude herunter in die Erde. Wenn der Blitz einschlägt — der Donner schlägt nie ein und ist ganz und gar ungefährlich, — so wird er von der Stange angezogen und folgt dem Laufe des Drahts oder der Stange in die Erde, ohne Schaden anzurichten.

6. Der Blitz trifft gewöhnlich hohe Gegenstände, daher ist es sehr gefährlich, sich während des Gewitters unter einen Baum zu stellen und es vergeht kein Jahr, wo nicht Landleute das Opfer ihrer Unwissenheit werden, indem sie bei einem Gewitter Schutz unter hohen Bäumen suchen, wo sie sich gerade der größten Gefahr aussetzen.

232. Die Wolken.

(Berlinisches Lesebuch.)

1. Es ziehen die luftigen Wolken
am Himmel dahin und daher,
hoch über den Ländern und Menschen,
hoch über dem wogenden Meer.

2. Bald weben sie glänzend und heiter,
von freundlichen Lüften geschwellt,
wie weiße Fahnen des Friedens,
hin über die blutige Welt.

3. Bald gießen sie labenden Regen
herab auf das blühende Land;
es kommt ja der Segen von oben
aus Gottes allmächtiger Hand.

4. Wohl streuen sie sprühende Blitze,
es hallet der Donner so laut;
doch schaut, wie der farbige Bogen
sich hoch in den Lüften erbaut.

5. Sie sind zwischen Himmel und Erde,
wie schützende Geister, gestellt;
sie schauen hinauf zu den Sternen,
sie blicken herab auf die Welt.

6. Sie wandern und ziehen von dannen
und haben kein bleibendes Haus,
und hauchen in perlenden Thränen
ihr Leben, das flüchtige, aus.

233. Räthsel.

(Von Schiller.)

Unter allen Schlangen ist eine,
auf Erden nicht gezeugt,
mit der an Schnelle keine,
an Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
auf ihren Raub sich los;
vertilgt in einem Grimme
den Reiter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen;
nicht Schloß, nicht Riegel kann
vor ihrem Anfall schützen;
der Harnisch — lockt sie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
den stärksten Baum entzwei;
sie kann das Erz zermalmen,
wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
hat zweimal nie gedroht,
es stirbt im eignen Feuer,
wie's tödtet, ist es todt.

234. Thau und Reif.

(Berlinisches Lesebuch.)

1. Was sind das für helle Tropfen, die man im Sommer des Morgens an allen Grashalmen wahrnimmt und die im Sonnenlichte glänzen, als wären sie die köstlichsten Edelsteine? — Das ist der Thau, den die Pflanze während der Nacht gleichsam aus der Luft saugt, der Wasserdunst, den die Luft an die Pflanze nur deßhalb absetzt, weil der Erdboden und vornehmlich die Pflanze viel kälter als die Luft ist. Wenn ihr des Abends nach einem warmen Tage nach Hause zurückkehrt, so erregt euch der Abendthau ein Gefühl von Feuchtigkeit, das euch gar nicht behaglich ist, und wenn euer Weg durch eine Wiese oder durch ein Kornfeld führt, so werdet ihr's an den Kleidern und an den Schuhen gewahr werden, wie reichlich sich der Thau schon auf die Pflanzen gelagert hat.

2. Im Herbste und Frühjahr gefriert oft der Thau, und dann nennt man ihn Reif.

235. Der Schnee.

1. Der Schnee entsteht, wenn die Wassertheilchen einer Wolke gefrieren; aber es müssen bei der Bildung des Schnees noch andere Ursachen mitwirken. Fangt nur mit einer Schiefertafel einige Schneeflocken auf und seht dann, wie regelmäßig jedes Flöckchen gebildet ist. Sechs Strahlen oder Nadeln von Eis laufen von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte nach verschiedenen Richtungen aus und bilden gleichsam das Gerüst eines sechseckigen Sternes; jeder Hauptstrahl ist mit kleineren Nadeln besetzt, die dem Ganzen ein gefiedertes Ansehen geben.

2. Der Schnee ist dem Landmann aus einem doppelten Grunde willkommen. Er dient, wie der Regen, zur Befruchtung des Landes, und schützt die junge Saat, die schon im Herbste zu keimen anfing, gegen den Winterfrost.

3. Zur Wiederbelebung erfrorener Menschen ist das Eingraben in Schnee eines der wirksamsten Mittel. Der Winter bauet fahrbare Straßen durch sumpfige, unebene Gegenden und erleichtert das Fortschaffen von

Baumstämmen, Steinen, Erz und andern schweren Produkten.

4. Aber auch schön macht der Schnee die Natur im Winter. Möget ihr gleich grüne Wälder und blumige Gefilde lieber sehen, so freut ihr euch doch gewiß auch, wenn Berg und Thal, Feld und Wald mit dem reinen, weißen Kleide angethan sind, und Alles im Sonnenstrahl flimmert und blitzt! Und kann man nicht auch, wenn Schnee liegt, Schlitten fahren oder Schneemänner machen, die gar possirlich anzusehen sind? Und das ist doch auch ein Vergnügen.

236. Die Gottesmauer.

(Von Brentano.)

1. Drauß vor Schleswig, an der Pforte
wohnen armer Leute viel.
Ach, des Feindes wilder Horde
werden sie das erste Ziel!
Waffenstillstand ist gekündet;
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Russen, Schweden sind verbündet,
brechen ein mit wilder Macht.

Drauß vor Schleswig, weit von Allen,
steht ein Hüttlein ausgesetzt.

2. Drauß vor Schleswig, in der Hütte
singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schooß ich schütte
alle meine Sorg' und Pein!"
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
zwanzigjährig, neuster Zeit,
hat, den Bräutigam zu schauen,
seine Lampe nicht bereit.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
singt das fromme Mütterlein.

3. „Eine Mauer um uns baue!"
singt das fromme Mütterlein,
„daß dem Feinde vor uns graue,
nimm in deine Burg uns ein!"
„„Mutter,"" spricht der Weltgesinnte,
„„eine Mauer uns ums Haus

kriegt fürwahr nicht so geschwinde
euer lieber Gott heraus!""

„Eine Mauer um uns baue!"
singt das fromme Mütterlein.

4. „Enkel, fest ist mein Vertrauen!
wenn's dem lieben Gott gefällt,
kann er uns die Mauer bauen,
was er will, ist wohlbestellt."
Trommeln rundidum rings prasseln;
die Trompeten schmettern d'rein:
Rosse wiehern, Wagen rasseln!
ach, nun bricht der Feind herein!

„Eine Mauer um uns baue!"
singt das fromme Mütterlein,

5. Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russen mit Geschrei
fluchen, lärmen, toben, zechen,
doch dies Haus gehn sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„„Mutter, uns verräth das Lied!""
Aber sieh'! das Heer vom Morgen
bis zur Nacht vorüber zieht.

„Eine Mauer um uns baue!"
singt das fromme Mütterlein.

6. Und am Abend tobt der Winter,
um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Laden, liebe Kinder!"
spricht die Alte und singt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
nun Kosakenpulke*) 'ran;
rings in allen Hütten liegen
sechzig, auch wohl achtzig Mann.

„Eine Mauer um uns baue!"
singt das fromme Mütterlein.

7. „Eine Mauer um uns baue!"
singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!"

*) Kosakenpulke heißen Schaaren von Kosaken, (russische Soldaten zu Pferd.)

Auf nach innen geht die Thüre;
nimmer käm' er sonst hinaus;
daß er Gottes Allmacht spüre,
liegt der Schnee wohl haushoch drauß.
„Eine Mauer um uns baue!"
sang das fromme Mütterlein.

8. „„Ja! der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter komm'
Gottes Wunder anzuschauen!""
spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundert vierzehn war es,
als der Herr die Mauer baut';
in der fünften Nacht des Jahres
hat's dem Feind davor gegraut.
„Eine Mauer um uns baue!"
sang das fromme Mütterlein.

Vierundneunzigste Lektion. [XCIV.]

237. Die Lauinen.

(Nach Friedrich Tschudi.)

1. Einen herrlichen, herzerhebenden Anblick gewähren die hohen Gipfel der Schneegebirge, die sich in blendend weißem Kleide in die blaue Luft erheben. Aber sie zeigen auch schreckbare Naturerscheinungen. Zu diesen gehören die Lauinen oder Lawinen, diese ungeheuren, donnernden Schneeströme, deren Anblick eben so erhaben, als ihre Gewalt furchtbar ist.

2. Lauinen sind Schneemassen, die ein großes Gebiet an steilen Abhängen bedecken, welche ins Rutschen kommen und mit fürchterlicher Gewalt in die Tiefe stürzen. Ihr habt wohl schon gesehen, wie im Winter der Schnee, wenn er tief ist, an steilen Dächern oder an Bergen herunter rollte oder rutschte. Dieser vom Dache rollende Schnee ist gleichsam eine sehr kleine Lauine.

3. Die Staublauinen sind gefährlicher als die Grundlauinen. Jene entstehen, wenn auf eine feste, harte Schneedecke große Lasten neuen, körnigen, losen Schnees fallen. Dieser hat, wenn die Abhänge etwas steil sind,

keinen Halt auf der untern Schneedecke; das Einstürzen eines kleinen Schneegesimses in der Höhe, der Tritt eines Hasen, ja das Schneebällchen, das von einem Strauche fällt und fortrollt, oder irgend eine Lufterschütterung bringt dies ganze neue obere Schneefeld in Gang.

4. Es rutscht, überwallt und stiebt auf. Das Dröhnen der Massen durch die klare Luft und der entstehende Windzug führt von allen Seiten neue Schneestürze herbei. Mit rasender Eile, mit immer furchtbarerer Wucht und dröhnendem Gepolter stürzt der Hauptstrom der Tiefe zu, hat schon die Holzregion als breite, hochgetürmte Sturmfluth erreicht, reißt Steine, Büsche mit sich und bricht krachend in den Wald. Du siehst Nichts als donnernde und sprühende Nebel; der Sturmwind eilt voran, die Bäume krachen, das Felsgestell bebt, — jetzt stürzt der Strom wasserfallgleich über Felswände in die Tiefe — die Bergspitzen hallen im Donner des Sturmes lange, bange Minuten nach, noch einen Schlag und ein zitterndes, dumpfes Gepolter, — — — dann ist es stille. — Die verheerende Staublawine hat Häuser fortgerissen, Mensch und Thier auf der Straße verschüttet und erdrückt und liegt jetzt nach ihrem Donnergange von fünftausend Fuß bewegungslos in dem Thale.

5. Wenn die tiefern Schneefelder durch die Sonnenwärme zusammenschmilzen und von den steilen Abhängen herunter rollen, so nennt man diese Erscheinung Grundlawinen.

6. Im Jahre 1689 bedeckten im Prättigau-Thale in der Schweiz zwei Lawinen 77 Menschen und 150 Häuser.

238. Der Bannwald bei Altorf in der Schweiz.

(Gespräch zwischen Vater und Sohn. Von Schiller: Tell.)

Knabe (zeigt nach dem Bannberg)

Vater, ist's wahr, daß auf dem Berge dort
die Bäume bluten, wenn man einen Streich
drauf führte mit der Axt. —

Vater. Wer sagt das, Knabe?

Knabe. Der Meister Hirt erzählt's. — Die Bäume seien
gebannt, sagt er, und, wer sie schädige,
dem wachse seine Hand heraus zum Grabe.

Vater. Die Bäume sind gebannt, das ist die Wahrheit.
Siehst du die Firnen dort, die weißen Hörner,
die hoch bis in den Himmel sich verlieren?

Knabe. Das sind die Gletscher, die des Nachts so donnern
und uns die Schlaglauinen niedersenden.

Vater. So ist's, und die Lauinen hätten längst
den Flecken Altorf unter ihrer Last
verschüttet, wenn der Wald dort oben nicht
als eine Landwehr sich dagegen stellte.

Knabe. Giebt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?

Vater. Wenn man hinuntersteigt von unsern Höhen,
und immer tiefer steigt, den Strömen nach,
gelangt man in ein großes, ebnes Land,
wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen,
die Flüsse ruhig und gemächlich zieh'n.
Da sieht man frei nach allen Himmelsräumen.
Das Korn wächst dort in langen, schönen Auen,
und wie ein Garten ist das Land zu schauen.

Knabe. Ei, Vater, warum steigen wir denn nicht
geschwind hinab in dieses schöne Land,
statt daß wir hier uns ängstigen und plagen?

Vater. Das Land ist schön und gütig wie der Himmel;
doch die's bebauen, sie genießen nicht
den Segen, den sie pflanzen.

Knabe. Wohnen sie
nicht frei, wie du, auf ihrem eignen Erbe?

Vater. Das Feld gehört dem Bischof und dem König.

Knabe. So dürfen sie doch frei in Wäldern jagen?

Vater. Dem Herrn gehört das Wild und das Gefieder.

Knabe. Sie dürfen doch frei fischen in dem Strom?

Vater. Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König.

Knabe. Wer ist der König denn, den Alle fürchten?

Vater. Es ist der Eine, der sie schützt und nährt.

Knabe. Sie können sich nicht muthig selbst beschützen?

Vater. Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen.

Knabe. Vater, es wird mir eng im weiten Land;
Da wohn' ich lieber unter den Lauinen.

Vater. Ja, wohl ist's besser, Kind, die Gletscherberge
im Rücken haben, als die bösen Menschen.

239. Der Palast von Eis.

(Von J. G. Fischer.)

1. In dem äußerst strengen Winter von 1740 befahl die Kaiserin Anna von Rußland, in St. Petersburg aus dem Eise der Neva einen Palast zu erbauen, und gab natürlich die Kosten dazu her. Derselbe erhielt eine Länge von 50½, eine Breite von 16½ und eine Höhe von 20 Fuß. Alle Stücke, deren man sich bediente, waren wie Quadersteine geformt und nach den Regeln der Baukunst auf einander gelegt, statt des Kalks gebrauchte man Wasser als Bindemittel; selbst Stühle und Tische, Schränke und Kommoden, Nägel, Schlüssel, Fensterscheiben u. dergl. bestanden aus Eis.

2. Vor dem Palaste sah man ferner zwei Bombenmörser und sechs gewöhnliche Kanonen mit ihren Lafetten aus derselben Masse. Daß aus diesen Geschützen gefeuert werden konnte, ohne sie zu zersprengen, liefert für die fast unglaubliche Härte des Eises bei strenger Kälte offenbar den deutlichsten Beweis. Anfangs schoß man zwar nur mit fest gedrehten hänfenen, zuletzt aber mit eisernen Kugeln. Die Ladung bestand gewöhnlich noch außerdem aus einem Viertelpfunde Pulver. Merkwürdig genug enthielt der Eispalast auch eine Badstube, die, was gewiß eure Bewunderung im höchsten Grade erregt, wirklich einmal geheizt worden ist.

3. Nach ungefähr zwei Monaten verschwand das kunstvoll aufgebaute Haus allmählig wieder. Außer einigen großen Stücken, welche in die kaiserlichen Eiskeller gebracht worden waren, verzehrte ihn nämlich gegen Ende März die angenehme Frühlingswärme.

Fünfundneunzigste Lektion. [XCV.]

240. Das Feuer von Baku.

(Von Lichtenberg.)

1. Die Stadt Baku oder Badku an der Westküste des kaspischen Meeres liegt in einer reizenden, bergigen Gegend, die seit alter Zeit wegen ihrer Naphta-Quellen berühmt ist. Dies Naphta oder Bergöl ist im reinen Zu-

stande weiß, sehr leicht und flüchtig und höchst entzündbar. Oestlich, ungefähr eine halbe Meile von einer der reichsten Oelquellen ist ein besonders merkwürdiger Ort. Er wird Atoschja oder Feuerort genannt. So wie man sich diesem Orte nähert, empfindet man schon einen starken Schwefelgeruch. Der Durchschnitt dieses Feuerortes beträgt etwas mehr als eine Werst (1 engl. Meile), und in der Mitte desselben sieht man eine starke gelbblaue Feuerflamme, welche des Nachts in vermehrter Größe erscheint. In einiger Entfernung von dieser Flamme haben die Gebern oder Guebern (das Feuer anbetende Indianer) und andere arme Leute kleine, steinerne Wohnungen errichtet. Der eine leere Bodenraum, welchen die Mauer einschließt, ist einen Schuh dick mit fetter Lehmerde dicht geschlagen, damit die Flamme in diesem Raume nicht durchbreche. Wo aber der Wirth des Hauses Feuer nöthig hat, daselbst hat er Löcher in dem Lehm gelassen, und wer nun, seine Speise oder seinen Kaffee zu kochen, Feuer bedarf, hält ein brennendes Licht oder ein Stückchen angezündeten Papiers über die Oeffnung, und sogleich steht eine Flamme da, die Jeder zu seiner Absicht besser als Holz- oder Kohlenfeuer zu behandeln weiß. Je kleiner die Oeffnung ist, mit desto größerer Heftigkeit bricht die Flamme hervor. Bei einer Oeffnung von zwei Zoll erreichte sie anfangs 3 Fuß und 10 Zoll Höhe und fiel hernach auf 2 Fuß 5 Zoll. Braucht man das Feuer nicht mehr, so bedeckt man die Oeffnung, nachdem man die Flamme mit dem Rockschooße oder einem Fächer ausgelöscht hat. —

2. Eben so bereiten sich die Einwohner in der Dunkelheit ihr Licht. In ein enges, in den Lehm gebohrtes Loch stecken sie ein Schilfrohr von beliebiger Höhe, nachdem sie ihm vorher inwendig und auswendig einen Ueberzug von Lehm gegeben haben, und zünden oben den Dunststrom an. Die Leineweber haben mehrere dergleichen Lichter um ihre Stühle stehen, die ihnen vollkommenes Licht geben und weiter keiner Unterhaltung und keines Putzens bedürfen. Auch braucht man im Winter nicht einzuheizen, denn es ist da immer so warm, daß man die Thüren beständig offen stehen läßt.

3. Außer diesem verzehrenden Feuer sieht man um Baku noch ein anderes, welches nicht zündet. Wenn nach

warmen Herbstregen die Abendluft ebenfalls warm ist, stehen die Felder um Baku in vollen Flammen. Oft scheint es, als rolle das Feuer in großen Massen mit unglaublicher Geschwindigkeit von den Bergen herab. Im October und November sieht man oft, bei heitern und mondhellen Nächten, das ganze westliche Gebirge von Baku mit blauem Feuer überzogen. Bei warmen und dunkeln Nächten überziehen unzählige, bald einzelne, bald zusammenhängende Flammen die ganze Ebene und die Gebirge sind alsdann dunkel. Oft erfüllt es das ganze Lager der Karawanen zum großen Schrecken der Pferde und Maulthiere. Dieses Feuer zündet nicht. Das trockene Gras und Schilf bleibt unversehrt, obgleich die ganze Gegend in Flammen zu stehen scheint; ja, wenn man mitten darin steht, so verspürt man nicht einmal Wärme. Dieses sogenannte Feuer ist also eine bloße Lufterscheinung und vom obigen durchaus verschieden.

241. Das Feuer.

(Von Schiller.)

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
und was er bildet, was er schafft,
das dankt er dieser Himmelskraft;
doch furchtbar wird die Himmelskraft,
wenn sie der Fessel sich entrafft,
einhertritt auf der eignen Spur,
die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
wachsend ohne Widerstand,
durch die volksbelebten Gassen
wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
quillt der Segen,
strömt der Regen
aus der Wolke, ohne Wahl,
zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!

Roth, wie Blut,
ist der Himmel;
das ist nicht des Tages Gluth!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule;
durch der Straße lange Zeile
wächst es fort mit Windeseile!
Kochend wie aus Ofens Rachen
glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
taghell ist die Nacht gelichtet;
durch der Hände lange Kette
um die Wette
fliegt der Eimer; hoch im Bogen
spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
der die Flamme brausend sucht;
prasselnd in die dürre Frucht
fällt sie, in des Speichers Räume,
in der Sparren dürre Bäume,
und als wollte sie im Wehen
mit sich fort der Erde Wucht
reißen in gewalt'ger Flucht,
wächst sie in des Himmels Höhen
riesengroß!
Hoffnungslos
weicht der Mensch der Götterstärke:
Müßig sieht er seine Werke
und bewundernd untergeh'n.

Leergebrannt
ist die Stätte,
wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
wohnt das Grauen,
und des Himmels Wolken schauen
hoch hinein.

Einen Blick
nach dem Grabe
seiner Habe
sendet noch der Mensch zurück —
greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers-Wuth ihm auch geraubt,
ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben
und sieh'! ihm fehlt kein theures Haupt.

242. Räthsel.

Aufwärts schweb' ich ohne Flügel,
schwebe über Thal und Hügel
in manchfaltiger Gestalt
und bin weder warm, noch kalt.
Ohne Blut und ohne Säfte
hab' ich dennoch manche Kräfte.
Ich kann wärmen, beißen, färben,
kann bewahren vor Verderben;
dabei bin ich, wunderbar,
eher, als mein Vater war.

243. Der Knabe und die Quelle.

(Von Krummacher.)

1. An eines Bächleins Quelle,
ein Knabe spielend stand,
er trug ein Stäblein in der Hand
und taucht' es in die Welle.
Und wenn es in die Welle sank,
das Stäblein schien gebogen,
und dann herausgezogen
erschien es wieder grad und schlank.

2. Das däucht dem Knaben wunderbar,
er sprach erzürnt zur Quelle:
„Du bist zwar klar und helle,
allein dein Börnlein, hell und klar,
hat mich getäuschet immerdar,
du hast mich schnöd belogen,
geh', bin dir nicht gewogen!"

3. Da tönte fein und helle,
ein Stimmchen aus der Quelle:
„Mein Kind, ich täusch' und trüge nicht;
dein eignes blödes Augenlicht
vermag nicht meiner Wellen Spiel
vollkömmlich durchzuschauen,
drum sollst du künftig nicht zu viel
dem eignen Blicke trauen."

244. Das Bächlein.

1. Du Bächlein, silberhell und klar,
du eilst vorüber immerdar.
Am Ufer steh' ich, sinn' und sinn':
Wo kommst du her? wo willst du hin?

2. „Ich komm' aus dunkler Felsen Schooß;
mein Lauf geht über Blum' und Moos;
auf meinem Spiegel schwebt so mild
des blauen Himmels freundlich Bild.

3. D'rum hab' ich frohen Kindersinn;
es treibt mich fort, weiß nicht wohin.
Der mich gerufen aus dem Stein,
der, denk' ich, wird mein Führer sein."

245. Sinnsprüche.

(Von Göthe.)

1. Eines schickt sich nicht für Alle!
Sehe Jeder, wie er's treibe;
Jeder sehe, wo er bleibe,
und wer steht, daß er nicht falle.

2. Wenn alle Leute wären gleich,
und wären allesammt auch reich,
und wären alle zu Tische gesessen,
wer wollte auftragen Trinken und Essen

3. Bedenke wohl, der äußere Stand
ist dir vom Menschen wohl bekannt;
doch was in seiner Brust sich regt,
und was er thut und was er trägt,
sieht oft kein Menschenangesicht;
d'rum schweige still und meistre nicht.

Achter Abschnitt.

Aus der

Welt-, Erd- und Völkerkunde.

Sechsundneunzigste Lektion. [XCVI.]

246. Der Himmel.

(Von Friedrich Rückert.)

1. Der Himmel ist, in Gottes Hand gehalten,
ein großer Brief auf azurblauem*) Grunde,
der seine Farbe hält bis diese Stunde
und bis an der Welt Ende sie wird halten.

2. In diesem großen Briefe ist enthalten
geheimnißvolle Schrift aus Gottes Munde,
allein die Sonne ist darauf das runde
Glanzsiegel, das den Brief nicht läßt entfalten.

3. Wenn nun die Nacht das Siegel nimmt vom Briefe,
dann liest das Auge dort in tausend Zügen
Nichts, als nur eine große Hieroglyphe:**)
Gott ist die Lieb' und Liebe kann nicht lügen!
Nichts als dies Wort, doch dies von solcher Tiefe,
daß kein Verstand kann der Auslegung gnügen.

247. Das Weltgebäude.

1. Wenn die Nacht ihren Schatten über den Theil der Erde, den wir bewohnen, ausgebreitet hat, zeigt sich unsern Blicken das Himmelsgewölbe in seiner Größe und Majestät. Die leuchtenden Punkte, womit es übersäet ist, sind so viele Sonnen in weiter Ferne, die von dem allmächtigen Schöpfer in den unermeßlichen Himmelsraum geschleudert sind. Fortwährend gehen neue

*) himmelblau.

**) Die noch nicht ganz entzifferte Schrift der alten Aegyptier.

Sterne auf und unter, die seit Jahrtausenden ihren stillen Lauf fortsetzen, ohne je aus ihrer Bahn zu kommen.

2. Es drehen sich um diese Sonnen Planeten (Wandelsterne) wie unsere Erde, von Monden begleitet.

3. Zuweilen zeigt sich uns am Himmel ein Komet (Schweifstern) mit langem glänzenden Schweife, der in rascher Bewegung um die Sonne rollt.

4. Die Gesammtheit dieser Himmelskörper, die sich wahrscheinlich um eine große Centralsonne dreht, wird in verschiedene Systeme eingetheilt. Jedes System hat in seiner Mitte einen Fixstern (Sonne), der durch sein eigenes aus sich selbst erzeugtes Licht scheint, und um ihn bewegen sich regelmäßig Planeten, welche mit mehr oder weniger Glanz das von dem Fixstern geborgte Licht zurückstrahlen. Um diese Planeten nun drehen sich Nebenplaneten (Trabanten oder Monde), welche die Planeten in ihrem Laufe um den Fixstern begleiten.

5. Und in welcher Entfernung von einander befinden sich diese Fixsterne?

6. Wenn von dem, außer unserer Sonne uns am nächsten stehenden Fixstern Sirius eine Kanonenkugel auf uns abgeschossen würde, so müßte sie 600,000 Jahre fliegen, ehe sie zu uns käme. Wenn wir uns nun auf den Sirius versetzt denken, und wir würden von dort in derselben Richtung in den Himmelsraum hineinblicken, so würden wir in noch größerer Entfernung andere Sonnen leuchten sehen, und wir könnten ewig so fortfahren, ohne an das Ende des Weltgebäudes zu gelangen. — Unser Verstand steht da still, wir können den Begriff der Unendlichkeit nicht fassen.

7. Wenn wir diese Sonnen betrachten, deren Zahl wahrscheinlich die der Sandkörner übersteigt, welche das Meer an seine Ufer spült, begleitet von einer noch größeren Anzahl von Planeten und Nebenplaneten, alle in rascher Bewegung und dennoch regelmäßig harmonisch seit Jahrtausenden ihre Bahn verfolgend, wenn wir dies Alles betrachten, dann möchte man mit dem königlichen Dichter singen:

8. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündiget seiner Hände Werk."

Siebenundneunzigste Lektion. [XCVII.]

248. Unser Sonnensystem.

1. Laßt uns das Sonnen- oder Planetensystem betrachten, welchem wir angehören, das einzige, welches uns zugänglich ist, darnach können wir die Natur der andern Sonnensysteme beurtheilen.

2. Unsere Sonne, der Licht und Wärme spendende Körper, steht in der Mitte und dreht sich bloß um sich selbst, die Planeten aber – wie unsere Erde – sind an sich wahrscheinlich dunkle Körper, laufen in fest bestimmten Bahnen um die Sonne, drehen sich bei diesem ewigen Kreislaufe in gewissen kürzeren Zeitabschnitten zugleich höchst regelmäßig um sich selbst, und empfangen ihr Licht von der Sonne.

3. Es wandeln um unsere Sonne (so viel man bis jetzt weiß) 50 Planeten und 21 Monde. Die hauptsächlichsten Planeten heißen: Merkur, Venus, Erde, Mars, Vesta, Juno, Pallas, Jupiter, Saturn und Uranus. Gleich wie die Erde von einem Gestirn, das die Nächte so prächtig erleuchtet, dem Monde, begleitet wird, so haben auch andere Planeten dergleichen stete Begleiter, und zwar der Jupiter hat vier, der Saturn acht und der Uranus sechs Monde.

249. Der Sonnenaufgang.

(Berlinisches Lesebuch.)

Kommt, Kinder! wischt die Augen aus,
es giebt hier was zu sehen,
und ruft den Vater auch heraus: —
Die Sonne will aufgehen.
Wie ist sie doch in ihrem Lauf
so unverzagt und munter!
geht alle Morgen richtig auf
und alle Abend unter,
und geht und scheinet weit und breit,
in Schweden und in Schwaben,
bald kalt, bald warm, zu jeder Zeit,
wie wir es nöthig haben.
Von ungefähr kann das nicht sein,

das könnt ihr doch wohl denken;
der Wagen da geht nicht allein,
ihr müßt ihn zieh'n und lenken.
So hat die Sonne nicht Verstand,
weiß nicht, was sich gebühret;
d'rum muß wer sein, der an der Hand
gleichwie ein Lamm, sie führet.

250. Die Sonne.

(Von Hebel.)

1. Die Sonne, so nahe sie zu sein scheint, wenn sie früh hinter den Bergen in die frische Morgenluft hinauf schaut, so ist sie doch über zwanzig Millionen Meilen weit von der Erde entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinder aussprechen, als erwägen und ausdenken läßt, so merke: Wenn auf der Sonne eine große scharf geladene Kanone stände, und der Konstabler, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen andern Menschen als auf dich, so dürftest du deswegen in dem nämlichen Augenblick, als sie losgebrannt wird, noch herzhaft anfangen, ein neues Haus zu bauen, und könntest darin noch lange Zeit ruhig essen und trinken und schlafen. Denn wenn auch die Kugel in schnurgerader Richtung und immer in gleicher Geschwindigkeit fort und fort flöge, so könnte sie doch erst nach Verlauf von fünfundzwanzig Jahren von der Sonne hinweg auf der Erde anlangen, so doch eine Kanonenkugel einen scharfen Flug hat und zu einer Weite von 600 Fuß nicht mehr als den sechszigsten Theil einer Minute bedarf.

2. Daß nun weiter die Sonne nicht bloß eine glänzende Fensterscheibe des Himmels, sondern wie unser Erdkörper eine schwebende Kugel sei, begreift man schon leichter. Aber wer vermag mit seinen Gedanken ihre Größe zu umfassen, nachdem sie aus einer so entsetzlichen Ferne solche Kraft des Lichts und der Wärme noch auf die Erde ausübt, und Alles segnet, was ihr mildes Antlitz bescheint! Der Durchmesser der Sonne ist 114 Mal größer, als der Durchmesser der Erde, der doch auch schon 8000 engl. Meilen beträgt. Aber im Körpermaß beträgt ihre Masse anderthalb Millionen Mal so viel, als die Erde. Wenn sie inwendig hohl wäre, so hätte nicht nur unsere Erde in

ihr Raum, auch der Mond, der doch 230,000 Meilen von uns absteht, könnte darin ohne Anstoß auf- und untergehen; ja, er könnte noch einmal so weit von uns entfernt sein, als er ist, und doch ohne Anstoß um die Erde herum spazieren, wenn er wollte. So groß ist die Sonne, und geht aus der nämlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Mohnsamkörnlein in seiner Schale bildet und zur Reife bringt; Eines so unbegreiflich, wie das Andere. Denn sollten wir eine Sonne, oder ein Mohnsamkörnlein machen mit einem fruchtbaren Keim darin, uns wäre Beides gleich unmöglich.

3. Lange nun glaubten selbst die gelehrten Sternforscher, diese ganze unermeßliche Sonnenmasse sei nichts Anderes, als eine glühende Feuerkugel durch und durch. Nur konnte Keiner von ihnen begreifen, woher dieses Feuer seine ewige Nahrung faßt, daß es in tausend und abertausend Jahren nicht abnimmt und zuletzt wie ein Lämpchen verlöscht. Deßwegen will es nun heut zu Tage den Sternforschern und anderen verständigen Leuten scheinen, die Sonne könne an sich wohl, wie unsere Erde, ein dunkler und warmer, ja ein bewohnbarer Weltkörper sein. Aber wie die Erde ringsum mit erquickender Luft umgeben ist, so umgiebt die Sonne ringsum das erfreuliche Licht; und es ist nicht nothwendig, daß dasselbe auf dem Sonnenkörper selbst eine unausstehliche, zerstörende Hitze verursachen müsse; sondern ihre Strahlen erzeugen die Wärme und Hitze erst, wenn sie sich mit der irdischen Luft vermischen, und ziehen dieselben gleichsam aus den Körpern hervor. Denn daß die Erde eine große Masse von verborgener Wärme in sich selbst hat und nur auf Etwas warten muß, um sie von sich zu geben, das ist daran zu erkennen, daß zwei kalte Körper mitten im Winter durch anhaltendes Reiben zuerst in Wärme, hernach in Hitze und endlich in Gluth gebracht werden können. „Und wie geht es zu, je weiter man einen hohen Berg hinaufsteigt, und je näher man der Sonne kommt, daß man immer mehr in die Hände hauchen muß, und zuletzt vor Schnee und Eis nicht mehr weiter kommt," fragen die Naturkundigen, „wenn die Sonne ein sprühendes Feuer sein soll?" Also wäre es wohl möglich, daß sie an sich ein fester, mit mildem Licht umflossener Weltkörper sei, und auf ihr Jahr ein Jahr aus wunderschöne

Pfingstblumen blühen und duften, und statt der Menschen fromme Engel dort wohnen, und ist dort, wie im neuen Jerusalem, keine Nacht und kein Winter, sondern Tag, und zwar ein ewiger freudenvoller Sabbath und hoher Feiertag.

Achtundneunzigste Lektion. [XCVIII.]

251. Der Mond.

(Von Hebel.)

1. Der Leser wird nun recht begierig sein, auch Etwas von dem Monde zu erfahren, der ihm des Abends so oft nach Hause leuchtet.

2. Der Mond ist auch eine große Kugel, die im unermeßlichen Weltraum schwebt, nicht anders als die Erde und die Sonne; aber in seiner körperlichen Masse ist er fünfzigmal kleiner als die Erde, und nicht viel über 230,000 Meilen von ihr entfernt.

3. Der Mond muß auch sein Licht und sein Gedeihen von der Sonne empfangen. Eine Hälfte seiner Kugel ist erhellt, die gegen die Sonne gekehrt ist, die andere ist finster. Damit nun nicht immer die nämliche Hälfte hell und die nämliche finster bleibe, so dreht sich der Mond, wie die Erde, ebenfalls um sich selber oder um seine Achse, in 27 Tagen und 8 Stunden, oder in 29 und einem halben Tag. Beides ist richtig, je nachdem man's ansieht. Wir wollen aber sagen, in 29 und einem halben Tag, weil's die Kalendermacher so ansehen. Daraus folgt, daß in dieser langen Zeit der Tag und die Nacht nur einmal um den Mond herum wandeln. Der Tag dauert dort an einem Ort so lange, als ungefähr zwei von unsern Wochen, und eben so lang die Nacht; und ein Nachtwächter im Mond muß sich schon sehr in Acht nehmen, daß er in den Stunden nicht irre wird, wenn es einmal anfängt, 223 zu schlagen oder 309. —

4. Aber der Mond bewegt sich in der nämlichen Zeit auch um die Erde. Dies sieht man abermals an den Sternen. Wie wenn man einen langsam gehenden Postwagen aus weiter Ferne beobachtet, meint man er stehe still. Wenn man aber bemerkt, wie er doch nicht immer neben dem nämlichen Baum an der Straße sich befindet, sondern nach ein

paar Minuten neben einem andern, so erkennt man, daß er nicht still steht, sondern geht. Wenn er aber in einem großen Kreis um den Leser herum führe, so müßte er doch zuletzt wieder zu dem nämlichen Baum kommen, bei welchem er zuerst stand, und daran müßte man erkennen, daß er jetzt seinen Kreislauf vollendet hat; — also auch der Mond. Er hält sich nicht jede Nacht bei dem nämlichen Sternlein auf, wenn's noch so schön ist, sondern er rückt weiter von einem zum andern. Am andern Abend um die nämliche Zeit ist er schon um ein Beträchtliches vorgerückt; aber ungefähr in oben benannter Zeit, etwas früher, kommt er wieder zu dem nämlichen Stern, bei dem er zuerst stand, und hat seinen Kreislauf um die Erde vollendet.

252. Der Mond.

(Von Claudius.)

Im stillen, heitern Glanze tritt er so sanft einher!
Wer ist im Sternenkranze so schön geschmückt wie er?
Er wandelt still bescheiden, verhüllt sein Angesicht,
und giebt doch so viel Freuden mit seinem trauten Licht.
Er lohnt des Tags Beschwerde, schließt sanft die Augen zu,
und winkt der müden Erde zur stillen Abendruh',
schenkt mit der Abendkühle der Seele frische Lust;
die seligsten Gefühle gießt er in unsre Brust.
Du, der ihn uns gegeben, mit seinem trauten Licht,
hast Freud' am frohen Leben, sonst gäbst du ihn uns nicht.
Hab' Dank für alle Freuden, hab' Dank, daß uns dein Mond des Tages Last und Leiden so reich, so freundlich lohnt.

Neunundneunzigste Lektion. [XCIX.]

253. Die Sternbilder vom großen und vom kleinen Bären.

1. Habt ihr noch nie in einer sternhellen Nacht den Himmel betrachtet und das zahllose Heer von Sternen, die wie leuchtende Punkte an dem blauen Himmelsgewölbe flimmern? Es wäre eine Schande für euch, wenn ihr es noch nicht gethan hättet; wenn es aber dennoch wäre, so thut es an dem nächsten sternhellen Abend und bittet eure

Lehrer, daß sie euch einige der hellsten und schönsten Sterne zeigen, damit ihr auch die übrigen allmählig kennen lernet. Freilich sind der Sterne am Himmel gar viele, und sie stehen auch scheinbar so unordentlich durcheinander, daß kein Mensch sie zählen mag; aber die Sternkundigen haben sich auf eine sinnreiche Weise zu helfen gewußt. Schon die Chaldäer, die im Morgenlande wohnten und sich viel mit der Sternkunde beschäftigten, haben die Sterne in gewisse Haufen oder in Sternbilder geordnet, die man viel leichter merkt und viel leichter wieder findet, als einzelne Sterne.

2. Da stehen z. B. am nördlichen Himmel nicht gar weit von einander sieben helle Sterne, die am Himmel ungefähr eine Figur wie die größere in der nachstehenden Zeichnung bilden. Was meint ihr nun, was man aus den

sieben Sternen gemacht hat? Was anders als einen Wagen? Denn bilden nicht vier Sterne ein Viereck, und sind das nicht die vier Räder des Wagens? Und bilden nicht die drei andern eine etwas gebogene Linie, und ist diese Linie nicht die Deichsel des Wagens?—Das habt ihr richtig getroffen; unsere Landleute nennen noch jetzt die sieben Sterne den Wagen und sprechen von der Deichsel und von Vorderrädern und Hinterrädern. Aber im Alterthum hat man aus den sieben Sternen eine andere Figur, den großen Bären, gemacht. Die vier Sterne im Viereck bilden den

Körper, die drei übrigen den Schwanz des Thieres; am Kopf und an den Füßen stehen nur kleinere, wenig kenntliche Sterne.

3. Wo aber ein großer Bär ist, da wird auch wohl ein kleiner sein, denn warum nannte man sonst jenen ersten den großen? Das ist richtig, und der Formschneider hat dafür gesorgt, daß ihr den kleinen Bären sogleich neben dem großen sehen könnt. Da sind abermals vier Sterne, die ein Viereck, und drei Sterne, die eine gebogene Linie bilden, und dieses Gestirn hat man den kleinen Bären genannt. Sein Kopf ist dahin gerichtet, wo der Schwanz des großen Bären liegt, den Schwanz richtet er dahin, wo der große Bär seinen Kopf hat; er ist in Allem das Widerspiel seines großen Nachbaren.

4. Warum mag ich wohl von den vielen schönen Sternbildern am Himmel gerade diese beiden herausheben? Von dem großen Bären begreift es sich leicht; er ist eines der schönsten Sternbilder, und es ist jeden Abend am Himmel zu sehen; aber der kleine Bär fällt weit weniger in die Augen. Ihr wißt nur nicht, welch ein merkwürdiger Stern in dem kleinen Bären steht. Zieht in Gedanken eine gerade Linie durch die beiden vordersten Sterne des großen Bären oder durch die Hinterräder des Wagens, so trifft diese Linie ziemlich genau auf den äußersten Stern in dem Schwanz des kleinen Bären, und diesen Stern nennen wir den Polarstern. Achtet nur in einer hellen Winternacht auf den großen Bären und auf den Polarstern, seht, wie beide etwa des Abends um 6, und dann, wie sie in derselben Nacht etwa um 12 Uhr, und endlich, wie sie des Morgens um 6 Uhr stehen. Den Polarstern findet ihr immer in derselben Gegend des Himmels und in immer gleicher Höhe; aber die Sterne im großen Bären haben ihre Stellung gegen den Horizont merklich verändert. Standen die beiden Vorderräder um 6 Uhr Abends hoch im Scheitelpunkt, so stehen sie um 6 Uhr Morgens auf der andern Seite des Polarsterns, tief am Horizonte, und es ist, als ob alle Sterne tagtäglich einen Kreis am Himmel beschrieben, in dessen Mittelpunkte der Polarstern steht. Je weiter ein Stern vom Polarstern steht, desto größer ist der Kreis, den er täglich zu beschreiben hat; die ihm näher stehen, die beschreiben immer kleinere Kreise, und der Polarstern ist

der einzige, der seine Stelle am Himmel nicht merklich ändert. Das sieht doch wirklich so aus, als ob die ganze Himmelskugel mit allen ihren großen und kleinen Sternen sich von Morgen gegen Abend drehte, und als ob der Polarstern der Punkt der Himmelskugel wäre, welcher bei der Umdrehung unbeweglich bleibt.

5. Darum eben hat man ihn den Polarstern genannt, denn Pol bedeutet eigentlich die Angel, in der sich eine Thür dreht, und wir könnten den Polarstern auch eben so gut den Angelstern nennen, er steht ganz nahe dem Punkt, in welchem sich die Himmelskugel zu drehen scheint, und man vermuthet, daß eben an diesem Punkt die große Centralsonne stehe, vielleicht ein an sich dunkler Weltkörper.

6. Giebt es denn noch andere merkwürdige und schön in die Augen fallende Sterne? — Es giebt deren so viele, daß ein ganzes Buch davon zu schreiben wäre.

7. Aber die merkwürdigste Erscheinung am Sternenhimmel bleibt doch immer die Milchstraße, ein heller Streifen, der sich rings durch die ganze Himmelskugel zieht, und der nach der Meinung der Sternkundigen nichts Anderes sein kann, als das vereinte Licht vieler Millionen Sterne, die in der Richtung der Milchstraße neben und hinter einander stehen.

254. Räthsel.

(Von Schiller.)

1. Es steht ein groß geräumig Haus
auf unsichtbaren Säulen;
es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
und keiner darf d'rin weilen.

2. Nach einem unbegriff'nen Plan
ist es mit Kunst gezimmert;
es steckt sich selbst die Lampe an,
die es mit Pracht durchschimmert.

3. Es hat ein Dach krystallenrein
von einem einz'gen Edelstein;
doch noch kein Auge schaute
den Meister, der es baute. —

Hundertste Lektion. [C.]

255. Von dem äußern Anblick des Himmelsgewölbes und von der Gestalt der Erde.

(Berlinisches Lesebuch.)

1. Es ist ein wunderbarer Anblick, wenn man im Freien den Himmel und die Erde betrachtet. Die Erde erscheint uns da wie eine kreisrunde Scheibe, die nach allen Seiten an den blauen Himmel anstößt, der Himmel wie ein flaches Gewölbe oder wie die kleinere Hälfte einer Kugel, die inwendig hohl ist, und deren Rand überall auf dem Rande der Erdscheibe ruht. Das Wunderbarste aber ist, daß wir gerade in der Mitte der Erdscheibe stehen, und daß der höchste Punkt des Himmelsgewölbes gerade über unserem Scheitel liegt.

2. Es sieht nicht so gar weit aus von dem Punkte, wo du stehst, bis dahin, wo Himmel und Erde zusammenstoßen; in etlichen Stunden, sollte man meinen, kann man schon bis an den Rand der Erde gelangen und in einem Tage den ganzen Umkreis der Erde umwandern, und kann sich's recht genau besehen, wie der Himmel an die Erde gefügt ist. Aber wenn du es versuchst und schon viele tausend Schritte gegangen bist, so ist es noch immer wie beim Anfang; du stehst noch immer in der Mitte der Scheibe und hast noch immer den höchsten Punkt des Himmelsgewölbes über deinem Scheitel, und der Rand des Himmels steht noch immer genau auf dem Rande der Erdscheibe.

3. Du brauchst dich nicht darüber zu wundern, denn es geht dir nicht allein so; die Leute, die hundert Meilen weit von uns wohnen, haben denselben Anblick, den du hast; die Erde sieht überall wie eine kreisrunde Scheibe, der Himmel überall wie eine hohle aber flache Halbkugel aus, und überall stößt die Erdscheibe an den Himmel, und es entsteht da wo sie zusammenstoßen, ein Kreis, den die Gelehrten den Horizont oder den Gesichtskreis nennen. Nur so weit kannst du sehen, so weit dein Gesichtskreis reicht; was darüber hinaus liegt, das sehen wohl Andere, die einen weiteren oder einen anderen Gesichtskreis haben, du aber siehst es nicht, weil es dir zu fern liegt.

4. Ob wohl die Erde wirklich eine kreisrunde Scheibe und der Himmel eine hohle, nur etwas flache Halbkugel ist?

Es kann gar nicht sein, und der Schein muß hier trügen. Denn wenn die Erde eine kreisrunde Scheibe wäre, so könnte man ganz gewiß bis an den Rand der Erdscheibe reisen, und die Leute, die am Rande derselben wohnten, würden schon einmal zu uns kommen und uns erzählen, wie es bei ihnen aussieht, und von welchem Metall das Himmelsgewölbe gemacht ist. Nun kommt aber Niemand zu uns, der uns sagen könnte: Ich wohne da, wo Himmel und Erde zusammenstoßen oder sonst am Rande unserer Erde; wenn aber Einer auf der Erde immer nach einerlei Richtung fortzöge über Berg und Thal, über Meer und Land, so käme er nimmer an das Ende der Erde; er kommt zuletzt auf denselben Punkt zurück, von wo er ausgegangen ist, und hat eine Reise gemacht rund um die Erde.

5. Das ist ein weiter Weg, werdet ihr sagen, und keiner von euch getraut sich, solche Reise zu unternehmen. Da thut ihr recht daran, denn ihr fändet euch nimmer zurecht und müßtet viel Frost und Hitze, viel Drangsal und Gefahr überstehen. Ihr kämet an große Flüsse, und Niemand schlüge euch eine Brücke, und wäre auch kein Fährmann da, der euch hinüberbrächte; ihr kämet an große Gebirge, deren Spitzen hoch in die Wolken ragen, und es führte kein Fußsteig hinüber; ihr kämet an das große Weltmeer, das man nicht mit einem Nachen sondern nur mit großen Schiffen befahren kann, und wenn ihr auch ein Schiff fändet, das den Wellen des Meeres trotzen könnte, ihr wüßtet doch nimmer es durch Sturm und Wellen zu führen. Das alles aber geschähe euch nur darum, weil ihr die Wege nicht wißt und nicht die bequemste Richtung für eure Reise gewählt habt, und weil ihr der Schifffahrt nicht kundig seid.

6. Aber ein kühner Seefahrer weiß schon damit fertig zu werden. Er setzt sich zu Schiffe mit seinen Schiffsleuten und mit den Leuten, welche die Reise um die Welt machen wollen, und segelt auf dem unermeßlichen Weltmeere immer nach einerlei Richtung, z. B. immer gegen Abend. Wenn ein Land in seiner Richtung liegt, nimmt er seinen Weg eine Zeit lang südlich oder nördlich, wie es die Lage des Landes mit sich bringt; wenn er aber das Land umschifft hat, verfolgt er immer wieder die Richtung gegen Abend, und wenn ihm kein Unglück zustößt, und

wenn er sich nicht auf Inseln im Meere oder in den Häfen, wo er einkehrt, zu lange verweilt hat, so läuft er nach zwei bis drei Jahren fröhlich in den Hafen ein, von welchem sein Schiff zuerst auslief. Das hat schon mehr als ein Seefahrer versucht, und der erste, der es that, war ein Portugiese, Ferdinand Magellan, der im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts gelebt hat. Dem haben es Viele nachgethan und sind zum Theil in der entgegengesetzten Richtung gefahren und haben gefunden, daß man die Erde in allen Richtungen umschiffen könnte, wenn nicht an zwei entgegengesetzten Stellen der Erde, im Norden und im Süden, ungeheure Eisblöcke den Schiffern den Weg versperrten.

7. Wenn man die Erde in allen Richtungen umschiffen kann, so ist es gewiß, daß sie eine Kugel ist, denn nur auf einer Kugel läßt sich nach allen Richtungen ein Kreis ziehen, der zuletzt in sich selber zurückkehrt. Gar zu genau aber dürft ihr's mit der Kugelgestalt der Erde nicht nehmen, denn es giebt auf ihr hohe Gebirge, die sich viele Meilen in die Länge erstrecken, und deren Spitzen hoch in die Wolken ragen. Da ist sie also keine vollkommene Kugel, wie sie der Drechsler macht, aber die Gebirge sind doch nur kleine Unebenheiten, wenn man auf die ungeheure Größe der Erde sieht, und sie sind keine Unvollkommenheiten, sondern es hat seinen guten Grund und seinen großen Nutzen, daß das Erdreich sich hier senkt und dort wieder erhebt, und daß es Berge giebt und Thäler und hohe Gebirge. Deßhalb also ist die Erde nicht nach dem Muster einer vollkommenen Kugel gebildet und hat auch im Ganzen nicht überall einerlei Krümmung, wie das bei einer rechtschaffenen Kugel doch zutreffen müßte. Die Gelehrten haben die Gestalt und die Größe der Erde gar künstlich gemessen, und sie behaupten, daß die Erde an zwei entgegengesetzten Stellen etwas flachgedrückt sei, und wenn sie es kurz ausdrücken wollen und so, daß es auch von ungelehrten Leuten begriffen wird, so sagen sie nur: Die Erde hat die Gestalt einer Pomeranze; und wenn ihr schon eine Pomeranze gesehen habt, so wißt ihr auch, wie die Erde gestaltet ist.

256. Fortsetzung.

1. Wie geht das aber zu, daß eine Kugel wie eine Scheibe erscheint, und wie verhält es sich mit dem Anblick des Himmels? Es geht mit beiden ganz natürlich zu, und es ist auch nicht schwer, die Sache zu begreifen. Du stehst auf der großen Erdkugel und schaust um dich her, so weit dein Auge nur reichen will. Die ganze Kugel kannst du nicht übersehen sondern nur ein kleines Stück von ihr, dem man die Krümmung nicht anmerkt, und du nimmst es ohne Bedenken für eine ebene Fläche, mit Erhöhungen und Vertiefungen, welche wenig zu bedeuten haben. Nun trägt dein Auge nach allen Seiten gleich weit, und die Ebene dehnt sich deßhalb nach der einen Seite gerade so weit als nach der andern, und so ist Nichts natürlicher, als daß du überall in der Mitte einer kreisförmigen Ebene zu stehen glaubst, und dein Horizont ist eigentlich Nichts als die Gränze, bis zu welcher dein Auge trägt.

2. Nun wirst du auch nicht mehr fragen, aus welchem Metall der Himmel gemacht sei, und wirst es begreifen, warum er beinahe kugelförmig gewölbt ist. Das Himmelsgewölbe ist nicht von Metall, wie es vor Zeiten die Menschen in kindlicher Einfalt sich gedacht haben; das, was sich über der Erde zu wölben scheint, ist Nichts als der unendliche Raum, in welchem die Erde schwebt, und die schöne blaue Farbe des Himmels kommt von der Luft her, welche die ganze Erde, wie eine leichte Hülle umgiebt. Nun trägt dein Auge immer gleich weit, wenn du in die weite Ferne des Himmels blickst, und darum sollte dir der Himmel ganz genau wie eine Halbkugel erscheinen, in deren Mittelpunkte du selber stehst. Wenn du aber deinen Blick nach dem Horizonte richtest, so siehst du Bäume, Häuser und Berge, in langer Reihe hinter einander, und ihre Beleuchtung wird immer matter und schwächer; darum scheint der Horizont dir so ferne. Wenn du hingegen nach deinem Scheitelpunkte hinaufblickst, so hast du keinen andern Gegenstand über dir als die heitere Luft des Himmels, und dein Scheitelpunkt erscheint dir darum viel näher. Begreifst du nun, warum die Entfernung bis zum Horizonte dir größer erscheint als die Entfernung deines Scheitelpunktes, und warum der Himmel über deinem Scheitel viel flacher gewölbt ist als da, wo er auf der Erde zu ruhen scheint?

3. Wenn aber die Erde eine große Kugel ist, die frei in dem unendlichen Raume schwebt, so kann es einem ja bange werden um die Leute, die darauf wohnen. Ihr glaubt auf dem höchsten Punkte der Kugel zu stehen, und ihr seid für's erste geborgen; wenn ihr aber weiter fortgeht, wie einer, der die Reise um die Welt macht, so müßt ihr ja fürchten, an einen Punkt zu kommen, wo ihr von der Kugel hinabstürzt in die bodenlose Tiefe. Und wie fangen es die Menschen wohl an, welche auf der Erde uns gerade gegenüber wohnen? Ihre Füße stehen unseren Füßen gerade entgegen, weshalb wir sie auch unsere Gegenfüßler nennen, und so scheint es, sie haben den Kopf nach unten und gehen auf dem unteren Theil der Erdkugel, etwa so, wie eine Fliege an der oberen Decke des Zimmers.

4. Laßt euch nicht bange sein, weder um euch selbst, daß ihr von der Erde herabstürzen werdet, noch um eure Gegenfüßler, daß sie mit dem Kopfe nach unten gerichtet sind.

5. Unsere Erde hat eine anziehende Kraft, vermittelst deren jedes Stäubchen Erde immer wieder zu ihr hingezogen wird. Wenn ihr einen Stein werfet, so seht ihr ihn gar bald wieder zur Erde niedersinken, und selbst eine Kanonenkugel, mit wie großer Kraft sie auch geschossen wird, fällt dennoch zur Erde, sobald sie etliche tausend Schritte geflogen ist. Durch die Anziehungskraft der Erde ist dafür gesorgt, daß kein Stäubchen verloren geht, und diese Anziehungskraft hält auch jegliches Geschöpf und jeglichen Menschen fest am Boden, und sie läßt Nichts fahren, was Gottes Hand auf die Erde gesetzt hat.

6. Ferner: Jegliches Menschen Füße sind gegen den Mittelpunkt der Erde, und der Kopf ist überall gegen den Himmel gerichtet. Es giebt auf der Erde keinen Punkt, den man schlechthin oben, und auch keinen, den man schlechthin unten nennen könnte. Oben nennt Jeder das, wo bei aufrechter Stellung sein Kopf ist, unten das, wo er bei eben dieser Stellung die Füße hat. Jeder Mensch also auf der Erde trägt den Kopf nach oben und hat die Füße nach unten; und wie unsere Gegenfüßler nicht bange sind um uns, daß wir in verkehrter Stellung auf der Erde wandeln, so wollen auch wir nicht bange sein um sie, sondern nur darauf denken, daß wir auch bildlicher Weise den Kopf immer oben behalten, ich will sagen, daß wir nie die Besonnenheit und die vernünftige Ueberlegung verlieren.

Hundertunderste Lektion. [CI.]

257. Die Bewegung der Erde.

(Von Giebel.)

Gabriel.

Und schnell und unbegreiflich schnelle
dreht sich umher der Erde Pracht;
es wechselt Paradieseshelle
mit tiefer, schauervoller Nacht;
es schäumt das Meer in breiten Flüssen
am tiefen Grund der Felsen auf,
und Fels und Meer wird fortgerissen
in ewig schnellem Sphärenlauf.

Michael.

Und Stürme brausen um die Wette,
vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer,
und bilden wüthend eine Kette
der tiefsten Wirkung rings umher;
da flammt ein blitzendes Verheeren
dem Pfade vor des Donnerschlags:
Doch Deine Boten, Herr, verehren
das sanfte Wandeln Deines Tags.

Zu drei.

Der Anblick giebt den Engeln Stärke,
da keiner Dich ergründen mag,
und alle Deine hohen Werke
sind herrlich, wie am ersten Tag ....

Göthe.

1. Wir haben schon früher von der doppelten Bewegung der Erde gesprochen. Der Bewegung um ihre eigene Are verdanken wir den höchst wohlthätigen Wechsel von Tag und Nacht. Alle 24 Stunden dreht sich nämlich die Erde einmal um sich selbst, und da sie als Kugel von der Sonne stets nur auf einer Seite erleuchtet werden kann, so wird die andere Hälfte während der Zeit jedes Mal Nacht haben. Daß die Länge von Tag und Nacht bei uns verschieden ist nach den Jahreszeiten, hat in der Stellung der Erde zur Sonne ihren Grund. Die Are der Erde ist nämlich in einem schiefen Winkel gegen die Sonne geneigt, so daß diese zu verschiedenen Zeiten den Ort ihres Aufganges und ihrer Höhe ändern muß. Wäre diese Stellung eine gerade, so würden wir die Sonne alltäglich an demselben Orte auf- und untergehen sehen, wir würden Jahr aus, Jahr ein gleichlange Tage und Nächte haben.

2. Von eben dieser schiefen Stellung der Erdare hängt auch der Wechsel der Jahreszeit und das verschiedene Klima auf der Erdoberfläche ab. Unter Klima versteht man den Wärme- oder Kältegrad, der in einer Gegend das ganze Jahr hindurch empfunden wird. Nach dem Einflusse, welchen das Klima auf Menschen, auf Thiere und Pflanzen ausübt, unterscheidet man das heiße oder warme, das gemäßigte und das kalte. Diese drei Klimate verbreiten sich so über die Erde, daß jedes derselben einen doppelten Gürtel, nämlich einen auf der nördlichen und einen zweiten auf der südlichen Halbkugel einnimmt. Man nennt diese Gürtel auch Zonen, und sagt, die heiße Zone ist diejenige, welche zu beiden Seiten des Aequators liegt und wo die Sonne am höchsten steht. Sie reicht bis zu den Wendekreisen. Das sind Kreise, welche man um die Erde gezogen denkt, in derselben Richtung wie der Aequator, der die Erde in zwei gleiche Halbkugeln theilt. An diese heiße Zone grenzt die gemäßigte auf der südlichen und nördlichen Halbkugel. In dieser wohnen auch wir. Sie unterscheidet sich von der heißen dadurch, daß es im Sommer nicht so heiß und im Winter viel kälter wird. Beide Jahreszeiten werden durch den angenehmen Frühling und Herbst, in denen Tag und Nacht gleich lang sind, weniger empfindlich gemacht. Alle Pflanzen und Thiere, wir selbst würden es nicht vertragen können, wenn den warmen, langen Sommertagen plötzlich die kurzen, eiskalten Tage des Winters folgten.

3. An die gemäßigte Zone schließt sich die kalte am Nord- und Südpole der Erde. Hier ist ewiger Winter. Nur einmal geht die Sonne auf im Jahre, steht sechs Monate lang am Himmel, dann geht sie unter, und eine sechs Monate lange Nacht folgt. Aber diese Nacht deckt kein undurchdringliches Dunkel. Der Mond erhellt die eisigen Gegenden, und das glänzende Nordlicht verwandelt den ganzen Himmel in ein Flammenmeer. So sehr auch die Weisheit des Schöpfers hier an den Polen durch wunderbare Einrichtungen die starre, frostige Natur zu beleben sucht, so ewig reines Blau auch den Himmel am Aequator schmückt, so sehnen wir uns dennoch nicht aus unserer gemäßigten Zone in die eisigen Gegenden oder in die glühenden Strahlen der Sonne. Die abwechselnde Länge der Tage und Nächte, der Gegensatz des kalten Winters und warmen Sommers mit dem mildernden Frühling und Herbst, die alljährlich neu sich verjüngende Natur, der bald heitere, bald bewölkte Himmel

das ist es, was unsere Gegend vor andern voraus hat, das was unser Leben erfreut, unsern Geist erstarkt.

238. Himmelblau.

(Von E. Fröhlich.)

1. Die Erd', ein großer Freudensaal,
erglänzt in aller Farben Strahl,
wenn über das allgrüne Land
allblauer Himmel ist gespannt.

2. Er selber, der die Farbenpracht
mit milden Blicken angefacht,
schaut nieder aus des Himmels Au';
d'rum strahlet sie verklärtes Blau.

3. Und immer zieht es uns hinan
dem Unsichtbaren uns zu nah'n;
und auf die Sehnsucht und das Grab
schaut friedevoll das Blau herab.

239. Lobpreisung Gottes.

(Von E. Liebich.)

1. Lobt unsern Gott, lobt ihn erfreut,
jauchzt ihm, ihr Völker alle!
Lobt seine Macht und Freundlichkeit
mit andachtsvollem Schalle!
Werft euch mit Ehrfurcht vor ihn hin;
besingt, erhebt, verherrlicht ihn,
den Herrscher aller Völker!

2. Gott ist es, der durch seinen Ruf
aus Nichts die Elemente,
den Himmel und das Licht erschuf
und Erd' und Wasser trennte.
Gott ist es, dessen Hand das Meer
und das uns unzählbare Heer
der Kreaturen machte.

3. Er schenkt der Sonne Wärm' und Licht;
sie dienet allen Ländern;
er macht es zu des Mondes Pflicht,

stets Ort und Schein zu ändern;
er zeigt den Sternen ihre Bahn;
er zündet seine Blitze an;
er redet durch den Donner.

4. Er tönet schrecklich in dem Sturm;
ihn ehrt des Löwen Stärke;
er macht nicht weniger den Wurm
zum großen Wunderwerke;
ihm singt der Vögel buntes Heer;
der Wallfisch in dem weiten Meer
preist seines Schöpfers Größe.

5. Er giebt den Blumen Balsamduft,
den ich so sanft empfinde;
er wäget und bewegt die Luft;
er ruft und lenkt die Winde.
Das Weltmeer, das sein Machtwort schuf,
stürmt oder schweigt auf seinen Ruf:
Gott herrscht auch in der Tiefe.

6. Herr, Herr, wie schön ist deine Pracht
in deinen Kreaturen!
Was find' ich hier von deiner Macht
für unleug'bare Spuren!
Die ganze Schöpfung predigt dich;
sie ruft mir zu: betrachte mich
und ehre meinen Schöpfer!

7. Mein Herz und Danklied will ich dir,
o Gott, zum Opfer bringen.
Ihr Kreaturen, helfet mir
das Lob des Schöpfers singen!
Welt, falle nieder, bet' ihn an!
Der Gott, der Welten schaffen kann
verdient das Lob der Welten.

260. Räthsel.

1. Auf einer großen Weide gehen
viel tausend Schaafe silberweiß;
wie wir sie heute wandeln sehen,
sah sie der allerält'ste Greis.

2. Sie altern nie und trinken Leben
aus einem unerschöpften Born.
Ein Hirt ist ihnen beigegeben
mit schön gebog'nem Silberhorn.

3. Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
er überzählt sie jede Nacht,
und hat der Lämmer kein's verloren,
so oft er auch den Weg vollbracht.

4. Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
ein munt'rer Widder geht voran.
Die Heerde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an!

Hundertundzweite Lektion. [CII.]

261. Der Winter.

1. Wer kommt da aus den nördlichen Gegenden zu uns gezogen? Er ist in einen dicken Pelz gehüllt, sein Hut ist mit Schnee bedeckt und von seinem grauen Barte hängen dicke Eiszapfen herunter. Er fährt in einem Luftballon daher, breitet einen weißen Mantel über das Land und bedeckt die junge Saat. Wenn er seine Backen aufbläst, und seinen Mund öffnet, rauschen die entblätterten Bäume, das Meer wogt und die Flüsse und Seen erstarren zu Eis. Sage mir, Kind kennst du den Fremdling?

2. Er zieht südlich und treibt viele Schaaren der Vögel und große Heerden der Rennthiere und Buffalos vor sich her. Wenn er auf dich seine eisige Hand legen könnte, so würdest du bald kalt und todt daliegen, wie eine Bildsäule aus Marmorstein. Aber die Schlittschuhläufer, Schlittenfahrer und Jäger heißen den rauhen Gast, der gewöhnlich bei uns vor Weihnachten und Neujahr eintrifft, willkommen und belustigen sich mit ihm. Jung und Alt fürchtet sich am Ende doch vor dem Fremdling und sie ziehen sich in ihre warmen Wohnungen zurück, oder wagen sich nur ins Freie, wenn sie in warme Kleider gehüllt sind. Liebes Kind, wenn du den fremden Gast kennst, so nenne mir seinen Namen!

Wie ruhest du so stille
in deiner weißen Hülle,
du mütterliches Land!
Wo sind die Frühlingslieder,
des Sommers bunt Gefieder
und dein beblümtes Festgewand?

Du schlummerst nun entkleidet;
kein Lamm, kein Schäflein weidet
auf deinen Au'n und Höh'n.
Der Vöglein Lied verstummte;
kein Bienlein mehr, das summte;
doch bist du auch im Winter schön.

Die Zweig' und Aeste schimmern,
und tausend Lichter flimmern,
wohin das Auge blickt.
Wer hat dein Bett bereitet,
die Decke dir gebreitet
und dich so schön mit Reif geschmückt?

Der gute Vater droben
hat dir dein Kleid gewoben;
er schläft und schlummert nicht.
So schlumm're denn in Frieden!
der Vater weckt die Müden
zu neuer Kraft und neuem Licht.

Bald, bei des Lenzes Wehen,
wirst du verjüngt erstehen
zum Leben wunderbar.
Sein Odem schwebt hernieder;
dann, Erde, prangst du wieder
mit einem Blumenkranz im Haar.

262. Die Armen im Winter.

1. In meinem Stübchen ist's bequem,
ist's lieblich, hübsch und angenehm;
doch manche Mutter, Gott erbarm'!
nimmt's Kindlein nackend auf den Arm.
Sie hat kein Hemd, hört's kläglich schrei'n
und wickelt's in die Schürze ein.

2. Sie hat kein Holz, sie hat kein Brod,
und klagt dem lieben Gott die Noth.
Friert's noch so stark, das Mutterherz
thaut doch die Thränen auf in Schmerz.
Der Winter ist ein rauher Mann;
wer nimmt sich doch der Armen an? —

3. Kind, bring' der Mutter in der Noth
ein Hemd von dir, ein Stückchen Brod,
ein Bündchen Holz, und sag' ihr dann,
daß sie zu uns auch kommen kann,
um Brod zu holen, immer frisch;
und dann deck' auch für uns den Tisch!

Hundertunddritte Lektion. [CIII.]

263. Der Frühling.

Verschwunden sind Schnee und Eis; saftiges Grün deckt Flur und Feld, blau malt sich der Himmel, fröhlich zwitschert der Vogel und fängt an sein Nest zu bauen. Herrlich prangt

der Baum im Blüthenschmuck, munter spielen fröhliche Kinder im Freien, und Schaf und Rind weiden auf fetter Grasflur. Bald wird das schöne Maifest da sein.

Der Frühling hat sich eingestellt;
wohlan, wer will ihn sehn?
der muß mit mir ins freie Feld,
ins grüne Feld nun gehn.

Er hielt im Walde sich versteckt,
daß Niemand ihn mehr sah;
das Vöglein hat ihn aufgeweckt,
jetzt ist er wieder da.

Jetzt ist der Frühling wieder da,
ihm folgt auf seinem Gang
nur lauter Freude fern und nah
und lauter Spiel und Sang.

Und allen hat er, Groß und Klein,
was Schönes mitgebracht,
und sollt' es nur ein Sträuschen sein,
er hat an uns gedacht.

Drum frisch hinaus ins freie Feld,
ins grüne Feld hinaus;
der Frühling hat sich eingestellt,
wer bliebe da zu Haus?

Hundertundvierte Lektion. [CIV.]

264. Der Sommer.

Wohl wird es nun warm, dann heiß und schwül und immer heißer, die Muskitos machen ihre Erscheinung, die Blumen senken ihr Haupt, man sucht Schatten und das erfrischende Bad. Allein diese Hitze dürrt das Gras zu Heu für Thiere, reift Aepfel, Kirschen, Melonen und Pfirsiche zur Labung, das Getreide zur Speise und die Baumwolle zur Kleidung für Menschen. Die Abende sind kühler und laden zu Spaziergängen und Wasserfahrten ein.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
das Täublein fleugt aus seiner Kluft
und macht sich in die Wälder;
die hochgelobte Nachtigall
ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt die Küchlein aus,
der Storch erbauet sich sein Haus,
das Schwälblein ätzt die Jungen;
der schnelle Hirsch, das leichte Reh
ist froh und kommt aus seiner Höh'
ins tiefe Gras gesprungen.

Die Bächlein rauschen in den Sand
und malen sich an ihrem Rand
mit schattenreichen Myrten;
die Wiesen liegen hart dabei
und klingen ganz vom Lustgeschrei
der Schaf' und ihrer Hirten.

Hundertundfünfte Lektion. [CV.]

265. Der Herbst.

Der Herbst bringt herrliche Tage, es ist nicht so heiß als im Sommer, darum angenehmer. Die Aepfel, Pfirsiche und Weintrauben sind reif. Der Blauvogel und die Wandertaube ziehen südlich, und das Laub fällt von den Bäumen.

Wie Feld und Au
so blinkend im Thau!
Wie perlenschwer
die Pflanzen umher!

Wie durchs Gebüsch
die Winde so frisch!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
die süßen Vöglein allzumal.

. . . So schön vollbringt's ein Maler nimmer,
wie du, o farbenreicher Herbst,
mit zartem Schmelz und duft'gem Schimmer
den Himmel und die Erde färbst!
Und sieh', das herbstliche Gemälde,
wie farbenreich die Blätter glühn!
Du malst es wie ein Oelgemälde
so frisch mit Purpur, Gold und Grün.

Hundertundsechste Lektion. [CVI.]

266. Das Meer.

(Von A. Berthelt.)

1. Es mag ein überraschender Anblick sein, wenn Einer zum ersten Male das unermeßliche Weltmeer schaut. Wer wäre nicht schon überrascht gewesen, wenn er zum ersten Male an der Hand des Vaters von seinem einsamen Dörfchen mit nach der nahe gelegenen Stadt wanderte, und da gar Vieles sah, was er zu Hause noch nie gesehen hatte! Wie war man erstaunt, wenn man zum ersten Male einen mächtigen Teich oder einen großen Fluß erblickte! Welchen gewaltigen Eindruck macht es auf uns, wenn die mächtigen Wogen eines angeschwollenen Stromes an uns vorüber rauschen! Ein noch ganz anderer Anblick erwartet uns an den Gestaden des unabsehbaren Meeres. Welche Wassermasse, mit welcher alle Ströme der Erde sich nicht vergleichen lassen, ist da vor uns ausgebreitet! Noch sind wir rings von festem Lande umgeben, wie daheim in unserer Stadt oder in unserem Dorfe.

2. Aber wir wandern weiter, wir steigen etwas bergauf, und da auf einmal liegt das Meer, das lang ersehnte, vor unseren Augen. Eine graue, grüne oder noch anders scheinende Wasserfläche reicht weiter, als das Auge zu sehen vermag. Sie dehnt sich aus bis an den Horizont, wo der Himmel auf ihr zu ruhen scheint. Nirgends, wir mögen spähen, wie wir wollen, ist ein jenseitiges Ufer zu finden. Spiegelglatt oder leicht nur sich kräuselnd ist die Wasserebene ohne ein jenseitiges Ende ausgespannt. Kein Berg, kein Hügel, keine Erhöhung, keine Abwechselung unterbricht die wunderbare Fläche. Da auf einmal braust der Sturm heran und wühlt das Meer auf. Da kommt Leben in das ruhige Gewässer. Immer höher heben sich die vom Sturm gepeitschten Wellen, immer tiefer sinken dazwischen die Wellenthäler. Sturmvögel schweben über der Untiefe. Haushohe Wasserberge sieht man aufsteigen und wieder sinken, und weit ans Ufer heran schlagen donnernd die Wellen in furchtbarer Brandung. Ein gewaltiges Rauschen und Brausen begleitet die tiefgefurchten Bewegungen des Meeres, bis endlich die Wuth des Windes sich gebrochen hat und nach und nach die alte Ruhe auf der weiten Wasserfläche zurückkehrt.

3. Die Sterne ziehen endlich am Himmel herauf und spiegeln sich wundervoll wieder in dem ruhigen Spiegel des Wassers. Ueber uns blinken die Sterne und neben uns glänzt ihr Wiederschein aus der Tiefe des Meeres. Da plötzlich erfaßt noch ein anderes Schauspiel unsere Blicke. Die Oberfläche und die Tiefe des Meeres fängt an, wie Feuer zu glänzen, und das ganze Meer scheint mit Feuerfunken übersäet zu sein. Die Fische schießen wie feurige Blitze durch die Fluthen. Millionen von Sternchen und Fünkchen scheinen sich auf den Wellen des Meeres zu schaukeln, und wie ein Feuerstreifen glänzt die Bahn, die ein Schiff zurücklegte. Das ist das zuweilen vorkommende wunderbare Leuchten des Meeres. Kannst du dir nun denken, wie unermeßlich groß das ganze Weltmeer sein muß?

267. Räthsel.

(Von Schiller.)

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
erreicht es eines Adlers Flug!
Ein Fisch ist's und zertheilt die Welle,
die noch kein größ'res Unthier trug!
Ein Elephant ist's, welcher Thürme

auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
gleicht es, wenn es die Füße regt.
Und hat es fest sich eingebissen
mit seinem spitzen Eisenzahn,
so steht es, wie auf festen Füßen
und trotzt dem wüthenden Orkan.

Hundertundsiebente Lektion. [CVII.]

268. Europa und seine Länder.

(Nach L. Thomas.)

1. Europa ist nächst dem Inselande Australien zwar der kleinste, aber dagegen auch der bedeutungsvollste aller Welttheile. Er ist eine große, manchfach gestaltete Halbinsel, gegen Osten an Asien stoßend, im hohen Norden von den kalten Fluthen des Eismeers, südlich von dem Mittelmeere und westlich vom großen atlantischen Ocean bespült.

2. Viele unter der heißen Zone gelegene Gegenden Asiens und Amerikas bezaubern zwar den Reisenden sowohl durch die Fülle und Pracht ihrer Pflanzen und die Reize und den Farbenschmuck der Thierwelt, als auch durch die Größe und Herrlichkeit der Naturerscheinungen; werden aber Vortheile und Nachtheile gehörig erwogen, so ist doch Europa und Nordamerika in jedem Sinne der gedeihlichste Aufenthalt für den Menschen. In Betreff der Gaben seiner Oberfläche ist es freilich ursprünglich, mit Ausnahme des großen Inselandes Neuholland, nicht so reich als die übrigen Erdtheile von der Natur ausgestattet worden; denn sein jetziger Reichthum in der Pflanzenwelt ist wohl zum großen Theile mehr ein zusammengebrachter, als ureigner.

3. Es ist eine ausgemachte Sache, daß manche unserer Waldbäume, wie eine Menge anderer Gewächse, die jetzt Europa im Ueberflusse hervorbringt, in früherer oder späterer Zeit aus den verschiedensten Gegenden dahin gepflanzt worden. Selbst die Getreidearten sind Fremdlinge, und Asien mag ihre Heimath sein; und wie in neuerer Zeit Amerika die vielbenutzte, wohlthätige Kartoffel und den ziemlich unnützen, aber vielbeliebten Tabak sandte, so gab Asien die edlen Obstsorten: Die Kirschen, Pfirsichen, Apfelsinen, Zitronen, Feigen, Melonen und selbst den Wein.

4. Von Europa wurden diese Gewächse nach Amerika ver-

pflanzt. Aber eben darin besteht der große Vorzug Europas vor den übrigen Welttheilen, daß sein gemäßigtes Klima die Erzeugnisse anderer Länder sich so leicht aneignet, ohne deren Mängel zu besitzen.

5. Europa hat im Vergleiche mit anderen Theilen der Erde nur unbedeutende Gebirge, Ströme und Seen; seine Wälder sind nicht zu vergleichen mit den Urwäldern Amerikas, seine Ebenen nicht mit den großen Wüsten Afrikas; seine mächtigsten Thiere sind schwach und unbedeutend gegen die Riesen der Thierwelt in Afrika und Asien; dafür aber tritt auch die ganze Natur dem Menschen in Europa freundlicher und milder entgegen. Die Europäer kennen nicht die Strenge, Furchtbarkeit und lange Dauer des Winters von Sibirien und Nordamerika. Unter gleichen Graden der Breite, unter denen jene beiden Länder ihren wenigen Bewohnern bei fast ewigem Eise nur Moose und niedriges Gestrüpp bieten, erzeugt dieser Erdtheil noch Getreide und mancherlei Früchte. Fremd ist ihnen die Wuth der Orkane Westindiens, fremd die furchtbaren Gegensätze von Hitze und Kälte, wie Amerika und Asien sie darbieten; und wenn auch der Himmel nicht in jener Pracht der Tropenländer strahlt, so kennt man auch nicht jene furchtbar verheerenden Krankheiten, von denen die Bewohner jener für so glücklich gepriesenen heimgesucht werden — (die asiatische und afrikanische Pest und das gelbe Fieber Amerikas berühren kaum Europas äußerste Grenzländer). Gern vermißt man die fast endlosen Sandwüsten Afrikas und Asiens, die Flußniederungen Amerikas mit ihren furchtbaren Ueberschwemmungen, jene unendliche Menge theils gefährlicher, theils wenigstens höchst lästiger, reißender oder giftiger Thiere. Unbesorgt überläßt der Europäer sich dem Schlummer in Feld, Wald und Wiese, ohne den giftigen Hauch einer verpesteten Luft oder die Gewalt und das Gift mächtiger Thiere, lästiger Muskitos (eine Art Mücken) und gefährlicher Gewürme befürchten zu müssen.

6. Das fast überall milde Klima mit fast durchaus gesunder Luft giebt dem Europäer jene körperliche Schönheit und Stärke, wodurch er sich im Allgemeinen von den übrigen Völkern der Erde auszeichnet, und begründet höchst wahrscheinlich seine entschiedene geistige Ueberlegenheit. Europa ist der gebildetste Welttheil, seit mehr als 2000 Jahren der Mittelpunkt aller Kenntnisse, aller Wissenschaften, aller Künste und Gewerbe, alles Handels und aller milden und edlen Sitte; und nur erst seit einem Jahrhunderte beginnt in Nordamerika, namentlich durch europäische

Abkömmlinge, die edlere Bildung. Und von ihm und Nordamerika aus gehen die begeisterten Boten des Evangeliums, zu verkündigen das Heil der Welt allen Völkern des Erdkreises.

7. Die wichtigsten Länder in Europa sind: England, Frankreich, Deutschland und Rußland.

Hundertundachte Lektion. [CVIII.]

269. Das deutsche Vaterland.

(Von L. Wächter.)

1. Kennt ihr das Land so wunderschön
in seiner Eichen grünen Kranz?
das Land, wo auf den sanften Höh'n
die Traube reift im Sonnenglanz?
Das schöne Land ist uns bekannt,
es ist des Deutschen Vaterland.

2. Kennt ihr das Land, vom Truge frei,
wo noch das Wort des Mannes gilt?
Das gute Land, wo Lieb und Treu'
den Schmerz des Erdenlebens stillt?
das gute Land ist uns bekannt,
es ist des Deutschen Vaterland.

3. Kennt ihr das Land, wo Sittlichkeit
im Kreise froher Menschen wohnt?
das heil'ge Land, wo unentweiht
der Glaube an Vergeltung thront?
Das heil'ge Land ist uns bekannt,
es ist ja unser Vaterland.

4. Heil dir, du Land so hehr und groß
vor allen auf dem Erdenrund;
wie schön gedeiht in deinem Schooß
der edlen Freiheit schöner Bund!
d'rum wollen wir dir Liebe weih'n,
und deines Ruhmes würdig sein.

270. Deutschland für immer.

(Von Sturm.)

1. Deutschland für immer! heißt mein Lied,
das sing' ich durch die Gassen
und will, bis einst mein Leben flieht,
von diesem Lied nicht lassen.

2. Im Glücke schwingt es hell und klar
sich freudenvoll nach oben,
doch tönt's auch muthig immerdar,
wenn Sturm und Wetter toben.

3. Wer treue Liebe sich erkor,
wem frommer Glaube eigen,
der läßt sich nicht, ein schwankes Rohr,
von jedem Winde beugen.

4. Und ob dem Auge sich entzieht
der Hoffnung goldner Schimmer,
nur um so lauter tönt mein Lied:
Dennoch Deutschland für immer!

5. Deutschland für immer! Stimmt mit ein
in Freuden und in Schmerzen;
das Vaterland wird einig sein,
sind einig erst die Herzen.

271. Westphälisches Bauernleben.

1. Westphalen ist aus alten Zeiten her der Wohnsitz des Sassischen Volks gewesen und geblieben bis heute. Abgerechnet die Israelskinder, die einzeln umher wandeln und handeln, ist der ganze Stamm ächter German. Die Bewohnerzahl steigt fast auf 1½ Million, so daß 1000 auf einer Quadratmeile leben; eine Bevölkerung, die um so stärker zu achten, wenn man in Anschlag bringt, daß der Süden eine Gebirgswelt, der Nordwest einem bedeutenden Theile nach Sand und Moor, und in solchen Gefilden des Bodens Ergiebigkeit nur sehr mäßig, ja ärmlich ist.

2. Die Enkel des alten Sassischen Volkes, welche hier wohnen, sind ein körperstarker, kernfester, unverfeinerter, viel ertragender Menschenschlag, welcher die alte Weise seiner Urahnen nicht nur in der Sprache (der westphälisch-plattdeutschen Mundart), sondern selbst in der Art zu wohnen, in dem ganzen eigentlichen Westphalen, von der Weser bis gen Holland, beibehalten hat. Ausnahme von der alten Wohnart machen nur Paderborn und die südlichen Gebirgslande. Ersteige den Rücken des Osning, schau' nach allen Gegenden hinaus, welch ein eigenthümliches Gemälde überläuft dein Blick! Das ganze Land, so weit das Auge nur reicht, ist mit einzelnen Höfen der Landleute überstreut. Denn noch wohnt der Mensch hier fast überall nicht in

geschlossenen Dörfern, sondern nach uralter Germanensitte vereinzelt in seiner Hütte. Diese ist umgeben vom Kamp (Hofraum), der mit einem Schlagbaum geschlossen ist. Rings um die Wohnung hat jeder Landmann seine Grundbesitzungen, Aecker und Wiesen und Holzungen; mit Graben und Hecken umgiebt jeder sein Grundeigenthum.

3. So hauset er vereinzelt noch jetzt, wie um des Erlösers Geburt, in seinem Kamp. Hier brennt noch auf dem Herde der Deele (Hausflur), welche zugleich Wohnstube ist, das alte germanische Hüttenfeuer. Im Hintergrunde, hinter dem Herde, ist die Schlafstätte. Hier hat auch die Hausfrau ihren steten Aufenthalt, um, selbst am Spinnrade sitzend, mit einem Blicke das ganze Hauswesen zu übersehen und zu leiten. Neben an unter demselben Strohdache ist links und rechts das Vieh, über ihm der Boden für Futter. Der Rauch des Herdes zerstreut sich ohne Schornstein unter dem Strohdach, wo der berühmte westphälische Schinken zur Reife gedeiht, während im dicht vermauerten Ofen der Pumpernikel brodet. Solchem ländlichen Menschen ist sein Erdengut mit Kindern und Gesinde ein irdisches Paradies, eine kleine Welt für sich. Selten sind ihm die Scenen aufgeregten Verkehrs der Jahrmärkte u. s. w., weit mehr kennt er die Freuden der Hochzeiten und der Tauffeste.

4. Mehrere von solcherlei vereinzelten Grundstücken der Landleute machen eine Bauerschaft durch Verein unter sich, an deren Spitze ein Hofschulze steht, aus; mehrere Bauerschaften aber sind zu einem Kirchspiel vereint, dessen Kirche sich im nächsten Flecken oder Dorfe, oder in der nächsten Stadt befindet. In weiter Abgeschiedenheit von einander liegen solche Kirchdörfer, und der ländliche Siedler hat zu seiner Kirche oft zwei Stunden zu wandern. Aber ein frommes Gemüth ist ihm eigen; er weiß sie dennoch mitten durchs Ungestüm des Himmels mit seinem starken Körper zu finden.

272. Deutscher Rath.

(Von Reinick.)

1. Vor Allem eins, mein Kind, sei treu und wahr,
laß nie die Lüge deinen Mund entweih'n!
Von Alters her im deutschen Volke war
der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

2. Du bist ein deutsches Kind, so denke d'ran,
noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer.
Aus einem Knaben aber wird ein Mann,
das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

3. Sprich „Ja" und „Nein" und dreh' und deutle nicht;
was du berichtest, sage kurz und schlicht.
Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht,
dein Wort sei heilig, drum verschwend' es nicht!

4. Leicht schleicht die Lüge sich ans Herz heran,
zuerst ein Zwerg, ein Riese hintennach,
doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an,
und eine Stimme ruft in dir; „Sei wach!"

5. Dann wach' und kämpf', es ist ein Feind bereit!
Die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr.
Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit,
du deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

273. Die Auswanderer.

(Von Ferd. Freiligrath.)

1. Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
ich muß euch anschau'n immerdar;
wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
dem Schiffer eure Habe dar!

2. Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
die Körbe langt, mit Brod beschwert,
das ihr, aus deutschem Korn gebacken,
geröstet habt auf deutschem Herd;

3. Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
auf der Schaluppe grüne Bank!

4. Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
oft an der Heimath Born gefüllt;
wenn am Missouri Alles schwiege,
sie malten euch der Heimath Bild.

5. Des Dorfes steingefaßte Quelle,
zu der ihr schöpfend euch gebückt,
des Herdes traute Feuerstelle,
das Wandgesims, das sie geschmückt.

6. Bald zieren sie im fernen Westen
des leichten Bretterhauses Wand;
bald reicht sie müden braunen Gästen,
voll frischen Trunkes, eure Hand.

7. Es trinkt daraus der Tscherokese,
ermattet, von der Jagd bestaubt;
nicht mehr von deutscher Rebenlese
tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

8. O, sprecht! warum zogt ihr von dannen?
das Neckarthal hat Wein und Korn,
der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
im Spessart klingt des Aelplers Horn!

9. Wie wird es in den fremden Wäldern
euch nach der Heimathberge Grün,
nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
nach seinen Rebenhügeln ziehn!

10. Wie wird das Bild der alten Tage
durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen frommen Sage
wird es euch vor der Seele stehn.

11. Der Bootsmann winkt!—Zieht hin in Frieden;
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
und euren Feldern Reis und Mais!

Hundertundneunte Lektion. [CIX.]

274. Aufenthalt in Rom.

(Von Herder.)

Meine lieben guten Kinder!

1. Ihr habt mir so viel Freude gemacht mit Euren Briefen, daß ich jedem von Euch mehrere schuldig bin, und diese Schuld will ich bald abtragen. Dir, lieber Gottfried, will ich von römischen Alterthümern, dir, lieber August, von schönen Göttern und Göttinnen, dir, braver Wilhelm, von trefflichen Gebäuden, der Rotunda und anderen, dir, du kernfester Adelbert, von italienischen Ochsen, Kühen, Bäumen, dir, liebes Louischen, von Gärten und hübschen Bildern, dir, du lieber Emil, von Weintrauben und anderen schönen Sachen schreiben.

Bald kommt auch Herr Moriſt zu Euch, der künftige Woche von hier wegreiſen und Euch viel von Rom und von mir erzählen wird. Habt ihn lieb und fragt ihn nur viel; er iſt ein gar guter Menſch, und ich habe ihn ſehr lieb.

2. Mich freut es, liebe Kinder, daß Ihr ſo fleißig, gehorſam und artig ſeid. Dir danke ich, lieber Gottfried, daß du dich meiner Bibliothek ſo annimmſt und mir ſo artige Briefe ſchreibſt; ſo auch dir, lieber Auguſt, und dir, lieber Wilhelm, auch deswegen, daß dich Herr Krauſe über deine Zeichnung gelobt hat. Mich ſchmerzt es jetzt alle Augenblicke, daß ich nicht zeichnen kann; ich bin wie ein Stummer, der zwar Gedanken hat, ſie aber nicht auszudrücken vermag. Darum, liebe Kinder, lernet hübſch zeichnen, und ſeid auch in den Sprachen fleißig. Auch ſchadete es nicht, lieber Gottfried, wenn du dein Klavierſpielen wieder anfingſt, damit du recht mit Ausdruck ſpielen lerneſt. Als ich dem Herrn Rehberg, der ein vortrefflicher Maler iſt, aus deinem Briefe vorlas, daß du Albrecht Dürer werden wollteſt, ſagte er, warum ich dich nicht mitgebracht habe; aber es iſt noch zu früh; du mußt auch erſt andere Dinge lernen, ehe du nach Italien reiſeſt. Du lernſt hübſche Lieder, liebes Louiſchen, und deine Blättchen an mich ſind ſehr hübſch; inſonderheit freue ich mich über das Lied: „Befiehl du deine Wege“; du mußt auch einige Verſe aus dem Liede: „Ich ſinge dir mit Herz und Mund“ lernen, es iſt gar ein ſchönes Lied. In deinem neuen Biberkleidchen, lieber Emil, möchte ich dich gern ſehen, aber ich komme erſt wieder, wenn du es nicht mehr trägſt; trage es geſund, du gutes Jüngelchen, und behalte mich lieb; deine Briefchen erfreuen mich ſehr; du biſt ein verſtändiges Bübchen und der kleine Gottfried auch.

3. Nun lebt wohl! Ihr meine lieben guten Kinder: Gottfried, Auguſt, Wilhelm, Adelbert und du, liebes Louiſchen und du, kleiner Emil, der du gern an mich ſchreibſt; lebt Alle wohl und ſeid hübſch artig, vergnügt und gehorſam und fleißig. Lebt wohl, Ihr Lieben!

275. Zwei verſchüttete Städte.

(Von Haupt.)

1. Im Jahre 79 nach Chriſti Geburt, am 24. Auguſt, erhob ſich plötzlich, nachdem der Veſuv (ein feuerſpeiender Berg bei Neapel) ſeit Menſchengedenken nicht mehr Lava ausgeworfen hatte, eine ungeheure Rauchwolke aus dem Berge; bald ſchoſſen Feuerſtrahlen daraus hervor, glühende Steine flogen umher, und glühende Aſche fiel dicht und immer dichter mehrere

Stunden weit nieder; die Sonne verlor ihren Schein, bis endlich dunkle Finsterniß über der ganzen Gegend lag. Die Erde erbebte, und unter den Tritten der Fliehenden schwankte der Boden, so daß sie niederstürzten; unterirdischer Donner grollte dumpf, und in jedem Augenblick fürchteten die Bewohner den Einsturz ihrer Städte. Alles floh. Um sich gegen die unerträgliche Hitze der glühenden Asche zu sichern, band man Kissen auf den Kopf. Nichts war zu erkennen. Das Rufen, das Geschrei und Gejammer der Armen, die auf dem Felde herum tappend sich nirgends zurecht zu finden wußten und die Ihrigen vergebens suchten, war herzzerreißend. Endlich, als der lange und schwere Aschenregen nachließ und am andern Tag die Sonne, wiewohl mit bleichem Schein wieder hervortrat, bot die ganze Gegend den traurigsten Anblick dar. Alles war mit Asche bedeckt. Von den zwei Städten aber, Herculanum und Pompeji, fand sich keine Spur mehr. Niemand wußte, wo sie geblieben; man glaubte, die Erde habe sie verschlungen. Ein schauerliches Schweigen ruhte über ihrem Grabe.

2. Da geschah es, daß vor etwa hundert Jahren ein Bauer in jener Gegend einen Brunnen graben wollte; und siehe, er grub drei schöne Bildsäulen heraus. Später forschte man weiter, und — wer malt das Erstaunen! — man grub ein Theater, eine Straße mit ihren Häusern heraus; kurz, man überzeugte sich, daß man in dem vor mehr als 1600 Jahren durch Asche und glühende Lava verschütteten Herculanum sich befinde. Später grub man auch nach dem alten Pompeji, und auch dies wurde gefunden; und wohl der vierte Theil desselben ist schon ans Licht gebracht. Das ist nun höchst merkwürdig: In einer unterirdischen Stadt kann man da umhergehen. Alles liegt noch so da, wie es vor 1600 Jahren gewesen; und eine recht anschauliche Vorstellung von dem Leben der alten heidnischen **Römer** läßt sich hier gewinnen. Da sieht man noch Stühle und Tische, Lampen, Messer, Flaschen, Ringe, Schlüssel u. dgl. herum liegen. Die höchst geschmackvolle Malerei an den Zimmerwänden ist noch so frisch, als wenn der Maler eben erst davon gegangen wäre. Im Theater und auf einer Villa (Landgut) fand man einen außerordentlichen Schatz von kostbaren Statuen von Marmor und Bronze. In einem Zimmer fand man eine Bibliothek von 1700 Papyrusrollen (gedruckte Bücher hatte man damals noch nicht); sie waren aber alle verkohlt. Ueber den Hausthüren stehen noch hier und da Inschriften, und in den Buden der Oelverkäufer die Ladentische. Die Straßen sind enge, die Häuser niedrig. Ihr Aeußeres ist sehr einfach, das Innere desto prachtvoller. Die Fußböden

sind mehr oder weniger mit künstlicher Mosaik (einem aus farbigen Steinen zusammengesetzten, unsern Stickereien ähnlichen Gemälde) ausgelegt; die Wände sind mit prachtvollen Gemälden verziert, Tische und Schränke mit dem schönsten Hausrath. Vor den Häusern sind noch die Bänke, auf denen sich die Nachbarsleute zu versammeln pflegten. Ein weibliches Skelett saß an einem Arbeitstischchen und hatte einen Knäul vor sich liegen, ein anderes wurde mit einem Schlüsselbunde in der Hand, ein drittes auf einer Hühnerleiter stehend gefunden, und in den Buden lagen noch allerhand Eßwaaren, Nüsse, Weinbeeren, Oliven, eine große Pastete; aber natürlich alles verkohlt von der Hitze der Lava.

276. Ausbruch des Vesuvs.

(Aus Onkel Brisson's Abenderzählungen.)

1. Im Jahre 1779 tobte der Vesuv mit wüthender Gewalt, nachdem er sich sieben Monate vorher ganz ruhig verhalten hatte, und die über ihm schwebende Rauchsäule verschwunden war. Ehe das Verderben, das der Vesuv anrichtete, über die Umgegend hereinbrach, umlagerte ihn eine so dicke Luft, daß die Sonne ihren Strahlenglanz und der Mond sein heiteres Licht verlor, und beide röthlichen Scheiben glichen. Schon kündigten Vorboten die angstvolle Zukunft an, in welche die Bewohner in der Nähe des Berges blickten. Mit donnerndem Getöse brachen zwischen dem Krater und der Stadt Torre del Greco Rauchsäulen hervor. Am 12. Juni erschreckte die Nachbarn ein so heftiger Erdstoß, daß in dem mauerstarken königlichen Palaste zu Caserta alle Klingeln anschlugen. Dieser und noch ein anderer Stoß, der drei Tage später erfolgte, war die Ankündigung eines zwar schönen, aber furchtbaren Naturschauspiels, von dem die Klügsten nicht wußten, was es für ein Ende nehmen würde.

2. Vom Vesuv her hörte man nun ein wildes Getöse, aufeinanderfolgende Donnerschläge, sah Rauchwolken, und ihm zur Seite erhob sich eine Feuersäule. Bald blitzte eine Feuersäule nach der andern auf. Ein Regen von glühenden Steinen, Schlacken und Asche fiel aus der Höhe hernieder. Es war wunderbar und prachtvoll anzusehen, wie die Flammen von allen Seiten des mächtigen Berges hervorschossen und weit über seinen Gipfel hinausreichten, so daß er einer brennenden lodernden Fackel glich. Ein Donnern, wie es durch das schnell

auf einander folgende Abfeuern des groben Geschützes, ein Brüllen und Toben, wie es durch die schäumenden, vom Sturmwinde gepeitschten Wogen des Meeres verursacht wird, erfüllte jetzt den Luftkreis. Es sauste, es pfiff, es ließen sich allerlei gräßliche Töne hören. Aus dem Krater wälzte sich ein dicker Schwefeldampf empor; zentnerschwere Steine wurden bis zu einer unglaublichen Höhe hinaufgeschleudert und schienen mit einer Leichtigkeit geworfen zu werden, als ob ein Knabe seinen Fangball aufwärts steigen läßt. Es krachte vom Niedersturze dieser Steinmassen, und die dadurch verursachten Erschütterungen des Bodens theilten sich den Häusern in Neapel mit. Fenster klirrten, Thüren rasselten, Thurmglocken schlugen an; in dicken Dünsten schwamm das Bild des Mondes blutroth, sie umhüllten ihn endlich ganz, so daß seine Scheibe unsichtbar wurde. Auf den Straßen hörte man das Wehklagen der Menschen; der Gottesleugner betete; der Abergläubige nahm seine Zuflucht zu den Heiligen, und laute Stimmen riefen ihnen zu: Bitte für uns!

3. Lavaströme wälzten sich von dem Berge herab. Finstere Rauchwolken verdunkelten das Licht der Sonne, und der Tag verwandelte sich in Nacht. Am 7. August um Mitternacht schoß aus dem Krater eine Feuersäule hervor, die eine so glänzende Helle verbreitete, daß man, sechs englische Meilen vom Vesuv entfernt, in der Nacht das Kleinste erkennen konnte. Nach einem erschütternden Donnerschlage erschien am folgenden Abende eine andere Feuersäule, welche sich bis zu der ungeheuren Höhe von 10,000 Fuß erhob. O, wie klein und kindisch ist dagegen das Spiel der Menschen mit Feuerwerken!

4. Der Aschenregen fiel so dicht, daß es Niemand wagen konnte, vor die Thüre zu treten. In den Häusern herrschte eine Gluth, daß man fürchtete, die Balken würden sich von selbst entzünden. Ein schwarzes Gewölk wurde von Blitzen durchschlängelt. Die Hitze und der Schwefeldampf verstatteten kaum noch das Athemholen. Der Gipfel des Vesuv, der Berg Somma und das dazwischen liegende Thal glichen völlig einem Feuermeere, dessen Gluth man in weiter Ferne empfand.

5. Endlich hörte das Toben des Berges auf, und eine friedliche Ruhe kehrte nach Krieg und Schrecken zurück, womit er die Umwohnenden geängstigt hatte.

Hundertundzehnte Lektion. [CX.]

277. Griechenlands Lage und Bewohner.

(Nach Hugendubel.)

1. Der nördliche Theil der Halbinsel des Hämus*) ist ein gebirgiges Land, dessen Bewohner, Hirten und Krieger, zu jeder Zeit auf einer niedrigen Stufe der Gesittung gestanden haben. Die südliche Halbinsel oder Griechenland liegt im Mittelpunkte der alten Welt, in der Nachbarschaft der am frühesten civilisirten Länder, Aegyptens, Phöniciens, Kleinasiens; und ein schmales Meer trennt sie von Italien.

2. Griechenland ist ein Gebirgsland ohne große Ebenen; sein Klima ist aller Orten veränderlich und in jeder Gegend anders. Es zerfällt in eine Menge Bezirke, von welchen jeder eine eigenthümliche Beschaffenheit hat, wird von drei Meeren bespült, durch tiefe Buchten zerschnitten und ist von einer großen Anzahl Inseln umgeben. Das Land zeigt einen wunderbaren Wandel natürlicher Verhältnisse, der jede Möglichkeit politischer Einheit und darauf begründeter Eroberungslust und Weltherrschaft, wie sie bei den Römern stattfand, ausschloß. Die **Griechen**, ebenso gut ein Inselvolk als Continentalvolk, theilen sich in eine Menge Völkerschaften von sehr verschiedenem, stark ausgeprägtem Charakter. Diese Theilung hat eine Verschiedenheit der Sitten, des religiösen Geistes, der politischen Einrichtungen, einen Reichthum von Ideen und Erfahrungen erzeugt, welcher gegen die einförmige und arme Civilisation der großen asiatischen Staaten stark absticht. Aber aus derselben Thatsache entsprangen auch die Uneinigkeiten der Griechen, ihre Eifersucht, ihre innerlichen Kriege und ihre Schwäche gegen die Eroberer, welche alle Gebirge und Engpässe, die der Freiheit zur Schutzwehr dienen sollten, unnütz machte.

3. Die Schönheit des griechischen Klimas, welche in den Augen der alten Bewohner der köstlichste Vorzug ihres Vaterlandes war, die Reinheit der Atmosphäre, die Heiterkeit des Himmels, die harmonischen Formen der Gebirge und die ganze Poesie der Natur haben sich in der schönen Gesittung der Griechen, in der bewunderungswürdigen Vollkommenheit ihrer schönen Künste, in dem seltenen Gleichgewichte,

*) Hämus hieß bei den Alten das Balkangebirg.

welches zwischen den verschiedenen Kräften ihrer Seele bestand, in der Heiterkeit und Ruhe ihres ganzen Lebens abgespiegelt.

4. Seiner Gesittung, seinen Wissenschaften und schönen Künsten, nicht seinen Eroberungen verdankt das griechische Volk den großen Einfluß, den es auf die Menschheit ausgeübt hat, und die Stelle, welche es unter den größten geschichtlichen Völkern einnimmt.

Hundertundelfte Lektion. [CXI.]

278. Tempel und religiöse Gebräuche der Hindu.

(Aus dem Thüringischen Kinderfreund.)

1. Die Hindu in Ostindien bekennen sich meistentheils zur brahmanischen Religion. — Tempel und Pagoden sind in allen Gegenden Ostindiens in sehr großer Anzahl zu finden. Diese indischen Tempel übertreffen an Größe und Dauerhaftigkeit Alles, was auf Erden von Werken der Baukunst bekannt ist. Sie sind auf der Küste Malabar meist aus Marmor oder Ziegelsteinen, auf Koromandel aber größtentheils aus Granit gebaut. Gewöhnlich bildet das Ganze ein längliches Viereck, genau nach den Weltgegenden gerichtet und von einer sehr starken Umfassungsmauer umgeben. Bei dem Tempel von Dschaggerath beträgt die Länge des Ganzen 2160 Fuß, die Breite 1446 Fuß. In der Mitte jeder der 4 Mauern erhebt sich ein Thurm von 8—10 Stockwerken, 3—400 Fuß hoch, und diese Thürme sind außen ganz mit in halb erhabener Arbeit ausgeführten Götter- oder Thierbildern bedeckt. In der Mitte des freien Raums steht das eigentliche Heiligthum, ein riesengroßes pyramidenförmiges Gebäude, ganz aus spiegelglatten Granitquadern aufgeführt.

2. Noch bewundernswürdigere Denkmäler der riesenmäßigen Baukunst einer uralten Zeit sind andere Tempel, welche sogar ganz aus Felsen gehauen sind. Solche unterirdische Felsentempel, Paläste, Säle, die oft Raum zu Wohnungen für viele tausend Priesterfamilien enthielten, finden sich in großer Anzahl auf der nördlichen Hochebene Dekans und in den Ghatsgebirgen. Bei Ellore ist ein hufeisenförmiges Gebirge in einer Ausdehnung von 2 Stunden zu unendlich vielen Pagoden aus-

gemeißelt, und das Innere ist mit Tausenden von Götterbildern angefüllt. Aehnlich, nur nicht von so ungeheurem Umfange, sind die Höhlentempel von Elephantine und Salsette.

3. Fast in jedem hindu'schen Hause wird eine Schutzgottheit angebetet. — Pilgerschaften zu den von dem Volksglauben geheiligten Oertern werden für heilige Werke gehalten. Solche Oerter sind besonders die Höhen des Himalaya, aus denen die heilig gehaltenen Ströme der Inder hervorbrechen. Hier, an den sichtbaren Ursprüngen der Ströme, in wilden Felshöhen haben die Hindus ihre gefeiertsten Opferstellen, Tempel, Badeplätze und Wallfahrtsorte. Durch die grauenvollen Schnee- und Eisfelder aufwärts winden sich, Gebete murmelnd, die Pilger, um die heilige Ganga aus einem Orte, Kuhmaul genannt, hervorbrechen zu sehen. Viele erliegen den Mühseligkeiten dieser Reise; aber glücklich werden die geschätzt, welche der Tod auf dieser heiligen Reise dahinraffte. Der heiligste Strom Ostindiens ist der Ganges. Zu diesem zu pilgern, aus seinen Fluthen zu trinken, in ihm zu baden, ist das Ziel von Hunderttausenden. Der Kranke sucht Genesung im Gangesbade, und der Gesunde sorgt dafür, daß nach seinem Tode wo möglich seine Asche in den Strom gestreut werde. Gangeswasser wird in den indischen Gerichtshöfen dazu benutzt, um darauf den Eid zu schwören. Zahllose Pagoden stehen an den Ufern des heiligen Stroms; im frommen Wahnsinn stürzen Mütter ihre Kinder in die Fluth, um sie desto schneller eine Stufe höher in der Wanderung zum Licht zu bringen. Mancher Schwärmer ertränkt sich selbst in dem heiligen Wasser, und Viele wandern 500 Meilen weit nach den heiligen Stellen, um das heilbringende Wasser des Ganges auf ihrem Kopfe heimzutragen.

4. Seltsam und zum Theil schrecklich sind die Büßungen, denen die Hindus freiwillig sich unterziehen. Eine der gewöhnlichsten Büßungen ist, mit erhobenen Armen zwischen vier Feuern zu sitzen, während die Sonne über dem Scheitel brennt, — im Winter im kalten Wasser liegen, — auf den Spitzen der Zehen stehen,—von Wasser und gedörrtem Laube leben,—Wochen und Monate lang unbeweglich stehen, den Körper mit Ameisenhaufen bedeckt, während stachelige Schlingpflanzen den Körper umranken und verwunden und Vögel ihre Nester sorglos auf den Schultern anbauen. Manche Büßende ziehen sich in Höhlen zurück, wo sie von dem Volke genährt werden; andere liegen Jahre lang auf Brettern, aus welchem spitzige Nägel hervorragen; noch andere zerfleischen sich den ganzen Körper, oder lassen sich an einem eisernen Hacken, der ihnen durch den

Rücken getrieben wird, in die Höhe ziehen und in der Luft im Kreise umherdrehen. Manche lassen sich lebendig begraben oder werfen sich unter die Räder der Wagen, auf denen die Götzenbilder bei Prozessionen umhergefahren werden. So glauben sich die Schwärmer unmittelbaren Eintritt ins Paradies zu erwerben.

5. Uralt ist die Sitte, daß sich die Frau beim Tode ihres Mannes auf dem Scheiterhaufen desselben mit verbrennen läßt. Es fordert dies kein Gesetz, aber dennoch finden sich sehr viele Beispiele dieser gräßlichen Sitte bis auf die neueste Zeit, obgleich die Engländer mit Zwangsmaßregeln dagegen einschreiten.

Hundertundzwölfte Lektion. [CXII.]

279. Hammerfest, die letzte Stadt im Norden von Europa.

(Nach A. W. Grube.)

1. In einer Bucht von Qualöe (Wallfischinsel) auf der rechten Seite, wenn man aus dem offenen Meere kommt, bemerkt man fünf bis sechs Häuser an die Felsenwand gebaut, überragt von einem hölzernen Kirchthurme, und durch zwei friedliche Kanonen, in denen die Vögel nisten, vertheidigt. Dies ist Hammerfest, die letzte Stadt des Nordens. Der Hafen ist mit Barken und Handelsfahrzeugen bedeckt.

2. Im Sommer bietet die kleine Stadt Hammerfest ein heiteres und belebtes Gemälde dar; sie sieht im Verlauf einiger Monate fast 200 Fahrzeuge, theils norwegische, theils fremde, ankommen. Sie bringen Mehl, Hanf u. s. w. und nehmen als Austausch Fische, Thran, Rennthierhäute, Eiderdunen, Füchse und Erz mit fort. Hammerfest ist die Hauptstadt von ganz Westfinnland. Sie zieht den größten Theil der Produkte des Landes, von der Jagd nämlich und vom Fischfange, an sich und verbreitet im Einzelnen die fremden Bedürfnisse, welche sie empfangen hat, in die verschiedenen Kauforte des Distrikts.

3. Wenn man durch die wogenden Nebel und die dichten Wolken, welche gewöhnlich den Himmel von Hammerfest verschleiern, plötzlich einen schönen Sonnenstrahl dringen sieht, wenn die Gebirge der Inseln mit ihren bläulichen Rändern und ihren schimmernden Gipfeln in der Ferne erscheinen, wenn das Meer, welches kein Wind in Bewegung setzt, wie ein sil-

berner See sich zwischen der Stadt und dem Felsen ausbreitet, o! das ist ein schönes, poetisches Schauspiel. Eines Abends im Monat August habe ich von der Höhe dieses wie eine Thurmspitze aufsteigenden Piks*) die Sonne, im ersten Augenblick durch eine lichte Wolke verhüllt, um Mitternacht in all' ihrer Pracht sich erheben sehen. Das ganze Meer erglänzt im Licht; die Gebirge hatten eine Färbung von Azur, gleich den fernen Horizonten der südlichen Gegenden, und die Sonne, zwischen den Hügelwänden in ihrem Bette von Granit wie eingeschlafen, glich einer krystallenen Schale. Sobald diese schönen Tage erscheinen, entsteht in der ganzen Stadt eine große Bewegung. Jeder will das so seltene, so eilig fliehende Schauspiel genießen. Aber diese Tage der Erheiterung sind nur spärlich; ein dunkler Nebel verhüllt das Blau des Himmels; der Frost beginnt mitten im schönsten Sommer, bald verschwinden die fremden Schiffe eines nach dem andern, die Waarenhäuser werden geschlossen, die Geschäfte hören auf, Alles wird still.

4. Der Winter ist da. Und welch' ein Winter! Nächte ohne Ende, ein schwarzer Himmel, ein gefrorener Erdboden. Zwölf Uhr des Mittags muß man im Monat December sich ganz nahe ans Fenster stellen, um einige Zeilen zu lesen. Vom Morgen bis zum Abend ist die Lampe in allen Häusern angezündet, und keine Freude giebt es mehr, kein Leben, keine Neuigkeit. Die Post, die dreimal monatlich ankommen soll, erscheint nur noch zu unbestimmten Zeitpunkten. Die, welche die schwedischen Gebirge passirt, ist oft durch die Nacht und die schlechten Wege aufgehalten; die von Drontheim übers Meer stößt auf noch größere Hindernisse. Die Stadt ist jetzt wie eine Welt für sich, vom großen Erdboden getrennt. Die armen Menschen, welche sie bewohnen, suchen dann alle möglichen Mittel hervor, um sich zu zerstreuen. Sie haben einen Verein gebildet, um sich dänische und deutsche Bücher zu verschaffen. Sie versammeln sich des Abends bald bei dem Einen, bald bei dem Andern, wenn die Schneewirbel sie nicht verhindern auszugehen. Selbst die Wissenschaftlichsten unter ihnen müssen sich auf Zeitvertreibe beschränken; denn anhaltend beim Lampenschein zu lesen oder zu schreiben ist unmöglich. Eines ihrer größten Vergnügen ist, wenn bisweilen der Himmel sich aufklärt, die langen norwegischen Schneeschuhe von Holz anzuschnallen und über die Felsen und Gebirge zu laufen, an denen die Schneemassen alle Unebenheiten ausgeglichen haben.

5. Gegen Ende des Januar beginnen sie, am Horizont die

*) Ein Pik wird ein spitziger Berg genannt.

ersten Lichtblicke der Sonne zu suchen, welche sie so lange geflohen hat. Anfangs unterscheidet man in dem düsteren Gewölk nur einen röthlichen Schein, aber dies ist das wohlbekannte Zeichen, das Alle freudig begrüßen: Es ist der Vorbote der Sonne, welche im Begriff steht, Erde und Menschen wieder zu beleben. Der Erste welcher das frohe Zeichen erblickt, verkündet es mit lauter Stimme, und Jedermann läuft auf den Hügel. Dieser Tag ist ein Festtag in allen Familien. Nach und nach vergrößert sich der rothe Schein; die unbestimmte Linie wird zu einer breiten Scheibe, welche die Wolken durchzieht und von Woche zu Woche sich mehr über den Horizont erhebt und da verweilt, bis sie drei Monate hinter einander den Nordmenschen leuchtet.

Hundertunddreizehnte Lektion. [CXIII.]

280. Neujahrsgeschenk aus Jamaika in Westindien für ein Kind in Europa.

Lieber kleiner Vetter Christian!

1. Morgen ist in Westindien, wie in Deutschland und Nordamerika heiliger Christtag. Nun sitzest Du gewiß beim Ofen, und magst nicht vor die Thüre gehen, weil es schneit und weht und grimmig kalt ist; magst noch weniger vors Thor, wo Alles gefroren und gar Nichts mehr grün ist, wo der Boden mit Schnee und Eis bedeckt ist und alle Bäume kahl und dürre sind.

2. Ich aber, kleiner Vetter, sitze hier nicht hinterm Ofen; denn auf ganz Jamaika giebt's keinen Ofen. Und dennoch friert mich nicht, ja ich schwitze vielmehr; mir ist so heiß, wie bei Euch in den Hundstagen; kaum kann ich meinen Rock auf dem Leibe leiden, und wenn ich des Morgens nach neun Uhr über die Straße gehe, möchte ich vor Hitze umfallen. Hier in Jamaika nämlich, wie in ganz Westindien, ist eine ganz andere Welt. Hier giebt's gar keinen Winter, sondern es ist Sommer in einem fort.

3. Alles ist grün, die Bäume tragen Jahr aus Jahr ein; in den Gärten wächst beständig frisches Gemüse, und alle Tage kann man junges Obst von den Bäumen pflücken. Aber was für Obst, was für Früchte, was für Gewächse? — Fast gar Nichts, wie bei Euch, außer Vitsbohnen und gelben Rüben; keine Aepfel und Birnen, keine Pflaumen und Trauben; son-

dern andere, theurere, süßere Sachen: Citronen, Orangen, Ananas, Zucker, Kaffee, Kakao u. s. w.

4. Da schicke ich Dir, gutes Vetterchen, ein kleines Neujahrsgeschenk von lauter Sachen, die hier zu Lande um Weihnachten wachsen. Im beigehenden Kästchen findest Du eine Citrone, die ich diesen Morgen erst mit eigener Hand von einem Baume gepflückt habe, dann eine Düte voll Kaffeebohnen, die ich gestern von dem hiesigen Blocksberge mitnahm, ferner eine Düte voll Zucker, der noch vorige Woche auf dem Zuckerfelde Halberstadt wie Saft in einem Rohre saß; und endlich einige Kakaobohnen.

5. Die Citrone wird vermuthlich schon verschimmelt sein, wenn sie in Deine Hände gelangt; denn vielleicht kommt das Kästchen erst nach einem halben Jahre an. Wir sind weit von einander; von Kingston, der Hauptstadt auf Jamaika, nach Göttingen mögen wohl fünf tausend Meilen sein. Aber außer den Näschereien liegt noch etwas im Kästchen, das wird Dir gewiß lieber sein, als alles Andere — ein paar Briefe an Dich, liebes Kind, die ich dir auf meiner Reise geschrieben habe. Ich weiß, Du lernst fleißig und hörst gern, wenn man Dir etwas aus der Erdbeschreibung erzählt.

6. Nun, Europa kennst du schon recht gut, aber noch nicht Amerika; das sollst Du nun auch kennen lernen. Da ich jetzt in diesem Welttheile umherreise, so will ich alles Merkwürdige, was ich sehe und höre, aufschreiben und Dir zuschicken. Hier auf Jamaika lernen die lieben Kinderchen Nichts. Die Leute sind so gewaltig reich auf dieser Insel, aber an ihre Kinder wenden sie Nichts. Ja, wenn man es ihnen eintrichtern könnte, wie Rum.

7. Bis ins achte Jahr bleiben die Jungen unter den Bedienten und Schwarzen und werden daher so grob und unwissend, wie die Bedienten und Schwarzen selbst sind. Nachher geht das junge Herrchen zwar in die Schule, weil es aber der Lehrmeister nicht züchtigen darf (denn das leiden die unverständigen Eltern nicht), so lernt das Herrchen Nichts, als höchstens Lesen. Hat es nun ein Bischen Lesen gelernt, dann geht es auf den Tanzboden, wird ein Stutzer, macht Männchen, giebt Besuche und schlingelt so den ganzen Tag mit seinen Spießgesellen umher.

8. Gestern, wie ich gerade den letzten Brief an Dich fertig machen wollte, lief mir meines Hauswirths ältester Sohn, William, auf mein Zimmer und plauderte mir in einem fort von seinem diamantnen Ringe vor, den ihm seine Muhme aus London zum heiligen Christ geschenkt hat, und von dem Balle, der übermorgen sein werde.

9. Endlich wurde ich des Dings überdrüssig und sagte: „Junger Herr, lassen Sie mich zufrieden; ich habe etwas Gescheiteres zu thun; ich schreibe an meinen kleinen Vetter in Niedersachsen, der erst sechs Jahre alt ist, aber schon mehr weiß, wie Sie in ihrem vierzehnten Jahre.“ „In Niedersachsen? In Niedersachsen?“ fragte Mr. William. „Wo liegt Niedersachsen? Liegt es nicht in Nordamerika?“

Kingston, den 24. December 1778.

A. C. v. Schlözer.

Hundertundvierzehnte Lektion. [CXIV.]

281. Nordamerika vor 300 Jahren.

1. Als das Ländergebiet vor 300 Jahren entdeckt wurde, welches gegenwärtig die Vereinigten Staaten von Nordamerika bildet, sah es hier ganz anders aus wie jetzt.

2. Die Abdachung der *Alleghany*-Gebirge östlich bis zur Meeresküste und westlich bis zu den Ufern des Wabash Flußes waren mit dichten Wäldern bedeckt, die sich vom Cape Fear nördlich bis zu den fünf großen Seen erstreckten. Nur rothhäutige Indianer und wilde Thiere, wie der Bär, der Wolf und der Bison oder Buffalo, Hirsche und Truthühner u. s. w. bewohnten dieses Land.

3. Weiter nach Westen hin bis zum Felsengebirge breiteten sich die baumlosen Prairien Tausende von Meilen in die Länge und Breite aus. Die Buffalos weideten in ungeheuren Heerden auf diesen fetten Grasfluren. Eine große Anzahl von Indianerstämmen hatten sich im Mississippithale der Bisonjagd wegen niedergelassen und führten, wie alle Indianer Nordamerikas, ein Nomadenleben. Sie hatten den ganzen Länderstrich in Besitz und jeder Stamm betrachtete sein Jagdgebiet als sein Eigenthum.

4. In dem Lande, welches südlich von den *Alleghany*-Gebirgen und von dem Arkansas Fluß nach dem Golf von Mexico hin sich ausdehnt, wuchsen keine niedrigen Gräser, sondern nur Kräuter, Sträuche und Bäume der wärmeren Zone — wie die wohlriechende Magnolia mit zwei Fuß langen Blüthen. Die Flüße, sowie die Lachen (Bayoux, sprich Beijus) der Niederungen wimmelten von Alligatoren, einer riesenhaften Eidexenart.

In den Rohrdickichten (Cane breaks) hausten die Kougars und wilden Katzen in Menge.

5. Die Bevölkerung dieses ungeheuren Ländergebiets soll sich zu jener Zeit auf ungefähr 12 Millionen Indianer belaufen haben. Sie bestand aus vielen kleinen Stämmen, die sich nur mit Jagd und Fischfang beschäftigten, während die Frauen ein Stück Maisland bebauten. Die Sitten und Gewohnheiten der Indianer sind heute noch dieselben, wie vor 300 Jahren. Ackerbau und Viehzucht haben sie nie getrieben.

6. Man sah damals in Nordamerika keine Getreidefelder, Häuser, Städte, Pferde oder Rindvieh, Obstbäume oder eiserne Werkzeuge. Die Indianer hatten bei ihren Lagern in den Ebenen nur wenige Erdhügel aufgeworfen, um von ihren Gipfeln die Feinde oder das Wild in weiter Ferne zu erspähen. — Im ganzen Lande befand sich kein Europäer und kein Neger.

282. Kampf des Hauptmanns Miles Standish mit den Eingebornen

(bald nach der Gründung der Kolonie Massachusetts durch die Pilgrimväter [1621]). Aus "Miles Standish," einem Gedichte von H. W. Longfellow.

(Von Dr. F. E. Baumgarten.)

Eben graute der Tag und Nebel entstiegen den Wiesen
als schon ein Lärm und Geräusch in Plymouth, dem schlummernden Dörfchen:
Waffengeklirr und Geklapper und dann Commandowort „Vorwärts!"
mit gedämpfter Stimme, ein Fußgetrappel, dann Schweigen.
Zehn Gestalten im Nebel marschirten langsam vom Dorfe.
Standish war es, der Brave, mit acht der tapfersten Leute,
(Hobomok diente als Führer, die Rothhaut, freundlich den Weißen)
nordwärts marschirend, zu dämpfen die rasche Empörung der Wilden. —

Nach drei Tagen gelangt' er zum Indianischen Lager
an der Eck' einer Wiese und zwischen der See und dem Walde;
Weiber beim Werk um die Zelte, und Krieger, furchtbar bemalet,
saßen rings um ein Feuer und rauchten und schwatzten zusammen.
Als diese sah'n in der Ferne das plötzliche Nahen der Weißen,
sahen das Blitzen der Sonn' auf Gewehren, Säbeln und Harnisch,
sprangen sie rasch auf die Füße, und zweie von ihnen vorschreitend
wünschten zu sprechen mit Standish und Pelzwerk zu bieten als Gabe.
Freundschaft zeigte ihr Blick, doch ihr Herz war erfüllet mit Hasse.
Beide Tapfre des Stammes und Brüder erstaunlicher Größe,

Goliath gleichend und Og, dem furchtbaren König von Basan;
Peckſuot einer mit Namen, der andere hieß Wattawamat.
An ihrem Halſe trugen ſie Meſſer in Scheiden des Wampum,
mit zwei Schneiden, geſchliffen und ſcharf an den Spitzen wie Nadeln;
dies war die einzige Wehr, denn ſie waren ja liſtig und kraftvoll.
„Engliſch, willkommen!“ ſie ſprachen,—ſie lernten die Worte von Händlern,
welche die Küſte berühren, zu tauſchen und feilſchen um Pelzwerk.
Dann verhandelten ſie in eigener Sprache mit Standish
durch den Dollmetſch und Führer, den Hobomok, freundlich den Weißen,
bettelnd um Decken und Meſſer, doch meiſt um Musketen und Pulver,
von den Weißen verſteckt mit der Peſt, wie ſie ſagten, im Keller,
zum Losdrücken bereit, um zu tödten den Bruder, die Rothhaut!
Doch als Standish dies abſchlug und ihnen die Bibel dann anbot,
plötzlich verändernd den Ton, begann ihr Prahlen und Lärmen.
D'rauf trat Wattawamat mit einem Schritt vor den andern,
und in ſtolzem Gebahren ſprach prahleriſch ſo er zum Hauptmann:
„Nun Wattawamat kann ſeh'n an den feurigen Augen des Hauptmanns,
daß er im Herzen uns grollt; doch das Herz Wattawamats, des Tapfern,
fürchtet es nicht zu ſeh'n. Er war nicht vom Weibe geboren,
ſondern am Berge des Nachts aus der Eiche, vom Blitze geſpalten,
ſprang er im Satze hervor mit all ſeinen Waffen rings um ihn,
rufend, „wer wagt es mit mir, Wattawamat dem Tapfern zu kämpfen?“—
Darauf entblößt' er ſein Meſſer und wetzend die Kling' in der Linken,
hielt er's empor und zeigte ein Weibsgeſicht auf dem Griffe,
ſprechend mit bitterm Ausdruck und Blick, der Böſes bedeutet:
„Hab noch ein andres zu Hauſe mit Mannsgeſicht auf dem Griffe,
ſollen auch ſpäter ſich freien und dann giebt's viele der Kinder!“

Darauf trat Peckſuot vor, ſelbſtrühmeriſch, Standish beſchimpfend.
Während mit Fingern er täſchelt ſein Meſſer, das auf der Bruſt hing,
zog er's halb aus der Scheide und ſtieß es zurücke mit Murmeln:
„Du wirſt es ſehen nachher, 's wird eſſen, ha! ha! doch nicht ſprechen!
Dies iſt der mächtige Hauptmann, den Weiße geſandt uns zu tödten!
Er iſt ein kleiner Geſell; laßt ihn gehen und ſchaffen mit Weibern!“

Währenddeß merkte Miles Standish Indianergeſtalten, Geſichter
ſpähen und kriechen umher von Buſch zu Baum in dem Walde,
gleichſam als ſchauten nach Wild ſie, mit Pfeilen gelegt auf die Sehne,
ziehend um ihn ſtets dichter und dichter des Hinterhalts Netzwerk.
Er jedoch ſtand feſt, mit Verſtellung ſie artig behandelnd!
So erzählt es die Chronik, zur Zeit der Väter geſchrieben.
Doch als er hört ihren Hohn, das Brüſten und Spotten, die Kränkung,
all' das Heißblut des Stammes von Hugh und Thurston von Standish
kocht' und klopft' ihm im Herzen und ſchwellt' ihm die Adern der Schläfe.
Auf den Prahler hin ſtürzt' er und riß aus der Scheid' ihm das Meſſer,

stieß es ihm tief ins Herz und rückwärts taumelt' der Wilde,
fiel langhin auf den Rücken, im Blick noch teuflische Wildheit.
Rasch aus dem Wald dann erhob sich des Kriegsrufs furchtbares Gellen
und gleich Schneegestöber beim pfeifenden Wind im December
schnell und plötzlich und scharf kam die Flucht gefiederter Pfeile,
dann eine Wolke von Dampf und der Wolke entstieg nun ein Blitzen,
aus dem Blitze kam Donner, — unsichtbar lief vor ihm Tod her.
Schreckvoll flohen schutzsuchend die Wilden in Sümpfe und Dickicht,
heiß verfolgt und umringt; doch ihr Haupt, Wattawamat der Tapfre,
floh nicht, — er war todt. Nicht irrend und schnell fuhr die Kugel
ihm durch's Hirn und er fiel mit den Händen umklammernd den Rasen,
als ob todt noch dem Feind er verweigre das Land seiner Väter.

Da auf den Blumen der Wiese lagen die Krieger. —
Schweigend, verschränkten Arms stand Hobomok, freundlich den Weißen.
Lächelnd zuletzt rief er zu dem tapfern Hauptmann von Plymouth:
„Peckſuot prahlte sehr laut über Muth und Stärke und Größe,
spottet' des großen Hauptmanns und nannte ihn kleiner Geselle;
aber ich seh, du warst groß genug, ihn verstummen zu machen!" —
So erfocht und gewann Miles Standish die erste der Schlachten.

283. Der Sang von Hiawatha.

(Die folgenden Verse geben den Anfang des berühmten großen Gedichtes Hiawatha von H. W. Longfellow, in welchem derselbe die Sagen der Indianer in glücklich nachgeahmter Weise erzählt.)

(Aus dem Englischen von Freiligrath.)

1. Fragt ihr mich vielleicht, von wannen
diese Mährchen, diese Sagen,
voll vom Dufte sie des Waldes,
voll vom Dunst und Thau der Prairie,
voll vom steigenden Rauch der Wigwams,
voll vom Rauschen großer Ströme,
voll von steter Wiederholung,
voll von wildem Hall und Rückhall,
wie des Donners in den Bergen?

2. Geb' ich Antwort, sprech' und sag' ich:
„Aus den Wäldern und den Steppen,
von den großen Seen des Nordlands,
aus dem Land der Tschippewäer,
aus dem Lande der Dacotahs,
aus den Bergen, Mooren, Sümpfen,

wo der Reiher, der Shuh-shu-gah,
Nahrung sucht in Busch und Röhricht!
Wiedergeb' ich sie getreulich,
wie vom Munde Nawadahas,
wie vom Mund des süßen Singers,
selber ich vordem sie hörte!

3. Fragt ihr mich, wo Nawadaha
diese Lieder, wild und wirblig,
diese Sagen denn gefunden,
geb' ich Antwort, sprech' und sag' ich:
„In des Waldes Vogelnestern,
in dem Hüttenbau des Bibers,
in des Büffelochsen Hufspur,
in dem Felsenhorst des Adlers!

4. „Sangen alle wilden Vögel
sie ihm vor in Moor und Marschland,
in den traurigöden Sümpfen.
Chetowaik, der Kibitz, sang sie,
Mahng, der Taucher, ließ sie hören,
sang die Wildgans sie, die Wawa,
sammt dem blauen Reih'r, Shuh-shu-gah,
und dem Moorhuhn, Mushkodasa!"

5. Fragt ihr mich vielleicht dann ferner,
sprechend: „Wer war Nawadaha?
Meld' uns doch von Nawadaha!"
Geb' ich Antwort euren Fragen
stracks in Worten, wie sie folgen:

6. „In dem Thal von Tawasentha,
in dem grünen stillen Thalgrund,
bei den lust'gen Wasserströmen,
sang der Singer Nawadaha.
Um das Indianerdörfchen
grünte Wiese rings und Kornfeld,
jenseits aber hob der Forst sich,
standen Haine singender Tannen,
grün im Sommer, weiß im Winter,
immer seufzend, immer singend."....

Neunter Abschnitt.

Aus der Geschichte.

Hundertundfünfzehnte Lektion. [CXV.]

284. Die Cimbern und Teutonen.

(Von Kappe.)

1. Vor zweitausend Jahren sah es in unserm Vaterlande ganz anders aus wie jetzt. Ueberall war Nichts als Wald und darunter Sumpf. Und zwischen den Bäumen herum brüllte der Bär und der Auerochs. Ueberall heulte der Wolf und über den tiefen Morast schob sich das Elennthier. Die Menschen in diesem großen Walde waren stark und kräftig und gingen beinahe ganz nackt. Nur eine Bären- oder Ochsenhaut hatten sie über die Schulter geworfen. Das war ihre einzige Kleidung. Und des Thieres Kopf mit offenem Rachen und seine Hörner blieben gewöhnlich daran sitzen. Es sah erschrecklich aus! Ackerbau fand man wenig unter den alten Deutschen. Viehzucht war fast ihr einziges Geschäft, oder richtiger, das Geschäft der Weiber und Sklaven. Der freie Mann jagte, trank, spielte und schlief. Wie der Spartaner, ehrte auch der Deutsche das Alter hoch, und mehr, als alle andere Heiden, das Weib. Was die Deutschen versprachen, hielten sie treulich. „Hier hast du meine Hand darauf!" sagten sie bieder und reichten die Rechte dar. Und das galt so viel, wie ein Eidschwur. — Von dem lebendigen Gott wußten sie Nichts. Sie beteten Götzen an: Die Sonne, den Mond, ihren Stammvater Teut, den Wodan (Guodan, Guten, Allvater), den Donnergott Thor, die Ehegöttin Freia, den Saturn und noch manche andere. Von den genannten haben unsere Wochentage ihre Namen. — Die Deutschen glaubten an ein ewiges Leben, aber sie hatten wunderliche Vorstellungen davon. „Die Tapferen," sagten sie, „kommen in Walhalla (den Himmel) und da ist ewige Freude, ewige Lust.

Die Seligen schmausen einen unbeschreiblich großen, leckern Eber, an den Nachts wieder anwächst, was am Tage davon abgegessen wird. Den ganzen Tag über werden Lustkämpfe gehalten, und des Nachts heilen alle Wunden wieder zu. Die Feigen aber kommen in die Hela (Hölle) und müssen ewig Hunger leiden und können nimmer sterben!"

2. Hundertunddreizehn Jahre v. Chr. fielen die ersten Deutschen in das römische Reich ein. Auf ihren großen bretternen Schilden glitten sie zum Schrecken der Römer pfeilschnell die schnee- und eisbedeckten Alpen hinab. Der Etschstrom war ihnen im Wege. Da wälzten sie große Massen, Bäume und Steine hinein, und gingen darauf hinüber. Die Römer erschraken schon genug, wenn sie nur die Riesengestalten mit den knochigen Körpern erblickten. Brüllten ihnen diese aber vollends durch ihre hohlen Schilde entgegen, als wären sie grimmige Löwen, dann stieg ihre Angst aufs Höchste. Ganz Italien zitterte und bebte vor den schrecklichen Cimbern und Teutonen — so nannte man diese schlimmen Feinde—und Niemand begehrte Heerführer gegen sie zu sein; denn noch Jeder hatte sammt seinem Kriegsheere vor ihnen fliehen müssen. Da fand sich doch endlich ein alter berühmter General, Marius mit Namen, aus niederm Stande. Der wagte es, gegen die Gefürchteten zu kämpfen. Er stellte sich so, daß die Augustsonne den Cimbern ins Angesicht brannte und der Sturm ihnen Sand und Staub ins Auge wehte. Das half. Obgleich die vorderste Reihe sich mit einer Kette Mann an Mann festgebunden hatte; obgleich die Weiber hinter den Reihen jeden Flüchtling mit Beilen niederhieben, so wurde doch das deutsche Heer geschlagen und beinahe gänzlich vertilgt. Hundertundvierzigtausend sollen auf der Stelle umgekommen sein.

285. Die alten Deutschen.

(Von Eduard Duller.)

1. In uralten Zeiten, wohl viele Jahrhunderte vor Christi Geburt, erhoben sich rüstige Stämme eines kühnen Hirtenvolks im Morgenlande und zogen mit Heerden und Waffen aus ihrer Heimath fort. Von dem Gebirge des Kaukasus stiegen sie nieder an das schwarze Meer, in wel-

ches die gewaltigen Ströme münden, der Don, der Dnieper und die Donau; diese zeigten den Wanderern die Wege in die Länder gen Sonnenuntergang und gen Mitternacht. Da kamen ihrer Viele in einen ungeheuren Wald; wohl manche Tagereisen lang zogen sie darin weiter und nach allen Richtungen umher, und konnten sein Ende doch nicht finden. Breite Flüsse durchschnitten die Wildniß, die meisten rollten von Mittag nach Mitternacht. Auch an unermeßliche Sümpfe kamen die Wanderer, darin hauste furchtbar Gewürm, das sie erschlugen. Aus den finsteren Bergschluchten sprangen ihnen der riesige Ur und das Elennthier, der Wolf und der Bär entgegen; im Kampfe mit solchen Heldenthieren erprobten sie freudig ihre Kraft. Auf den Triften aber, die dem Sonnenlichte offen standen, weideten kleine wilde Rosse im hohen Grase, die fingen sie listig und gewandt, schwangen sich darauf und tummelten sie. Welche von den Einwanderern bis an die Meeresküsten drangen, die fanden dort den goldglänzenden Bernstein, den die Wellen bei Nord- oder Westwind ihnen zuwarfen; welche tiefer in Mitten des Landes hinzogen, die entdeckten reiche Salzquellen, deren Fluth sie auf glühende Kohlen gossen; so gewannen sie edle Würze zum Schmause des erlegten Wildes.

2. So rauh dies Land war, — dem kernhaften Volke gefiel's. Nichts auf der Welt ging ihm über die Freiheit; in diesen Wäldern und Bergschluchten schien sie am besten geborgen. Und so blieben denn die einzelnen Stämme auf den weiten Länderstrecken als auf ihrem Eigenthume, und jeder einzelne Hausvater baute sich, fern von den Andern aus gewaltigen Stämmen schlicht und recht das Haus, und umgab den Hofraum mit Pfahlwerk. Das war nun sein und der Seinigen unverletzliches Eigenthum, und er waltete nach alter Sitte darin wie ein Priester, Richter und Fürst.

3. Groß, stark, schön waren die Deutschen in alter Zeit: Keuschheit, Einfachheit der Sitten und Freiheit erhielten den Kindern die Kernkraft und Eigenthümlichkeit der Eltern. Wie Riesen blickten sie hoch über andere Menschen. Weiß und rein war die Farbe ihrer Haut, in üppiger Fülle floß das goldgelbe Haar, der Mähne des Löwen ähnlich, bei Männern und Frauen hernieder, und aus den großen blauen Augen blickten Muth und edler Freiheits-

stolz. Die Kraft des Leibes wurde frühzeitig gestählt, das neugeborne Kind in kaltes Wasser getaucht, das heranwachsende durch jede Leibesübung abgehärtet. Der Knabe ging mit dem Vater auf die Jagd, oder warf sich bei Sturm und Wetter in den Strom und rang mit den Wellen. Der Jüngling sprang nackt zwischen nackten Schwertern und Lanzenspitzen einher; solcher Schwerttanz war das einzige Schauspiel, woran das Volk Gefallen fand, und sein Beifall lohnte die Keckſten und Geschicktesten reichlich.

Hundertundsechzehnte Lektion. [CXVI.]

286. Hermann, der Befreier Deutschlands.

(Nach Eduard Duller.)

1. Wenige Jahre nach Christi Geburt waltete diesseit und jenseit des Rheines als römischer Statthalter Quintilius Varus, welchen die Deutschen haßten; denn er nahm ihnen nicht bloß Habe und Gut, sondern hatte sich auch vorgesetzt, ihnen das gute alte Recht aus der Hand zu winden und die theuere Sprache der Väter zu verdrängen, damit sie, auch wenn sie unter einander redeten, immer daran denken sollten, daß sie Nichts weiter seien, als Knechte des römischen Kaisers. Von allen Deutschen empfand keiner die Unterdrückung mit größerer Scham und mit heißerem Grimme, als ein edler Cheruskerjüngling, Hermann. Er hatte sein deutsches Herz rein und unverderbt aus Rom heimgebracht. Varus, von Stolz verblendet, hielt die Kraft der Deutschen schon für gebrochen, und zog Hermann, dem vermeintlich ganz römisch gewordenen, sogar ins Vertrauen. Dieser ließ ihn beim Glauben, bis das Werk der Befreiung, das er im Herzen trug, reif geworden sei. Denn heimlich hatte er indessen die Besten seines Stammes, die er treu und freiherzig erfunden, zusammenberufen und mit ihnen in stiller heiliger Waldeinsamkeit Rath gepflogen. Viele Gauvölker schlossen mit den Cheruskern eine Eidgenossenschaft auf Noth und Tod.

2. In seinem Sommerlager an der Weser saß Varus, als er die Kunde erhielt, ein deutscher Stamm habe sich erhoben und alle Römer, die in seinen Marken wohnten,

erschlagen. Also war's verabredet worden zwischen den Eidgenossen; denn Hermann, die Seele des Bundes, hatte zuvor bedacht, daß Varus in solchem Falle nicht säumen werde, mit aller Macht ins Feld zu ziehen. Und so kam es auch. Der Römer beschloß, ohne Verzug aufzubrechen und die Schuldigen zu vernichten. Beim Abschiedsmahle im Lager waren Hermann und dessen Schwiegervater Segest zu Gaste, und Segest warnte noch einmal; doch Varus glaubte ihm abermals nicht, und gebot vielmehr dem Hermann, daß dieser den Heerbann der Deutschen aufbiete und sie den Römern als Bundesgenossen schleunig zuführe. Dann brach er stolzen Muthes mit drei erprobten Legionen auf und zog in die Berge der Weser, in die Gegend, wo jetzt Herford und Salzufeln liegen. Nun war die rechte Stunde da. Rasch bot Hermann den Heerbann auf, und freudig hoben die Eidgenossen ihre Schwerter, die Freiheit zu erkämpfen. Auf wohlbekannten kürzeren Wegen führte Hermann sie hinter den Römern her und fiel plötzlich deren Nachhut an. Noch ahnte Varus nicht den ganzen Umfang der Gefahr, und hielt für Uebermuth Einzelner, was Plan und gute Vorsicht war. Denn schwächen und zerbröckeln wollte Hermann die römische Heeresmacht erst, um dann die Trümmer derselben desto sicherer zermalmen zu können. Es kamen und schwanden die Deutschen, wie Schatten der Nacht. Jetzt hier, jetzt dort fiel ein Römer im Engpasse. Die Todten zu zählen, die im Dunkel des Waldes hinstarben, vermochte Varus nicht. Da befahl er, geschlossenen Marsch zu halten; doch war's in der Wildniß unmöglich. Endlich neigte sich der Tag, und er gebot dem Heere, Halt zu machen, sich zu verschanzen, so gut es ginge, und zu verbrennen, was vom Gepäcke überflüssig sei und im Zuge nur hindern könne. Am andern Tage rückte das Heer, immer von den Deutschen umschwärmt, doch in besserer Ordnung, in der Ebene weiter, die sich an der Weser ausbreitet, und kam in ein dichtbewaldetes, sumpfiges Thal, in der Gegend von Detmold, wo die hohe Teutoburg ragte. Da ward auf einmal jeder Busch lebendig, aus jeder Bergschlucht raschelte es wie viele hundert Schlangen empor, und die uralten Bäume schüttelten, wie sonst nach dem Wetter Regentropfen, jetzt Pfeile ohne Zahl auf die Römer herab. Der Himmel wollte auch nicht feiern und half den Deut-

schen mit Sturm und Regen. Von den Güssen unterwühlt, sank die deutsche Erde unter des Römers Füßen ein; im losen Erdreiche schwankend, vom Sturm gerüttelt, stürzten die deutschen Eichen über die Unterdrücker hin und zermalmten sie im Falle. Pfeil an Pfeil! Fall an Fall! Schritt für Schritt kämpft der Feind um den Boden, auf dem er steht, um den Weg, um jeden Baum, um jeden Stein, und kommt nicht eher zu Athem als bis die Nacht hereinbricht. Da läßt Varus abermals Lager schlagen, und ermattet sinken die Römer hin; in jedem Augenblicke scheucht der Deutschen Kriegsgeheul sie aus der kurzen Nachtruhe empor. Wie der dritte Tag sich lichtet, entdecken sie erst, wie licht es in ihren Reihen geworden. Mann an Mann geschlossen, brechen sie auf und kommen aufs offene Land, das die Senne heißt. Da sehen sie mit Grausen die ganze Macht aller Eidgenossen vor sich entfaltet. Ringsum Deutsche! Nirgends ein Ausweg! Für alle Tapferkeit ist Nichts mehr feil, als der Tod! Jauchzend stürzen nun die Deutschen in der verzweifelten Römer starre Reihen. „Die Freiheit! die Freiheit!" schallt's wie Donner des Himmels in der Römer Ohren. Wie die Saat unter Hagelschlossen, sinken die Tapfersten unter deutschen Hieben hin. Hermann selbst ist überall; hier ordnet er als Feldherr die Schlacht und ruft: „D'rauf, Brüder, d'rauf!" Dort kämpft er mit der Kraft von zehn Männern, Stirn an Stirn; kein Eidgenosse, der nicht mit ihm um den Preis wetteifert! Des Feindes Schaaren sind zersprengt, nur wenige wilde Haufen ragen noch aus dem Meere der Schlacht empor. Jetzt wird die Flucht allgemein; doch wer sich retten will, rennt in die Spieße der Deutschen. Da faßt den Varus Verzweiflung, und um sein Unglück nicht als Schmach überleben zu müssen, stürzt er sich in sein eigenes Schwert. Nur wenige von dem ungeheuren Römerheere retten sich; die Meisten liegen auf dem Kampfplatze: Wer in Gefangenschaft kam, ward entweder den Göttern, zum Danke für die wiedererrungene Freiheit, geopfert, oder zu gemeinem Frohndienste in die Gaue der Eidgenossen geschleppt.

Hundertundsiebenzehnte Lektion. [CXVII.]

287. Die Völkerwanderung.

(Von Kappe.)

1. Um das Jahr 375 nach Chr. kam von Morgen her ein wildes Volk, die Hunnen, Leute mit schwarzem, struppigem Haare, schmutziggelber Gesichtsfarbe, schiefen Augen, breitschulterig und klein von Leibe, und ebenso wild, als sie häßlich waren. Von ihren Pferden waren sie unzertrennlich; sie aßen, tranken und schliefen darauf. Wurzeln und rohes Fleisch waren ihre Speisen. Ihre schmutzigen Weiber und Kinder führten sie in Karren mit sich. So zogen sie durch die Welt von Land zu Land, raubten, sengten und mordeten, und jagten die Völker vor sich her, wie ein Wolf die Heerde.

2. Zuerst stießen sie auf die Gothen. Ein Theil derselben, die Westgothen, floh ins römische Reich, durchzog einige Zeit nachher plündernd das schöne Italien und ließ sich endlich in Spanien und dem südlichen Theile des heutigen Frankreichs nieder. Ein wilder Haufen nach dem andern drang plündernd in Italien ein, das so manches Jahrhundert die ganze gebildete Welt beherrscht hatte, und die schwachen Kaiser konnten es nicht hindern. Ja, am Ende setzten deutsche Völker, die Herulер und Rugier, gar den letzten römischen Kaiser Romulus Augustulus ab und machten ihren Fürsten Odoaker zum Könige von Rom. Der wollte aber nicht einmal in der armen, fast ganz verwüsteten Stadt wohnen. So verachtet, so verfallen war das einst so mächtige Rom.

3. Indeß waren die deutschen Völker in immerwährender Bewegung gewesen. Die Franken hatten das nördliche Gallien eingenommen. Von ihnen heißt das Land Frankreich. Die Burgunder besaßen die Gegenden um den Rhonefluß. Die Angeln waren von den Ufern der Nordsee nach Britannien gezogen, das nun von ihnen England (Angelnland) heißt. Die Longobarden setzten sich endlich in Oberitalien fest, daher die Lombardei genannt. Die Hauptvölker in Deutschland waren nun: Die Allemannen und Bayern in Oberdeutschland, und in Niederdeutschland die Thüringer, die Sachsen, ein Theil der Franken und nach der Ostsee hin die Wenden.

Diejenigen Völker, welche in das ehemalige römische Gebiet gedrungen waren, nahmen sehr bald das Christenthum an, von dem sie freilich nur die äußerlichen Gebräuche kannten; die Völker in Deutschland aber blieben noch eine Zeit lang Heiden. Mitten unter den Völkerzügen kamen die Hunnen noch einmal heran und zwar bis über den Rhein und nach Italien. Sie hatten einen König, der hieß Attila. Er nannte sich aber lieber Gottesgeißel. Er ist in Ungarn gestorben und in einem goldenen Sarge begraben. Man weiß aber nicht wo; denn die Sklaven, die ihn begraben hatten, wurden gleich nach der That umgebracht, damit Keiner das Grab des Helden erführe. Die Macht der Hunnen hat nachher ganz aufgehört.

Hundertundachtzehnte Lektion. [CXVIII.]

288. Kaiser Karl der Große.

1. Kaiser Karl der Große, welcher um das Jahr 800 n. Chr. lebte, war ein schöner, hochherrlicher Mann. Seine großen, hellen Augen blickten sanft und wohlwollend; aber wenn er zürnte, glichen sie flammendem Feuer.

2. Weil Karl so viele gute Eigenschaften hatte, edle und ruhmvolle Handlungen verrichtete, so nannte man ihn Karl den Großen. Er beherrschte ein sehr weites Reich: Deutschland, Frankreich und Helvetien und noch andere Länder waren ihm unterthan. Er wollte sein Volk fromm, gut und glücklich machen, darum gab er sich viele Mühe, die Heiden zum christlichen Glauben zu bekehren.

3. Karl ruhte nur wenige Stunden; dann stand er auf und berief seinen Hof zu Geschäften der Regierung. Er hing mit großer Liebe an der Sprache seines Vaterlandes. Er dichtete selbst Lieder und sammelte die im Munde des Volkes verbreiteten Gesänge von den Schlachten und Königen der Vorzeit. Karl hatte eine Gesellschaft von Gelehrten um sich, mit denen er, den Kaiser ablegend, oft freundlich zusammenkam, um über Kunst und Wissenschaft und über die Mittel das Volk zu bilden, sich mit ihnen zu besprechen. Unsere deutschen Monatsnamen: Hornung, Lenzmonat, Brachmonat, Heumonat, Wonnemonat u. s. w. rühren von ihm her. Die eigenen Söhne ließ

Karl in allen Wissenschaften unterrichten. In Zucht und Ehrbarkeit erwuchsen die Töchter, welche in Goldseide sticken und spinnen mußten. Der Kaiser aß zu Hause nie ohne seine Kinder, ließ sich von denselben vor Tische Heldenlieder und alte Geschichten vorlesen und ging dann mit ihnen spazieren. Er hatte sie ungemein lieb, und sagte oft, wenn Eins abwesend war: „Ich kann nicht leben ohne meine Kinder."

289. Kaiser Otto I.

1 Zu Quedlinburg im Dome ertönet Glockenklang,
der Orgel Stimmen brausen zum ernsten Chorgesang;
es sitzt der Kaiser drinnen mit seiner Ritter Macht,
voll Andacht zu begehen die heil'ge Weihenacht.

2. Hoch ragt er in dem Kreise mit männlicher Gestalt,
das Auge scharf wie Blitze, von gold'nem Haar umwallt;
man hat ihn nicht zum Scherze den Löwen nur genannt,
schon Mancher hat empfunden die löwenstarke Hand.

3. Wohl ist auch jetzt vom Siege er wieder heimgekehrt,
doch nicht des Reiches Feinden hat mächtig er gewehrt:
Es ist der eig'ne Bruder, den seine Waffe schlug,
der dreimal der Empörung bluthrothes Banner trug.

4. Jetzt schweift er durch die Lande, geächtet, flüchtig hin,
das will dem edlen Kaiser gar schmerzlich in den Sinn;
er hat die schlimme Fehde oft bitter schon beweint!
O Heinrich, du mein Bruder, was bist du mir so feind!

5. Zu Quedlinburg im Dome ertönt die Mitternacht,
vom Priester wird das Opfer der Messe dargebracht;
es beugen sich die Kniee, es beugt sich jedes Herz,
Gebet in heil'ger Stunde steigt brünstig himmelwärts.

6. Da öffnen sich die Pforten, es tritt ein Mann herein,
es hüllt die starken Glieder ein Büßerhemde ein;
er schreitet auf den Kaiser, er wirft sich vor ihm hin,
die Knie' er ihm umfasset mit tiefgebeugtem Sinn.

7. O Bruder, meine Fehler, sie lasten schwer auf mir,
hier liege ich zu Füßen, Verzeihung flehend, dir:
Was ich mit Blut gesündigt, die Gnade macht es rein;
vergieb, o strenger Kaiser, vergieb, du Bruder mein!

8. Doch strenge blickt der Kaiser den sünd'gen Bruder an:
Zweimal hab' ich vergeben, nicht fürder mehr fortan!
Die Acht ist ausgesprochen, das Leben dir geraubt,
nach dreier Tage Wechsel, da fällt dein schuldig Haupt!

9. Bleich werden rings die Fürsten, der Herzog Heinrich bleich,
und Stille herrscht im Kreise gleichwie im Todtenreich;
man hätte mögen hören jetzt wohl ein fallend Laub,
denn Keiner wagt zu wehren dem Löwen seinen Raub.

10. Da hat sich ernst zum Kaiser der fromme Abt gewandt,
das ew'ge Buch der Bücher, das hält er in der Hand;
er liest mit lautem Munde der heil'gen Worte Klang,
daß es in alle Herzen wie Gottes Stimme drang:

11. „Und Petrus sprach zum Herren: Nicht so? genügt ich hab',
wenn ich dem sünd'gen Bruder schon siebenmal vergab?
Doch Jesus sprach dagegen: Nicht siebenmal vergieb,
nein siebenzig mal sieben, das ist dem Vater lieb."

12. Da schmilzt des Kaisers Strenge in Thränen unbewußt,
er hebt ihn auf, den Bruder, er drückt ihn an die Brust;
ein lauter Ruf der Freude ist jubelnd rings erwacht,
nie schöner ward begangen die heil'ge Weihenacht.

Hundertundneunzehnte Lektion. [CIXX.]

290. Der erste Kreuzzug.

(Von Eduard Duller.)

1. Zu Ende des 11. Jahrhunderts erscholl im ganzen christlichen Abendlande die Kunde: Das heilige Grab, worin der Leib Christi lag, ist in der Gewalt der seldschuckischen Türken, eines wilden, räuberischen Volks, welches an Muhamed glaubt, die frommen Wallfahrer verfolgt und mordet und die Heiligthümer schändet. Und es kam ein Pilger aus dem gelobten Lande zurück, Petrus von Amiens, genannt der Einsiedler, der war so hager, wie der leibhaftige Tod, aber seine Augen leuchteten aus tiefen Höhlen, wie Feuerflammen. Auf einem Esel zog er durch die Länder der Christenheit, in der einen Hand das Bild des gekreuzigten Heilands und in der andern einen Brief vom

Patriarchen Jerusalems an alle Fürsten des Abendlandes, daß sie auszögen, um das heilige Grab aus der Gewalt der Türken zu befreien. Wo Petrus von Amiens hinkam, predigte er mit lauter Stimme die Leiden der Christen im gelobten Lande und sprach: „Christus, der Herr, ist mir erschienen, und hat zu mir geredet: „„Wohlan, Petrus, richte aus, was du begannst, und ich werde mit dir sein, denn die Stunde ist gekommen, daß mein Tempel gereinigt werde.““ Da übermannte in jener harten Zeit voll Raub, Mord, Fehde und wilder Gewalt alle Herzen ein mächtiger Drang. Jung und Alt, Reich und Arm, Adel und Knechte standen auf, um ins gelobte Land zu ziehen, zum Kriege gegen die Ungläubigen.

2. Pabst Urban II. berief 1095 eine große Kirchenversammlung nach Clermont. Da waren 14 Erzbischöfe, 225 Bischöfe, 400 Aebte und Laien ohne Zahl. Mit begeisterter Rede forderte er das Volk zur Befreiung des heiligen Grabes auf. Und es horchte, hingerissen, in Thränen und Seufzern, und rief wie aus Einem Munde: „Gott will's! Gott will's!“ Da heftete sich Jeder ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter und machte sich zur kriegerischen Wallfahrt bereit, welche davon der „Kreuzzug“ hieß. Da schenkte mancher reiche Herr all' sein Hab und Gut an Kirchen und Klöster und wollte kein Eigenthum mehr haben, als das Schwert zu Christi Ehren. Niemand dachte mehr an Haus, Hof und Vaterland, Eltern und Kinder, sondern nur ans ferne Morgenland. Bald hatten sich viele Haufen gemeinen Volks gesammelt, ohne rechte Waffen, wie ohne Zucht und Ordnung, und folgten einen Abenteurer, Walter, zubenannt der „Habenichts,“ und dem Petrus von Amiens aus Frankreich gen Deutschland. Da sahen die Deutschen anfangs mit Erstaunen auf sie, und konnten, so fromm sie selber waren, doch das Treiben der wilden Haufen nicht begreifen. In der Raserei ihres Eifers zertrümmerten diese jede Schranke und erschlugen die Juden in Deutschland unter grausamen Martern, wo sie dieselben fanden. Als sie aber gen Aufgang der Sonne kamen, mußten sie diesen Frevel und ihre Zuchtlosigkeit büßen, und wurden allenthalben als Straßenräuber erschlagen.

3. Indessen hatte jene religiöse Begeisterung allmählich auch die deutschen Herzen durchdrungen, und zugleich

erwachte in ihnen der Trieb nach kühnen Abenteuern. Da schaarte sich im Jahre 1096 ein zahlreiches Heer von Kreuzfahrern, wohlgerüstet und in guter Zucht, rings um den frommen Gottfried von Bouillon*), Herzog von Niederlothringen; mit ihm zogen noch viele tapfere Helden, an welche sich wiederum viele Krieger anschlossen. So stand fast eine halbe Million Menschen in Wehr und Waffen, alle von einem einzigen Gedanken durchdrungen, alle im festen Vertrauen, daß Gott ihnen den Sieg geben werde. So zogen sie in die Länder gen Aufgang. Sie erreichten glücklich Kleinasien und kamen nach Joppe und Gaza; aber Seuchen, Hunger und das Schwert der Türken hatten ihre Reihen so gelichtet, daß ihrer nur noch 21,000 am Leben waren. Dennoch vollbrachten sie hohe Kriegsthaten zum Erstaunen der Welt. Sie eroberten die festen Städte Edessa und Antiochien, zogen weiter gen Mittag und erblickten nach vielen Gefahren endlich von einem Berge herab die Zinnen Jerusalems. Da stürzten sie auf den Boden, küßten die Erde und weinten vor Freuden. Klein war ihre Zahl aber die Kraft des Glaubens verdoppelte ihren Muth und begeisterte sie, Alles zu wagen; weder die festen Thürme und ragenden Zinnen, von denen die blitzenden Geschosse der Türken niederzischten, noch der Mangel an Heergeräth, noch Hunger und Durst schreckten sie. „Zum Sturm, zum Sturm!" riefen sie voll Ungeduld, und mit furchtbarem Ungestüm tobten sie wieder die Mauern. Mit gleicher Tapferkeit vertheidigen sich jedoch die Türken; da regnet es Pfeile und Flammen auf die Köpfe der Kreuzfahrer herab. Aus vielen Wunden blutend, von Flammen umleckt, fechten sie fort. Wohl sinkt hie und da schon ein tapfrer Held vor Ermattung hin. Da zeigt sich plötzlich auf dem Oelberge ein hoher Ritter in schneeweißer leuchtender Rüstung, der winkt ihnen nach der heiligen Stadt hin. „Ein Cherub mit flammendem Schwerte, den uns Gott zum Mitstreiter gesandt!" rufen sie begeistert, und jauchzend sprengen sie abermals gegen die Mauern heran. Nun ist kein Halt mehr vor ihnen, vor ihrem Anprall gehen die Thore in Trümmer. Tankred der Normanne und Robert von Flandern stürmen in die Stadt, Gottfried von Bouillon fliegt wie ein Adler die Zinnen hinan und pflanzt

*) Bouillon, sprich: Buil—jong

die Kreuzesfahne auf. So ward Jerusalem von den Christen wieder erobert am 15. Juni des Jahres 1099 n. Chr. Geburt. Darauf erkoren die Kreuzfahrer ihren Feldherrn, den frommen Helden Gottfried von Bouillon, zum König von Jerusalem. Er aber sprach demüthig: „Das verhüte Gott, daß ich eine irdische Krone trage, wo mein Heiland mit Dornen gekrönt worden ist;" und nannte sich blos „Schirmvogt des heiligen Grabes." Das dünkte ihm die höchste Ehre.

Hundertundzwanzigste Lektion. [CXX.]

291. Der Schweizerbund.

(Von Zschokke.)

1. Nach dem Tode des Kaisers Rudolph von Habsburg setzte sich sein Sohn Albrecht die Krone aufs Haupt. Von diesem war bekannt, daß er nur darauf ausgehe, seine Erblande zu erweitern, daß er die Freiheiten der Völker und Städte wenig achte und zu unterdrücken suche. — Da fürchtete sich Jeder. Und es traten die Kantone von Uri, Schwyz und Unterwalden zusammen und beschworen einen ewigen Bund, sich und die Ihrigen mit Hab' und Gut gegen Alle und Jeden zu vertheidigen und einander mit Rath und Hülfe beizustehen. Davon wurden sie Eidgenossen genannt. Der Kaiser aber schickte ihnen harte und böse Leute aus seinem eigenen Lande zu Reichsvögten, die sie drückten und quälten. Und er schickte den Hermann Geßler von Brunegg und den Ritter Beringer von Landenburg. Die thaten, was nie zuvor die Reichsvögte, und wollten im Lande selbst wohnen. Landenberg zog auf das Schloß des Königs bei Sarnen in Oberwalden, und Geßler baute sich einen Zwinghof im Lande Uri. Nun wurden die Zölle erhöht, die kleinsten Vergehen mit Kerker und schweren Bußen bestraft und die Landleute mit Stolz und Verachtung behandelt. Als Geßler vor des Stauffachers neuem Hause im Dorfe Steinen vorbeiritt, sprach er höhnisch: „Kann man's auch dulden, daß das Bauernvolk so schöne Häuser baue?" Und als Arnold von Melchthal in Unterwalden wegen eines geringen Fehlers um ein Paar schöne Ochsen gestraft wurde, riß Landenbergs Knecht die Ochsen vom Pfluge weg und sprach: „Bauern können ihren Pflug selber ziehen!" Aber der junge Arnold, durch die Rede ergrimmt, schlug den Knecht, daß er demselben zwei Fin-

ger zerbrach. Darum floh er ins Gebirge. Da ließ der Landenberg zur Strafe dem alten Vater des Arnold beide Augen ausstechen. Und die Vögte und ihre Gesellen verübten Gräuel und schalteten im Lande also, daß sie nicht nur des Volkes von Kaisern und Königen verbriefte Rechte mit Füßen traten, sondern selbst das ewige Recht verhöhnten, das Gott jeglichem Menschen wie sein unveräußerliches Gut gegeben hat. Als nun in den Thälern Demuth weinte und Hochmuth lachte, sprach in dem Dorfe Steinen des Werner Stauffachers Frau zu ihrem Manne: „Wie lange muß Demuth weinen und Hochmuth lachen? Sollen Fremdlinge Herren dieser Erde und Erben unseres Gutes sein? Wozu taugen die Männer des Gebirges?" Da ging schweigend der Werner Stauffacher hinab zu dem Orte Brunnen am See, und fuhr über das Wasser nach Uri zum Walter Fürst in Attinghausen. Bei demselben fand er verborgen den Arnold von Melchthal, welcher vor dem Grimme des Landenberg über das Gebirge entwichen war. Und sie redeten von der Noth des Landes und dem Gräuel der ausländischen Vögte, die ihnen der König zuwider ihren angestammten Rechten und Freiheiten gesandt habe. Auch gedachten sie, wie sie gegen die Bosheit der Vögte vergebens geklagt bei dem Könige, und wie dieser selbst gedrohet, sie müßten trotz Siegel und Briefen alter Kaiser und Könige ab vom Reiche und der Herrschaft Oesterreichs zugewandt werden. Da nun Gott keinem Könige Gewalt gegeben, auf daß er Unrecht thue, so sei keine andere Hülfe als durch Gott und Muth; und der Tod sei viel leichter als so schmähliches Joch. Darum beschlossen sie, jeder solle in seinem Lande mit vertrauten, herzhaften Männern sprechen und erforschen, weß Sinnes das Volk sei, und was es für Freiheit und Sicherheit einsetzen wolle.

2. Nach diesem kamen sie oft in verabredeten nächtlichen Stunden zusammen an einem heimlichen Orte am See. Der lag fast mitten inne zwischen Uri, Unterwalden und Schwyz auf einer schmalen, umbuschten Wiese am Fuße des Seelisberges gegenüber dem Dörfchen Brunnen. Man heißt ihn noch jetzt vom ausgerotteten Gestrüpp das Rütli; da waren sie von Menschen und Wohnungen weit. Bald brachte jeglicher frohe Botschaft mit, allem Volke sei viel leichter der Tod als das schmähliche Joch.

3. Als sie aber in der Nacht am 17. November 1307 zusammenkamen, und jeder von den dreien mit sich zur Matte auf Rütli zehn treue Ehrenmänner geführt hatte, entschlossen, die alte Freiheit über Alles, das Leben für Nichts zu achten, erhoben die frommen drei ihre Hände gen Himmel und schwuren

zu Gott dem Herrn, vor welchem Könige und Bauern gleich sind, „in Treue für die Rechte des unschuldigen Volkes zu leben und zu sterben; Alles gemeinschaftlich zu wagen und zu tragen; kein Unrecht zu dulden, aber auch kein Unrecht zu thun; des Grafen von Habsburg Recht und Eigenthum zu ehren und keinem der Königsvögte Uebles zuzufügen, aber den Vögten zu wehren das Land zu verderben; die Freiheit, die sie von ihren Vätern empfangen, ihren Enkeln ungeschmälert aufzubewahren.“ Und die dreißig anderen streckten die Hände auf und thaten den Eid wie jene zu Gott und allen Heiligen, die Freiheit mannhaft zu behaupten.

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
in keiner Noth uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott,
und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Und sie erwählten die Neujahrsnacht zum Werke. Dann gingen sie auseinander, jeder in sein Thal, zu seiner Hütte und winterten das Vieh.

4. Dem Vogt Hermann Geßler ward nicht wohl, denn er hatte ein böses Gewissen. Es dünkte ihm, als wenn das Volk muthiger umherginge und trotziger aussähe. Darum ließ er den herzoglichen Hut von Oesterreich erhöhen auf einer Stange in Uri und befahl, wer vorübergehe, solle demselben Ehrerbietung erweisen. Daran wolle er erkennen, wer wider Oesterreich sei.

5. Und Wilhem Tell, der Schütz aus Bürglen, ging vorüber, aber er beugte sich nicht. Alsbald führten sie ihn gefangen zum Vogt, und dieser sprach ergrimmt: „Trotziger Schütze, so strafe dich deine eigene Kunst! Einen Apfel lege ich auf das Haupt deines Söhnleins, den schieße herab und fehle nicht!“ Und sie banden das Kind und legten auf das Haupt desselben einen Apfel und führten den Schützen weit davon. Er zielte; da schwirrte die Bogensehne, da brach der Pfeil den Apfel. Alles Volk jauchzte freudig. Geßler aber fragte den Schützen: „Wozu trägst du noch den andern Pfeil bei dir?“ Tell antwortete: „Hätte der erste nicht den Apfel getroffen, dann gewiß der andere dein Herz!“ Darüber erschrak der Vogt und ließ den Schützen greifen und auf ein Schiff führen nach Küßnacht, wohin er selbst zu fahren gedachte. Denn den Tell im Lande Uri einzukerkern schien wegen des Volkes nicht rathsam;

ihn aber in ausländische Gefangenschaft zu schleppen, war wider des Landes Rechtsame. Da fürchtete der Vogt Zusammenlauf des Volkes und fuhr schleunig ab, wiewohl der warme Föhnwind blies. Der See ging hohl, und die Schiffsleute verzagten. Je weiter im See, desto größer die Todesnoth; denn da stiegen Uferberge jäh aus dem Abgrunde des Gewässers wie Mauern zum Himmel. In schwerer Angst ließ Geßler dem Tell die Fesseln abnehmen, damit derselbe als guter Schiffer das Fahrzeug lenke. Aber der Tell lenkte es gegen die kahle Wand des Arenberges, wo eine nackte Felsplatte wenige Schritte weit in die See hervortritt. Schwung und Sprung,— der Tell hinaus auf die Platte, das Schiff hinaus auf den See!

6. Nun kletterte der Erlöste den Berg hinauf und floh durch das Land Schwyz. Und er dachte in seinem bekümmerten Herzen: „Wohin entfliehen dem Zorne des Gewaltherrn? Entrinne ich seiner Bosheit auch, so hat er in der Heimath mein Weib und Kind zum Pfande. Was wird nicht der Geßler gegen die Meinigen verhängen, wenn Landenberg schon um zwei gebrochener Finger seines Knechtes willen dem alten von Melchthal beide Augen ausbohrte? Wo ist der Richterstuhl, vor den ich Geßler lade, wenn der König selbst des ganzen Volkes Klage nicht mehr anhört? Ist aber kein Gesetz gültig, und ist Keiner, der da richtet zwischen mir und ihm, so stehen wir, Geßler, du und ich, gesetzlos beide, und Nothwehr richtet. Soll eins von beiden fallen, unschuldig Weib und Kind und Vaterland, oder, Vogt Geßler, du; so falle du, und Freiheit steige nieder!“ So dachte der Tell und flog mit Pfeil und Bogen gen Küßnacht und harrte in der hohlen Gasse bei dem Orte. Da kam der Vogt; da schwirrte die Bogensehne; da brach der freie Pfeil das Herz des Gewaltherrn. Das ganze Volk erschrak freudig, als es den Tod seines Unterdrückers vernahm. Die That des Tell verlieh höheren Muth, allein noch war die Nacht des Neujahrs nicht gekommen. Es kam die Nacht. Da ging einer der Jünglinge, die auf dem Rütli geschworen hatten, zur Burg Roßbach in Oberwalden; drinnen kannte er eine Magd. Diese zog ihn an einem Seile hinauf aus dem Burggraben. Drunten aber warteten noch zwanzig andere, die zog der erste auch hinauf. Wie alle oben waren, bemeisterten sie sich des Amtmanns und seiner Knechte und der ganzen Burg.

7. Als es Tag war, ging Landenberg aus der königlichen Burg bei Sarnen hervor zur Messe. Da kamen ihm aus Unterwalden zwanzig Männer entgegen, brachten Hühner, Geißen, Lämmer und andere Gaben zum Neujahrsgeschenk. Der Vogt hieß sie freundlich in die Burg hineingehen. Da stieß

unterm Thor einer von ihnen ins Horn. Schnell zogen alle scharfe Eisen hervor, steckten dieselben auf ihre Stäbe und nahmen die Burg ein, während dreißig andere zu Hülfe kamen, die im Erlengebüsche versteckt gewartet hatten. Landenberg floh erschrocken über die Matten nach Alpnach. Sie aber fingen ihn und ließen ihn und alle die Seinigen schwören die Waldstädte zu meiden ewiglich. Dann gestatteten sie ihm abzuziehen nach Luzern. Keinem wurde Leides gethan. Mit den Leuten von Schwyz zog Stauffacher an den Lowerzersee und brach die Burg Schwanau daselbst ab. Es zogen die Leute von Uri hinaus, und Geßlers Zwinghof wurde eingenommen. Hoch loderten die Freudenfeuer auf den Alpen. Das war der Freiheit Neujahr 1308.

Hundertundeinundzwanzigste Lektion. [CXXI.]

292. Kolumbus.

(Von Louise Brachmann.)

1. „Was willst du, Fernando, so trüb' und bleich?
Du bringst mir traurige Mähr!"
„„Ach, edler Feldherr, bereitet euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer!
Wenn jetzt nicht die Küste sich zeigen will,
so seid ihr ein Opfer der Wuth;
sie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
des Feldherrn heil'ges Blut.""

2. Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
da drängte die Menge sich nach,
da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon
gleich Wogen ins stille Gemach,
Verzweiflung im wilden, verlöschenden Blick,
auf bleichen Gesichtern der Tod. —
„Verräther! wo ist nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!"

3. „Du giebst uns nicht Speise, so gieb uns denn Blut!"
„Blut!" rief das entzügelte Heer. —
Sanft stellte der Große den Felsenmuth
entgegen dem stürmenden Meer.

„Befriedigt mein Blut euch, so nehmt es und lebt!
Doch bis noch ein einziges Mal
die Sonne dem feurigen Osten entschwebt,
vergönnt mir den segnenden Strahl."

4. „Beleuchtet der Morgen kein rettend Gestad',
so biet' ich dem Tode mich gern,
bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,
und trauet der Hülfe des Herrn!"
Die Würde des Helden, sein ruhiger Blick,
besiegte noch einmal die Wuth.
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück
und schonten sein heiliges Blut.

5. „Wohlan denn! Es sei noch! Doch hebt sich der Strahl
und zeigt uns kein rettendes Land,
so siehst du die Sonne zum letzten Mal!
So zitt're der strafenden Hand!"
Geschlossen war also der eiserne Bund;
die Schrecklichen kehrten zurück. — —
Es thue der leuchtende Morgen nun kund
des duldenden Helden Geschick!

6. Die Sonne sank, der Tag entwich,
des Helden Brust ward schwer;
der Kiel durchrauschte schauerlich
das weite, wüste Meer.
Die Sterne zogen still herauf,
doch, ach, kein Hoffnungsstern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
blieb Land und Rettung fern.

7. Vom Trost des süßen Schlafs verbannt,
die Brust voll Gram, durchwacht,
nach Westen blickend unverwandt,
der Held die düstre Nacht.
„Nach Westen, o nach Westen hin
beflügle dich mein Kiel!
Dich grüßt noch sterbend Herz und Sinn,
du meiner Sehnsucht Ziel!"

8. „Doch mild, o Gott, von Himmelshöhn,
blick' auf mein Volk herab!

Laß nicht sie trostlos untergehn
im wüsten Fluthengrab!"
Es sprach's der Held von Mitleid weich; —
da horch! welch eiliger Tritt?
Noch einmal Fernando, so trüb' und bleich!
Was bringt dein bebender Schritt?"

9. „Ach, edler Feldherr, es ist geschehn!
Jetzt hebt sich der östliche Strahl."
„Sei ruhig, mein Lieber, von himmlischen Höhn
entwand sich der leuchtende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
mir lenkt sie zum Tode die Bahn."
„Leb' wohl dann, mein Feldherr! Leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nahn!"

10. Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
da drängte die Menge sich nach;
da stürmten die Krieger, die wüthenden, schon,
gleich Wogen, ins stille Gemach.
Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit,
ja, werft mich ins schäumende Meer;
doch wisset, das rettende Ziel ist nicht weit;
Gott schütze dich, irrendes Heer!"

11. Dumpf klirrten die Schwerter, ein wüstes Geschrei
erfüllte mit Grausen die Luft;
der Edle bereitet' sich still und frei
zum Weg in die fluthende Gruft.
Zerrissen war jedes geheiligte Band:
Schon sah sich zum schwindelnden Rand
der treffliche Führer gerissen; — — und: Land!
Land! rief es, und donnert' es, Land!!

12. Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
erschien dem beflügelten Blick;
vom Golde der steigenden Sonne bestrahlt,
erhob sich das winkende Glück,
was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
was muthvoll der Große gedacht; —
sie stürzten zu Füßen des Herrlichen hin —
und priesen die göttliche Macht.

293. Die Entdeckung von Amerika.

(Von Haupt.)

1. Endlich nach fünf Jahre langem Harren gelang es einem Freunde des Columbus, die edle Isabella, Königin von Spanien und Gemahlin Ferdinands des Katholischen, dahin zu vermögen, daß sie dem Columbus drei Schiffe übergab. In einem Vertrage wurde feierlich festgesetzt, daß Columbus zum Großadmiral aller neuen Meere und zum Unterkönige aller Länder und Inseln, die er entdecken würde, ernannt sei, daß ihm der zehnte Theil aller Einkünfte gehören, und daß alle diese Würden und Vortheile auf seine Erben übergehen sollten. Die Schiffe waren ziemlich mittelmäßig und klein, 120 Personen machten die ganze Bemannung aus, und die meisten von ihnen ließen sich nur ungern auf dieses, wie es schien, tollkühne Unternehmen ein.

2. Am 3. August des Jahres 1492, kurz vor Sonnenaufgang, stieß die kleine Flotte vom Lande ab, in Gegenwart unzähliger Zuschauer. Lange folgten die Blicke den kühnen Abenteurern. Nach mehreren Tagen erhob sich ein Ostwind, der die Fahrt rasch förderte. Bald war alles Land verschwunden. Ein entsetzlicher Gedanke für Menschen, die sich zum ersten Male auf einem von der ganzen lebendigen Welt abgeschnittenen, unsichern Gezimmer von Balken und Brettern den wilden Wogen Preis gegeben sahen; rings umher Meer und Himmel, immer weiter und weiter fortgetrieben, von einem Verwegenen angeführt, der keine andere Kunde vom Ziele hatte, als die, welche seine Einbildung ihm vorspiegelte!

3. Columbus flößte ihnen indessen durch seine eigene Ruhe Bewunderung und Vertrauen ein. Unermüdet stand er mit Senkblei und Beobachtungsinstrumenten auf dem Verdecke, schlief nur wenige Stunden und zeichnete auch das kleinste Ereigniß auf. Wo er Angst und Traurigkeit bemerkte, da redete er freundlich zu, die Murrenden heiterte er mit Versprechungen auf. Der Wind blies immer stärker, und die Schiffe flogen wie Pfeile dahin. Am 1. Oktober waren sie schon 707 Seemeilen von ihrer Heimath entfernt. Ihre Angst wuchs von Stunde zu Stunde. Da zeigte sich ihnen ein Hoffnungsstrahl. Ein ganzer Schwarm Vögel setzte sich auf ihre Masten nieder. Aber sie wußten noch nicht, daß die Seevögel viele 100 Meilen weit fliegen können. Einige Tage später war die See mit grünem Meergrase bedeckt, so daß die Schiffe in ihrem Laufe fast aufgehalten wurden. Aber Gras und Vögel verschwanden wieder, und die Armen sahen sich aufs Neue auf dem weiten Oceane

allein. Da brach unter der Mannschaft der Sturm des Aufruhrs endlich los; einige faßten sogar den verruchten Gedanken, den Columbus, wenn er sich weigere zurückzukehren, über Bord zu werfen. Columbus stellte sich, als ob er ihre meuterischen Absichten gar nicht merke, und es gelang ihm nochmals, sie durch sein heiteres Vertrauen zu besänftigen; er erklärte, daß er mit seinen bisherigen Fortschritten zufrieden sei und gewisse Hoffnung habe, sein Ziel bald zu erreichen.

4. Vögel erschienen und verschwanden wieder; die Sonne ging auf und unter, und die Schiffe flogen noch immer pfeilschnell nach Westen. Die Angst der Schiffsleute verwandelte sich in Verzweiflung, und sie erklärten, daß sie nicht weiter gehen würden. Da entfaltete Columbus die ganze Kraft seines Geistes. Mit Festigkeit erklärte er ihnen, es sei Alles umsonst, er werde von dem Unternehmen nicht abstehen, bis er mit Gottes Hülfe Indien gefunden habe. — Schwerlich aber würde er im Stande gewesen sein, die verzagte meuterische Rotte noch länger im Zaume zu halten, wenn sich nicht am folgenden Tage bestimmtere Spuren von der Nähe des Landes gezeigt hätten. Rohr und ein Baumast mit rothen Beeren schwammen auf sie zu und sogar einen künstlich geschnitzten Stab fischten sie auf. Die Sonne war eben untergegangen. Columbus befahl, sorgfältig Wache zu halten, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen zu stoßen. Dem, welcher zuerst Land erblicken würde, versprach er eine große Belohnung. Die größte Aufregung herrschte auf den Schiffen; kein Auge schloß sich. Zwei Stunden vor Mitternacht erblickte Columbus ein Licht von ferne. Der Schimmer war vorüberschwindend und ungewiß; aber Columbus betrachtete ihn als eine sichere Bürgschaft des Landes, und wirklich erscholl um 2 Uhr des Morgens (am 12. Oktober) von einem andern Fahrzeuge ein Kanonenschuß,—und „Land! Land!" erscholl es jetzt aus jedem Munde. Man stürzte einander in die Arme, Einer schluchzte vor Freude an des Andern Brust. Nach der ersten Trunkenheit des Entzückens erinnerte man sich seiner höheren Pflicht und stimmte mit innigster Andacht das Te Deum (Herr Gott, dich loben wir) an. Als der Morgen anbrach, sah das Schiffsvolk—mit welchen Empfindungen! — eine schöne grüne Insel vor sich liegen.

5. Mit Sonnenaufgang bestiegen sie die Boote und ruderten unter kriegerischer Musik mit fliegenden Fahnen dem Lande zu. Columbus, in einem reichen Kleide und den bloßen Degen in der Hand, stand an der Spitze des ersten Bootes, welches ans Land stieß, um der erste Europäer zu sein, der die neue Welt betrete. Ihm folgten die Andern, und in dem unaus-

sprechlichen Gefühle des glücklich geretteten Lebens, nach mehr als vierzigtägiger Todesangst auf schwankenden Brettern, warfen sie sich Alle nieder, küßten mit Inbrunst die sichere Erde, errichteten dann ein Kreuz und stammelten vor demselben ihre frommen Gebete. Sie drängten sich in ihrer Begeisterung um den Admiral, umarmten ihn, küßten ihm die Hände und thaten Alles, um dem Manne, dessen Leben sie vor einigen Tagen noch bedroht hatten, die größte Ehrfurcht und Dankbarkeit zu bezeigen.

6. Am Ufer hatten sich viele Einwohner der Insel versammelt, die eben so sehr über die seltsamen Gäste erstaunten, als sie selber bei diesen Staunen erregten. Sie waren ganz nackt und von röthlicher Kupferfarbe, ohne Barthaare, übrigens wohlgebildet. Um Kopf und Lenden trugen sie einen schönen Kranz von bunten Vogelfedern. Ihre Sprache hatte etwas Unzusammenhängendes und Thierisches. Das ganze Geschlecht hatte überhaupt viel Aehnliches mit einer Heerde gutmüthiger Schafe oder Rehe; gerade so scheu, so wehrlos, so behende trippelte es hin und her, und aus Allem, was man ihnen ansah, leuchtete so wenig Verstand hervor, daß die Spanier auf den Gedanken geriethen, es möchten wohl gar keine wirklichen Menschen sein. Den Gebrauch des Feuers kannten sie nicht; die züngelnde Flamme hielten sie für ein lebendiges Thier; in das scharfe Schwert griffen sie unbedacht, bis das Blut von ihren Händen rann; nicht einmal den Ackerbau kannten sie; das milde Klima und die Fruchtbarkeit des Bodens gewährte ihnen Mais und Maniokwurzel im Ueberflusse und zwang sie nicht zur Sorge für wärmende Kleidung und Wohnungen. Große Thiere gab es dort gar nicht, und ein europäischer Bullenbeißer konnte eine ganze Heerde dieser schüchternen Wesen in die Flucht jagen.

Hundertundzweiundzwanzigste Lektion. [CXXII.]

294. Die Bedeutung des 4. Juli.

Knabe. Warum, Vater, wird der vierte Juli gefeiert?

Vater. Um dir die Ursache recht zu erklären, muß ich dir den Gang der geschichtlichen Ereignisse kurz erzählen. Der Fleiß nämlich, die Einsicht und der religiöse Sinn der ersten Ansiedler in den englischen Kolonien von Nordamerika hatten schon seit mehr als einem Jahrhunderte den Grund zu einem mächtigen Staat gelegt. Der wachsende Wohlstand und Reich-

thum dieser Kolonien erregte endlich die Habsucht des Mutterlandes. In der Hoffnung die Staatseinkünfte zu erhöhen, fing es an eine Reihe von ungerechten und drückenden Gesetzen zu geben.

Knabe. Worin bestanden diese Gesetze?

Vater. Der Handel der Kolonien durfte nach diesen Verordnungen nur mit englischen Schiffen betrieben werden; auf die von den Kolonien ausgeführten Artikel wurden schwere Abgaben gelegt und die Fabrikation von Eisen und Stahl wurde bei uns verboten. Die Einkünfte, welche aus diesen Quellen erwachsen sind, beliefen sich zuletzt auf 10 Millionen Dollars jährlich; aber das Mutterland blieb unersättlich und beschloß, um die Einkünfte zu erhöhen, noch eine Steuer auf das Stempelpapier und eine andere auf den Thee zu legen.

Knabe. Haben denn die Kolonisten diese Unterdrückung von England ruhig ertragen?

Vater. Nein, mein Sohn; auf die Nachricht von dem Erlaß dieser Gesetze brach ein allgemeiner Schrei des Unwillens im Lande aus, besonders weil der König von England die volksvertretenden Versammlungen wiederholt aufgelöst, da sie sich mit männlicher Festigkeit seinen Eingriffen in die Rechte des Volks entgegengesetzt hatten. Man rief eine Versammlung aller Kolonien nach Philadelphia, um über die allgemeine Wohlfahrt und die Vertheidigung des Landes zu berathen. Der Bruch zwischen dem Mutterlande und seinen Kolonien nahm nun reißend zu. Die beiden Gefechte bei Lexington und Bunkerhill, welche zwischen den Kolonisten und englischen Soldaten Statt fanden, waren das Vorspiel zu dem großen Revolutionskriege. Man gab nun alle Hoffnung auf Wiederaussöhnung mit England auf und am vierten Juli 1776 beschloß die erwähnte Versammlung die Trennung der dreizehn Kolonien für immer von der englischen Regierung. Diese Unabhängigkeitserklärung legte zugleich den Grundstein zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika. England schickte zwar eine Kriegsmacht, allein sie wurde von den Amerikanern besiegt und das Mutterland endlich gezwungen, durch einen Vertrag alle Ansprüche auf die Vereinigten Staaten aufzugeben. Wir feiern daher den vierten Juli, weil es der Geburtstag der Freiheit in unserm Vaterlande ist.

Knabe. Sind denn nicht alle Völker so frei wie wir?

Vater. Nein! wir sind die freiste Nation der Erde.

Wohl waren die meisten andern Völker auch einmal frei, sie haben aber ihre Unabhängigkeit gewöhnlich durch ihre eigene Schuld wieder verloren.

Knabe. Glaubst du, Vater, daß wir je unsere Freiheit verlieren könnten?

Vater. Ja, mein Sohn, dies theure Kleinod geht stets verloren, wenn Menschen so schlecht werden, daß sie den Besitz der Freiheit nicht mehr verdienen.

Knabe. Was muß man denn thun, um sie zu erhalten?

Vater. Die Knaben müssen sich ernstlich bestreben, tüchtig, verständig und gut zu werden. Von Jugend auf sollen sie mit Liebe der Freiheit unseres Vaterlandes gedenken, weil sie die Quelle unserer Wohlfahrt ist. In wenigen Jahren werden die Knaben von deinem Alter Männer, und das künftige Schicksal unseres Vaterlandes liegt in ihren Händen. — Besonders merk', daß wir nie einen Angriff auf unsere Freiheit durchgehen lassen dürfen, ohne entschlossen und beharrlich Widerstand zu leisten. — Wir müssen lieber den Tod wollen, als eine schmähliche Unterdrückung. — Wer bei solchen Gedanken und Entschlüssen am vierten Juli gern weilt, feiert ihn auf eine würdige Weise.

Knabe. Ich will diesen Gedenktag allemal würdig begehen, und wenn ich erwachsen bin, will ich mit unsrer Freiheit stehen und fallen.

295. Zur Feier des 4. Juli.

(Nach D. Scheib.)

1. Wie prächtig strahlt der Freiheit Licht,
das durch der Völker Dunkel bricht,
für das die Väter kämpften!
Verscheucht sind Macht und Tyrannei
der Briten; und wir athmen frei
durch die, so Knechtschaft dämpften.
Schön und herrlich,
glänzt der Name
unsrer Helden
durch die Zeiten,
hin in alle Ewigkeiten.

2. Der Freiheit Säulen kräftig steh'n,
und unsre Sternenbanner weh'n
zu Land und auf den Meeren.
Wir ehren dafür Washington,
und lieben Franklin, Jefferson
für brave That und Lehren.
Diese Säulen,
diese Banner
sollen unser
Herz erheben;
Klein und Groß wird frei dann leben.

3. Und würde je sich nah'n ein Feind,
der Freiheit uns zu rauben meint
durch Zwang und falsche Worte:
Dann brechen wir, die Knaben noch,
wenn Männer einst, ein jedes Joch,
bau'n fest der Freiheit Pforte.
Vaterland, sei
nur nicht bange!
Sicher wirst du
an uns Knaben
künftig muth'ge Männer haben.

Hundertunddreiundzwanzigste Lektion. [CXXIII.]

296. Vor der Schlacht.

Frisch auf, ihr deutschen Schaaren, frisch auf zum heil'gen Krieg!
Gott wird sich offenbaren im Tode und im Sieg.
Mit Gott, dem frommen, starken, seid fröhlich und geschwind;
kämpft für des Landes Marken, für Eltern, Weib und Kind!

Frisch auf, ihr tragt das Zeichen des Heils an eurem Hut,
dem muß die Hölle weichen und Satans Frevelmuth,
wenn ihr mit treuem Herzen und rechten Glauben denkt,
für wie viel bitt're Schmerzen sich Christus hat geschenkt.

D'rum kämpf' für deutsche Ehre, du tapfres Teutgeschlecht!
Der beste Schild der Heere heißt Vaterland und Recht;
als schönste Losung klinget die Freiheit in das Feld;
wo sie die Fahne schwinget, wird manches Kind ein Held.

D'rum auf, ihr deutschen Schaaren, frisch auf zum heil'gen Krieg!
Gott wird sich offenbaren im Tode und im Sieg.
Und wenn die ganze Hölle sich gösse über euch,
ihr spült sie, wie die Welle der Fels, zurück von euch.

297. Die Völkerschlacht bei Leipzig.

(Von L. Thomas.)

1. Es war in den ersten Oktobertagen des Jahres 1813. Kaiser Napoleon hatte sein Hauptquartier, Dresden verlassen und sich mit seinen Truppen in die große Ebene von Leipzig gezogen. Hier war es, wo vom 16. bis 19. Oktober Männer vom Tajo und Ebro, vom Po und der Tiber, von der Seine und dem Rheine in blutigem Kampfe gegenüberstanden den Söhnen der Donau, der Elbe, der Oder, des Don, der Wolga, des weißen und des schwarzen Meeres! Hier wütheten 1000 Feuerschlünde drei Tage lang unter 400,000 Soldaten, von denen die Einen voll hoher Begeisterung und voll Muth für die heilige Sache des Vaterlandes, die Anderen für Ehre und vieljährigen Waffenruhm stritten.

2. Im Süden Leipzigs, bei Connewitz und Libertwolkwitz, beginnt der Kampf; Oesterreicher und Russen unter Fürst Schwarzenbergs Oberbefehle eröffnen ihn. Bald hört man nicht mehr die einzelnen Schüsse, ein unaufhörliches Rollen erschüttert die Luft und macht die Feste der mit Rauchwolken bedeckten Erde erbeben; im weiten Umkreise klirren die Fenster und die ältesten Soldaten erinnern sich solches furchtbaren Geschützdonners nicht. Die Hurrahs der Angreifenden erschallen in die Schmerzensrufe der Verwundeten und Sterbenden, das Rasseln der Kanonen und Geschützwagen in den Marsch der Vordringenden, die Trommelwirbel, die Horn- und Trompetensignale der Streiter zu Fuß und Roß in das unaufhörliche Knattern der Gewehre. Adjutanten fliegen hin und her! Verwundete kommen blutend oder werden von Anderen hinter die Angriffslinien gebracht! Tod und Schrecken, Angst, Freude, Muth und Verwirrung auf allen Seiten, in allen pulvergeschwärzten Gesichtern der Streiter! Schon werden die Franzosen zurückgedrängt, aber ungeheure Heeresmassen eilen im Sturmschritt den bedrängten Punkten zu, und die französische Reiterei, von Wachau hervorstürzend, wirft endlich Alles vor sich nieder. Es ist Nachmittags 3 Uhr. Siegesboten, von Napoleon gesendet, fliegen nach Leipzig zu, verkünden den Sieg, und in den Donner der Geschütze tönt das Siegesläuten der

Glocken von Leipzig. Doch im Buche des Schicksals stand eine andere Loosung! Den kühnen Streitern fehlte der Nachdruck, und Kosacken entrissen ihnen mit unglaublicher Kühnheit die gewonnene Beute an Geschütz. Vergeblich waren alle wiederholten Anstrengungen der Franzosen; die Schlacht war zum Stehen gekommen.

3. Unterdessen hatte der Kampf auch auf der West- und Nordostseite von Leipzig bei Lindenau und Möckern getobt. Mehr als 50 Feuerschlünde sind bei dem letzteren Dorfe aufgepflanzt und senden unaufhörlich Tod und Verderben in die Reihen der Preußen. Wiederholt und lange wird das Dorf vergeblich gestürmt. Endlich wirft sich die preußische Reiterei auf die französischen Vierecke und sprengt sie, alle Bataillone rücken ohne Befehl vor, französische Pulverwagen fliegen in die Luft und bringen Verwirrung in die Reihen, die von der andern Seite mit Umgehung bedroht sind; da verlassen die Franzosen mit dem Abende das vertheidigte und nun an mehreren Orten in Flammen auflodernde Dorf. Von 20,000 preußischen Kämpfern liegen über 5000 todt auf dem Schlachtfelde. So groß der Verlust auch war, so war doch die Errungenschaft nicht zu theuer erkauft, denn Blüchers Sieg bei Möckern entschied das Geschick der ganzen Schlacht.

4. Ueberall gewaltige Kriegermassen, hier um die Wachtfeuer gelagert, dort sich schon dem Schlummer überlassend, da noch im Marsche, um neue Stellungen zu beziehen. Ueberall Verwüstung und Schrecken! In den Dörfern die angsterfüllten Bewohner, die noch nicht in der Ferne und in Wäldern Schutz fanden, überall die Plünderung ihrer Habe und rohe Mißhandlung. Und auf den beiden großen Schlachtfeldern: Tausende liegen entseelt, aus allen Wunden rinnt das Blut, hier das Wimmern der hülflos verlassenen Verwundeten, dort die Aerzte in blutiger Arbeit, die zerschossenen Glieder abzunehmen, weit klaffende Wunden zu verbinden. Vom Körper losgerissene Glieder liegen überall zerstreut, Massen getödteter oder krampfhaft zuckender verwundeter Pferde, Trümmer von Wagen und Kanonen, umgestürztes Fuhrwerk, Heerden geraubten Viehs brüllend durch die Kriegerhaufen rennend, Waffen und anderes Heergeräthe, zerstreut in Stücken und ganz umherliegend. Ueberall das Grausenhafteste, und diese Scenen, die mild die Natur mit dem Schleier der Nacht dem menschlichen Auge verbergen will, erleuchten zahllose Wachtfeuer, unter denen die blutrothen Feuersäulen vieler brennender Dörfer hoch zur Feuergluth des Himmels emporzüngeln.

5. So brach der 17. Oktober, ein Sonntag, an. Schwere

Nebel lagerten auf der blutigen Erde und die ermatteten Truppen trafen Vorbereitungen für den folgenden Tag.

6. Düster und trübe war der Morgen des verhängnißvollen 18. Oktober, als der rollende Kanonendonner in der achten Stunde den Beginn der Schlacht auf allen Seiten verkündigte. 162,000 Franzosen kämpften heute gegen 290,000 Mann verbündeter Truppen. Bei Connewitz, wo der Polenfürst Poniatowsky stand, begann der Kampf. Jeder Fuß Landes ward mit Strömen Blutes erkauft; rastlos drangen die Verbündeten vorwärts bis an die Hauptstellung der Franzosen bei Probstheida. Hier aber, wo Massen gegen Massen stürmen, die Einen mit Erbitterung und Siegesfreude, die Andern mit Verzweiflung und kalter Todesverachtung, hier war der Kampf nicht Schlacht, ein Schlachten war's zu nennen. Angriff auf Angriff, 300 französische Kanonen donnern gegen die Verbündeten, Berge von Leichen und Verwundeten thürmen sich an den Dorfeingängen. Da ließen die in der Nähe weilenden Monarchen, Zuschauer des furchtbaren Kampfes, diesen selbst einstellen. Desto unglücklicher war die französische Armee bei Abtnaundorf, Paunsdorf und Stötteritz. Ganze Regimenter wurden vernichtet. Der Kronprinz von Schweden hat beim Vorwerke „heiterer Blick" den vom Marschall Ney kommandirten Mittelpunkt der französischen Armee durchbrochen und furchtbare Heeresmassen drängen die Besiegten vor sich her.

7. Gräßlich war der Kampf um den Besitz des Dorfes Schönefeld, das von den Russen unter Langeron angegriffen wird. Siebenmal rückt man mit Sturmschritt vor, es steht das große breite Dorf in Flammen, noch wich der Marschall Marmont nicht. Da macht der Abend dem grausigen Würgen ein Ende, es ziehen sich die Franzosen nach Volkmarsdorf und Reudnitz zurück. Um das Unglück voll zu machen, hatten zwei Regimenter Würtemberger und das sächsische Armeecorps die Reihen der Franzosen verlassen, letztere längst grollend wegen alles Elendes, das die Franzosen über Sachsen gebracht hatten, und ergriffen von Begeisterung für die deutsche Sache. Kanonenschüsse in ihre Reihen waren der Scheidegruß; aber auch die sächsische Artillerie wendet ihr Geschütz und sendet tausendfach den Tod in jene Schaaren, mit denen sie soeben noch gestritten. Dies hemmt den Lauf der feindlichen Armee, Verwirrung bricht herein, sie müssen weichen, und verlassen am andern Morgen selbst Stötteritz und Probstheida.

8. Es war um 8 Uhr Abends, da ritt der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg nach der Höhe von Meusdorf, von wo aus die verbündeten Fürsten dem Getümmel der Schlacht zu-

gesehen hatten, und verkündigte den vollständigen Sieg. Da stiegen sie von ihren Rossen, entblößten die Häupter und sandten fromme Blicke zum Himmel empor. Napoleon aber ging nach Leipzig und diktirte in der Nacht die Anordnungen für — den Rückzug!

9. Nachts, sogleich nach Aufgang des Mondes, ward er angetreten. Lange Heereszüge, die Garden voran, bewegten sich auf der Straße über Lindenau nach Lützen und Weißenfels zu. Schon hatte der Kampf wieder begonnen, da bestieg Napoleon sein Schlachtpferd, nahm Abschied von dem Könige von Sachsen, Friedrich August, und begab sich nach dem Ranstädter Thore, wo er endlich nach vielen Mühen durch ein Seitengäßchen aus der Stadt gelangte. Furchtbar war dort das Gewühl! Da zog Fußvolk und Reiterei in den engen Straßen, Geschütz und Pulverwagen, Gesunde, Verwundete und Sterbende, Wagen mit Frauen und Kindern, Marketender und Viehheerden, Alles im wildesten Getümmel, in endloser Hast, mit Drängen, Stoßen und Geschrei bunt durcheinander. Jeder Aufenthalt auf der engen Straße bringt Stocken in den ganzen Knäuel; wer zu Falle kommt, ist verloren!

10. Umgestürzte Kanonen, verlassenes Fuhrwerk aller Art, Pulverwagen und Gepäck, Alles hindert den Zug. Von der andern Seite drängen, stürmen, schießen die Verbündeten, und noch sind mehr als 20,000 Franzosen in der Stadt! Da ertönt — es ist Mittags 12 Uhr — ein dumpfer Knall! Ein Schrei des bangsten Entsetzens durchzuckt die Reihen der Franzosen; die steinerne Elsterbrücke, die einzige, Rettung versprechende, ist durch Uebereilung eines Feuerwerkers zu frühzeitig gesprengt! Der Elsterfluß mit tiefem Bette und hohen Ufern wehrt dem Vorwärtsdringen. Man stürzt sich in die kalten Fluthen, sie zu durchschwimmen, Tausende — unter ihnen auch der Polenheld Poniatowsky — ertrinken, und Menschen und Pferde erheben sich in grauenvollen Gruppen über dem blutgefärbten Gewässer. 15,000 Mann müssen sich als Kriegsgefangene ergeben.

11. Durch die Grimmaische Straße aber bewegt sich eine Stunde später ein einfacher Zug, Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm von Preußen sind's, umgeben von den ruhmumstrahlten Helden der blutigen Tage, Schwarzenberg und Blücher, dem greisen, unermüdeten Helden! — Deutschland jubelt über den Sieg bei Leipzig. Das Joch der Fremdherrschaft war abgeworfen, und Deutschlands Stämme waren wieder, wie einst am großen Tage Hermanns, eins gewesen bei einer großen Sache. Mit Ruhm wird man noch in den

fernsten Zeiten der Tage von Leipzig gedenken. Die Wiedergeburt Deutschlands, ja Europas beginnt mit den Tagen der Leipziger Völkerschlacht, und manche Ernte jener blutigen Aussaat reift wohl noch.

298. Napoleons Ende.

(Aus dem Thüringischen Kinderfreund.)

Von dem Dome, schwer und bang,
tönt die Glocke Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
einen Wandrer auf dem letzten Wege.
(Schiller.)

1. Napoleon war plötzlich von Elba nach Frankreich zurückgekehrt. Bald sammelte sich um ihn wieder ein großes kampflustiges Heer; im Innern, so verkündeten die Franzosen, wurde zum Schutz des Landes eine zwei und eine halbe Million starke Nationalgarde gebildet, die alten Gefährten des Kriegshelden, bereit, mit ihm zu stehen oder zu fallen, boten ihm ihre Dienste wieder an. Ein neuer schwerer Kampf war vorauszusehen. Die Verbündeten, welche die Ruhe und Wohlfahrt Europas aufs Neue bedroht sahen, waren entschlossen, mit vereinter Macht gegen den Furchtbaren zu ziehen. Zahlreiche Heere, die kaum aus Frankreich zurückgekehrt waren, eilten wieder dem Rheine zu und über denselben in die Niederlande, an die Grenze Frankreichs. Da wurde nun am 18. Juni 1815 bei Belle-Alliance oder Waterloo, unweit Brüssel, die große entscheidende Schlacht geschlagen, in welcher mit der äußersten Erbitterung und Anstrengung von beiden Seiten gekämpft wurde. Lange war der Sieg zweifelhaft. Blücher, Preußens berühmter Feldherr, hatte bereits mit seinem Heere am 16. Juni einen äußerst hartnäckigen Kampf bei Ligny bestanden, war durch einen Sturz mit seinem Pferde in große Lebensgefahr gerathen, und genöthigt worden, sich zurückzuziehen. Ununterbrochene Regengüsse, die dadurch angewachsenen Bäche und fast ungangbar gewordenen Wege hatten ihn gehindert, dem englischen Feldherrn Wellington, welcher sich um Mittag im heißesten Kampfe befand, so schnell zu Hülfe zu kommen, als verabredet war. Das englische Heer war von übermäßiger Anstrengung fast erschöpft; ein Sturmangriff der Franzosen folgte auf den andern, immer sah und fragte man vergeblich nach den Preußen. Erst gegen 5 Uhr trafen diese theilweise und im gefahrvollsten Augenblicke ein. Da erreichte nun die Kampfeswuth den höchsten Grad. Napoleon bewegte plötzlich

sein ganzes Heer vorwärts. Der Kampf ward jetzt ein Vernichtungskampf. Ganze Schaaren stürzten nieder, die große Menge der Verwundeten, welche sich aus dem Kampfe zogen, gab auf beiden Seiten den Anschein einer Flucht. Schon weichen die Engländer auf mehreren Punkten; ihr Geschütz stellt das Feuern ein. In diesem Augenblicke unternehmen die Preußen einen Hauptangriff. Im Sturmschritte, unter dem Wirbel aller Trommeln, rücken sie unaufhaltsam vor, werfen Alles nieder, was sich ihnen entgegenstellt. Napoleons Garde wird von den preußischen Reitern umringt und aufgefordert, sich zu ergeben. „Die Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht!" war die Antwort. Endlich, gegen 9 Uhr, entschied sich die Schlacht. Die Franzosen eilten in wilder Flucht nach Frankreich zu. Die Schlacht war für die Verbündeten gewonnen, kein Theil hatte unrühmlich gestritten. — Die Franzosen hatten über 30,000 Todte und Verwundete, die Verbündeten 20,000.

2. Nach diesem großen Siege marschirte das verbündete Heer auf Paris zu, und hielt am 7. Juli zum zweiten Male seinen Einzug in diese Stadt. Die Waffen der Sieger zwangen abermals die übermüthigen Franzosen zum Frieden, welcher am 20. November zu Paris unterzeichnet wurde. Napoleon ergab sich am 14. Juli den Engländern, welche ihn auf das öde Eiland St. Helena im stillen Weltmeere brachten. Dort saß er gefangen, der außerordentliche Mann, welcher Könige zu seinen Füßen, welcher ganz Europa vor sich zittern gesehen. Mit Härte behandelte ihn sein englischer Wächter Hudson Lowe. Bis zum Jahre 1821 ertrug Napoleon sein Unglück mit einer Größe, welche sein Andenken ehrt und ihm die Herzen aller gebildeten Menschen wieder gewann. Am 5. Mai 1821 starb der gewesene Herr der Welt, seines Sohnes gedenkend, auf dem Eilande St. Helena. Eine Weide beschattet sein einsames Grab. Erst im Jahre 1840 wurde Napoleons Asche, wie es der Kaiser einst gewünscht hatte, nach Frankreich gebracht und in Paris feierlich bestattet.

3. Man fragt sich nun: „Was hat der große Napoleon der Menschheit, was hat er Frankreich genützt?"—Er verwüstete Europa durch lange Kriege, unterdrückte die Völker und schlachtete ganze Armeen hin. Napoleons Kriege kosteten Frankreich das Leben von zwei Millionen seiner Söhne und verursachten dem Lande eine Schuldenlast von tausend Millionen Franken. Dagegen hat die Menschheit Wenig oder Nichts gewonnen, und Frankreich gewann fast nur Waffenruhm.

Zehnter Abschnitt.

Gewerbliches.

Hundertundvierundzwanzigste Lektion. [CXXIV.]

299. Die Buchdruckerkunst.

(Von Kappe.)

1. Wer vor 500 und mehr Jahren gern ein Buch haben wollte, mußte es sich, wenn er's nicht kaufen konnte, selbst abschreiben oder abschreiben lassen, und das kostete natürlich viel Geld. Im Jahr 1274 war der Preis einer schön geschriebenen Bibel mit Auslegung 360 fl. und eine ganz gewöhnliche Abschrift des Psalters mit Anmerkungen kostete vor dem Jahr 1300 nach deutschem Geld wenigstens 90 fl. Damals waren dies ungeheure Summen, denn es erhielt ein Taglöhner täglich nur 4½ Kreuzer Taglohn, so daß er um eine solche Bibel hätte fünfzehn Jahre arbeiten müssen, während einer jetzt dreißig bis vierzig Kreuzer und mehr verdienen kann, je nachdem das Geschäft ist, und eine Bibel, wenn er ganz arm ist, unentgeldlich, oder um 24 bis 30 Kreuzer erhält, also nicht einmal einen Taglohn dazu braucht. Der römische Kaiser Constantin (um 325 n. Chr.) ließ einmal 20 Bibeln auf seine Kosten abschreiben und beschenkte damit 20 christliche Gemeinden. Das war damals ein wahrhaft kaiserliches Geschenk. In früheren Zeiten hatten daher nur ganz reiche Leute Bücher; Arme konnten sich keine kaufen, konnten auch selten lesen. Um das Jahr 1420 kam man aber darauf, die Buchstaben einer Seite im Buch verkehrt auf ein Brett zu schneiden, anzuschwärzen und abzudrucken. Das ging schon gut, denn mit einem solchen Brett voller Buchstabenformen konnte man schnell viele tausend Seiten derselben Art drucken und die Bücher wurden nun schon ein gut Theil wohlfeiler.

2. Um diese Zeit lebte aber in der Stadt Mainz, mitunter auch in Straßburg, ein Edelmann, Johann Gensfleisch von Sorgenloch zum guten Berg, kurzweg Gutenberg genannt. Der schnitt die Buchstaben nicht auf einem Brette aus, sondern auf Köpfen von hölzernen, darauf von

bleiernen Stäben, band diese Stäbchen zusammen, druckte sie ab und konnte sie nun nach dem Gebrauche wieder aufbinden und zu andern Wörtern zusammensetzen. Mit dieser Anwendung beweglicher Lettern (Buchstaben) war der wichtigste Theil der folgenreichen Erfindung vorhanden. Als Schwärze gebrauchte er Dinte und Lampenruß. Gutenberg wünschte seine Erfindung gern ins Große zu treiben; darum verband er sich, da er selbst arm war, mit dem reichen Goldschmied Johann Fust oder Faust in Mainz, und das Unternehmen gelang vollkommen. Später entzweiten sich die beiden Männer, und der eigennützige Faust zog einen geschickten Gießer von Gernsheim, Namens Peter Schöffer, der schon vorher Gehülfe bei ihm war, in das Geschäft.

3. Dieser Schöffer bereitete eine tauglichere Metallmischung aus Blei und Zinn für die Lettern, und eine bessere und dauerhaftere Druckerschwärze. Besonders aber erfand er den Guß der Lettern. Durch ihn wurde Gutenbergs Erfindung weiter geführt und vollendet. Das erste größere Werk, das aus Gutenbergs Druckerei hervorging, war eine lateinische Bibel in drei Bänden, wahrscheinlich im Jahr 1456 vollendet. Ein Psalter, den die Bibliothek zu Stuttgart besitzt, ist im Jahr 1457 gedruckt und zwar ausgezeichnet schön. Faust reiste dann im Lande umher und verkaufte seine Bibeln, das Stück um hundert Gulden; und alle Welt erstaunte über den unerhört billigen Preis. Die Mönche aber, die nun Nichts mehr mit Abschreiben verdienten, erstaunten am meisten und sagten zum Volke: „Faust stehe mit dem Teufel im Bunde, und die rothen Buchstaben auf den Titelblättern seien mit Menschenblut gefärbt!“ Gutenberg, der Erfinder, mußte später seine Druckerei aus Noth verkaufen und starb arm, nachdem er die Welt bereichert, im Jahre 1467.

4. In der neuern Zeit sind in dieser Kunst, welche so wichtig für die Bildung der Völker geworden ist, wesentliche Verbesserungen angebracht worden. Man hat Druckerpressen, die mit Hülfe der Dampfkraft in einer Stunde 8000 und mehr Bogen drucken.

Trost.

(Von Bürger.)

Wenn dich die Lästerzunge sticht,
so laß dir dies zum Troste sagen:
Die schlechten Früchte sind es nicht,
woran die Wespen nagen.

Hundertundfünfundzwanzigste Lektion. [CXXV.]

300. Der Lootse.

(Berlinisches Lesebuch.)

1. „Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?
Sie steuert falsch, sie treibt herein
und muß am Vorgebirg zerschellen,
lenkt sie nicht augenblicklich ein."

2. „Ich muß hinaus, daß ich sie leite!" —
„„Gehst du ins offne Wasser vor,
so legt dein Boot sich auf die Seite
und richtet nimmer sich empor."" —

3. „Allein ich sinke nicht vergebens,
wenn sie mein letzter Ruf belehrt.
Ein ganzes Schiff voll junges Lebens
ist wohl ein altes Leben werth."

4. „Gieb mir das Sprachrohr. Schifflein, eile,
es ist die letzte, höchste Noth!" —
Vor fliegendem Sturme, gleich dem Pfeile,
hin durch die Scheeren eilt das Boot.

5. Jetzt ist es aus dem Klippenrande.
„Links müßt ihr steuern!" hallt ein Schrei!
Kiel oben treibt das Boot zu Lande —
und sicher fährt die Brigg vorbei.

301. Der Matrose.

(Von Forster.)

1. Kaum hat die Schiffsglocke geläutet oder viermal angeschlagen, so ertönt des Bootmanns Pfeife durch den Matrosenraum, und seine heisere Stimme ruft die Wache hinauf, um ihre Kameraden abzulösen. Beim zweiten Ruf muß Alles auf den Beinen sein und auf dem Verdeck, auf dem Vorderkastell und am Steuerruder ein Jeder seinen angewiesenen Posten einnehmen. Das Ungestüm zweier Elemente, die fast in unaufhörlicher Bewegung sind, dringt mit vereinten Kräften auf sie ein. Um sich warm zu erhalten, laufen die Matrosen beständig auf und ab, bis irgend ein Vorfall sie zur Arbeit ruft. Aendert der Wind seine Richtung, so werden die Segel nur anders gestellt; steigt aber seine Heftigkeit, so müssen sie theils eingerefft, theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieser

gefährlichen Verrichtung ist schauderhaft, wenigstens für Jeden, der es nicht gewohnt ist, Menschen ihr Leben auf das Spiel setzen zu sehen. Sobald die untersten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelöst und aufgezogen worden, brausen die Winde darein, und schlagen es an Stange und Mast, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewundernswürdiger Behendigkeit und nicht geringem Muthe klettern die Matrosen sogleich bis zur zweiten oder dritten Verlängerung des Mastes heran. Dort hängen in starken Tauen die Segelstangen oder Raaen quer über dem Schiff; an ihren beiden Enden und in der Mitte befestigt hängt ein schlotterndes Seil, welches den Füßen des verwegenen Seemanns zum Ruhepunkt dient. Auf diesem Seil gehen sechs bis acht Matrosen hurtig und mit sicherem Tritt zu beiden Seiten bis an die äußersten Enden der Raa hinaus, trotz des Windes, der das flatternde Segel gewaltsam hin und her schleudert, und das Seil unter ihren Füßen erschüttert, trotz der schwankenden Bewegung des Schiffs, welche in jener Höhe ohne Vergleich stärker gefühlt wird, als auf dem Verdeck. Ich habe zu gleicher Zeit das Ende der großen Raa sich in eine thürmende Welle tauchen gesehn; der Matrose am Ende einer Segelstange, die gegen fünfzig Fuß hoch am Mast hängt, wird folglich mit jeder Welle alsdann durch einen Bogen von fünfzig bis sechzig Fuß geschaukelt. Jetzt scheint er ins Meer hinab geschleudert zu werden, jetzt wieder die Sterne zu berühren. Doch ohne sich diese gewaltsamen Bewegungen anfechten zu lassen, biegt er sich über die Segelstange, entreißt dem Winde das Segel, rollt es zusammen, bindet es fest, und vollendet diese gefahrvolle Arbeit mit seinen Gehülfen in wenigen Minuten. Seine einzige Sorge bei diesem, wie bei jedem andern Geschäfte ist dahin gerichtet, daß es ihm Keiner an Geschicklichkeit und Muth zuvorthun möge; denn dieser rühmliche Wetteifer liegt tief in seiner Seele, und ist die Folge eines gewissen gemeinschaftlichen Gefühls, welches diesem Stande eigen ist. Ihm muß es übrigens gleich gelten, ob die Sonne ihm dazu leuchtet, oder ob er sich in der tiefsten Finsterniß der Nacht blos auf das Tasten seiner harten Hände verlassen darf. Selbst wenn der Sturm ein Segel zerrissen hat, und mit den Stücken Alles zerpeitscht, scheut kein Matrose die Gefahr, von einem solchen Schlage getroffen zu werden, und rettet, was zu retten ist. Wenn in der Nähe Land vermuthet wird, sitzt er mehrere Stunden lang unbeweglich am höchsten Gipfel der Marsstange und blickt aus dieser einsamen, schwindelig machenden Höhe wachsam umher. Er lächelt, wenn unerfahrene Landleute oder junge Anfänger jeden heftigen Wind einen Sturm nennen,

und ist ungern freigebig mit diesem Namen, so lange das Schiff noch mehr als die untern großen Segel führt. In offener See hat selbst ein Sturm nichts Schreckliches für ihn; was kann ihm schaden, sobald alle Segel eingezogen sind, und das Schiff mit dem Schnabel gegen den Wind beigelegt, mit fest gebundenem Ruder dem Drange der Wellen folgt, oder wenn man es, sicher, daß kein Land in der Nähe ist, mit wenigen Segeln schnell vor dem Sturme hinfliehen läßt, vorausgesetzt, daß das Schiff dauerhaft gebaut sei. Nur alsdann wird der Sturm furchtbar, wenn das Schiff auf eine Küste fährt, wo kein Hafen dem Seefahrer Sicherheit verspricht, und die einzige Hoffnung, dem Schiffbruch zu entgehen, auf der Stärke der Segel beruht. Diese Gefahr trifft ihn indeß nur selten; Anstrengungen und Unannehmlichkeiten hingegen sind sein tägliches Loos.

2. Der Posten am Steuerruder ist einer der beschwerlichsten; keiner hält es länger als eine Stunde dabei aus, und wenn die See in hohen Wogen geht, und der Wind heftig stürmt, müssen zwei Personen zugleich das Rad regieren, welches sonst für die Kräfte des einzelnen Mannes leicht zu mächtig wird, und ihn zuweilen so mit sich fortreißt, daß er in Lebensgefahr ist. Wenn das Schiff nahe am Winde geht, und die See etwas ungestüm ist, so schlagen die Wellen oft hinein, und zwar hauptsächlich da, wo die Wache sich aufhält, die zuletzt bis auf die Haut durchnäßt, sich lachend über ihr Unglück tröstet. Diese Gleichmüthigkeit, die den Sinn für Freude nicht ausschließt, ist ein Hauptzug im Charakter des Seemanns.

3. Die schnellen Veränderungen des Windes und der Witterung, die man zur See oft erfährt, tragen Vieles dazu bei, den Matrosen gegen alles Ungemach zu härten. Im Sturm und Regen lebt er der frohen Hoffnung, daß bald wieder Sonnenschein und guter Wind kommen werde. Allein auch wenn die Zeit der Prüfung kommt, wo diese Hoffnung fehlschlägt, ist das Beispiel des Befehlshabers und der Offiziere hinreichend, um den Muth des getäuschten Seemanns aufrecht zu erhalten.

Der Grenadier.

(Von Pfeff.l.)

Ein alter tapf'rer Grenadier,
der gleich gut focht und log, fiel einst im Handgemenge;
zwei Freunde trugen ihn zerfleischt aus dem Gedränge.
„Sagt, Kinder, ist er todt?" fragt sie sein Offizier,
„Ja wohl," versetzt das Paar, mit schweren Athemzügen.
„Nicht doch, ich lebe noch!" brummt hier der arme Wicht.
„Ach!" rief der eine Freund, „Herr Hauptmann, glaubt ihm nicht!
Er pflegte ja sein Lebelang zu lügen."

Elfter Abschnitt.

Von den
Gesetzen in den Verein. Staaten.

Hundertundsechsundzwanzigste Lektion. [CXXVI.]

302. Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

1. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika bestehen gegenwärtig aus 34 Staaten, 9 Territorien und dem Districte Columbia.

2. Die Vereinigten Staaten bilden eine Republik (einen Freistaat). Die Regierung dieser Union oder Bundesstaats ist wie diejenige jedes einzelnen Staats nach drei Richtungen hin thätig: als gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt.

3. Die Vereinigten Staaten haben, wie jeder einzelne Staat eine Legislatur und einen Gouvernör besitzt, an ihrer Spitze einen Congreß und einen Präsidenten, der in der Bundeshauptstadt Washington seinen Sitz hat.

4. Die Regierung der Union besorgt alle gemeinsamen Angelegenheiten dem Auslande gegenüber, unterhält eine Armee und eine Flotte, besorgt den Postverkehr, erhebt den Eingangszoll auf Waaren und läßt Münzen prägen. Jeder einzelne Staat hingegen besorgt seinen eigenen Haushalt.

5. Die Verfassung der einzelnen Staaten, die in Grafschaften (Counties) eingetheilt, stimmen im Wesentlichen mit einander überein. Nur haben die südlichen Staaten darin besondere Artikel über Sklaverei aufgenommen.

6. Der Congreß, der die Gesetze macht, aus Senat und Haus der Repräsentanten bestehend, versammelt sich jährlich einmal.

7. Die höchste richterliche Gewalt im Bundesstaat besitzt der Obergerichtshof in Washington; der Congreß

ernennt zwar dessen Richter, allein der Gerichtshof steht gänzlich unabhängig da.

8. Die Senatoren, welche stets auf sechs Jahre gewählt werden, und von denen jeder Staat zwei nach Washington schickt, vertreten die Regierungen der Einzelstaaten; deßwegen erwählt die Legislatur und nicht das Volk die Senatoren.

9. Die Repräsentanten hingegen werden unmittelbar vom Volke auf zwei Jahre erwählt.

10. Der Präsident, welcher die Gesetze vollzieht, wird auf vier Jahre auf folgende Weise gewählt: Die Bürger geben ihre Stimmen für Wahlmänner ab und diese erwählen dann den Präsidenten. Ein jeder Staat ist zu eben so vielen Wahlmännern berechtigt, als er Senatoren und Repräsentanten in den Congreß schicken darf.

11. Der Präsident der Vereinigten Staaten ist zugleich Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht.

12. Der Vice-Präsident, welcher zugleich Präsident des Senats ist, wird auf dieselbe Weise wie der Präsident der Bundesstaaten gewählt.

13. Dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zur Seite steht das Cabinet. Darunter versteht man sieben Secretäre, die ihm mit ihrem Rath beistehen und welche die Arbeiten der ausführenden Gewalt übernehmen und leiten.

14. Das Bürgerrecht in Amerika ist gleichsam ein erbliches Recht eines jeden Amerikaners, Personen aber, die aus fremden Ländern einwandern, haben allenthalben, also auch in den Vereinigten Staaten, nur dann ein Bürgerrecht, wenn der Bundesstaat ihnen ein solches überträgt.

15. Streng nach dem Gesetze gehandelt kann nur ein amerikanischer Bürger Grundeigenthum auf seine Erben übertragen. Das Eigenthum eines Fremden an Liegenschaften fällt in unserm Lande bei seinem Tode eigentlich dem Staat zu.

16. Ein Fremder kann nach dem Naturalisationsgesetze nach fünf Jahren Bürger der Vereinigten Staaten werden.

Zwölfter Abschnitt.

Die Künste.

Hundertundsiebenundzwanzigste Lektion. [CXXVII.]

303. Ursprung und Wesen der Kunst.

(Von Dr. Franz Kugler.)

1. Der Ursprung der Kunst liegt in dem Bedürfniß des Menschen, seinen Gedanken an eine feste Stätte zu knüpfen und dieser Gedächtnißstätte, diesem „Denkmal" eine Form zu geben, welche der Ausdruck des Gedankens sei. Aus solchem Beginn entwickelt sich, stufenweise fortschreitend, der ganze Reichthum und die ganze Bedeutung der Kunst, auch bis zu ihren spätesten, unabhängigsten, spielenden Leistungen hinab. Denn überall führt es der Begriff der Kunst mit sich, daß sie in körperlicher Gestalt das Leben des Geistes darstelle; und überall ist es ihr höchstes Ziel, in den Erscheinungen der Körperwelt den geistigen Inhalt, in dem Vergänglichen das dauernde, in dem Irdischen das Ewige zu vergegenwärtigen. Darum aber ist es falsch, wenn man den Ursprung der Kunst aus dem rohen sinnlichen Bedürfniß, welches das Thier ebenso wie den Menschen zu einer bildenden Thätigkeit führt, oder aus eitlem Nachahmungstrieb herleitet. Wie erstaunungswürdig auch die Werke sein mögen, welche aus diesen beiden Trieben und namentlich aus dem ersten hervorgehen, mit der Kunst, in der höheren und eigentlichen Bedeutung dieses Wortes, haben sie an sich Nichts gemein; und nur wenn sich ihnen ein schon vorhandener Kunstsinn zugesellt, vermögen ihre Leistungen auch eine künstlerische Gestaltung zu gewinnen.

2. Ueberall bedarf der Mensch in den Zeiten seiner Kindheit nur einfacher Zeichen zum Ausdruck seiner Begriffe, überall ist in den kindlichen Kulturverhältnissen des Geschlechts das Denkmal eben Nichts weiter, als die einfache Bezeichnung einer besonderen, ausgewählten Stätte. Von solchen Denkmalen der einfachsten Art berichten uns

schon die ältesten Erzählungen der heiligen Schrift. An dem Orte, wo Jakob im Traume die Himmelsleiter gesehen und den Segen Jehovahs empfangen hatte, errichtete er einen Stein und weihete ihn zum Gedächtniß der Offenbarung, die ihm zu Theil geworden; ebenso ward ein Maal und ein Haufe von Steinen als heiliges Zeugniß des Bundes aufgerichtet, den Jakob mit Laban geschlossen hatte. Ein schlichter Stein bildet in jenen frühesten Tagen den Altar, auf den die Gottheit sich niederläßt, die Gaben und die Gebete der Sterblichen zu empfangen; ein Hügel von Erde thürmte sich über den Gebeinen des entschlafenen Helden empor, der sich zum Kreise der Unsterblichen aufgeschwungen, und dessen Großthaten an dem Orte seiner irdischen Rast durch Opfer gefeiert werden.

3. Freilich sind der formlose Stein, der rohe Erdhügel an sich noch willkürliche Zeichen; noch scheint an ihnen Nichts hervorzutreten, wodurch sie in Wirklichkeit zu Trägern der Idee, die sich in ihnen aussprechen soll, gestaltet wären. Das aber ist das Wesen des Kunstwerkes, daß es nicht ein an sich inhaltloses Zeichen für die Idee, daß es vielmehr der Körper sei, mit dem vereint und durch den sie erst in die Erscheinung tritt. Gleichwohl liegt es in der Natur der Sache, daß — wie das menschliche Geschlecht sich weiter entwickelte und seine Begriffe allmählich eine festere Gestalt gewannen — so auch jene rohen Denkzeichen ein bestimmtes Gepräge erhalten, der wirkliche und unmittelbare Ausdruck, wenn zunächst auch nur des einfachsten Gedankens werden mußten. Ja, noch ehe diese Denkzeichen durch die werkthätige Hand des Menschen auf besondere Weise ausgebildet wurden, waren sie gleichwohl bereits geeignet, zur bestimmteren Verkörperung des Gedankens zu dienen. Bei der Auswahl der verschieden geformten Steine, wie sie die Natur gab, bei der eigenthümlichen Weise ihrer Aufstellung, ihrer Zusammenordnung könnten immerhin schon die allgemeineren Eindrücke der Erhabenheit, des Maßes, selbst der Harmonie erreicht werden. —

Jedermann sollte Achtung vor den Werken der Kunst haben.

304. Die schönen Künste in ihrer besten Anwendung.

(Von J. G. Sulzer.)

1. In der ganzen Schöpfung stimmt Alles darin überein, daß das Auge und die anderen Sinne von allen Seiten her durch angenehme Eindrücke berührt werden. Jedes zu unserm Gebrauch dienende Wesen hat außer seiner Nutzbarkeit auch Schönheit. Selbst die, welche uns nicht unmittelbar angehen, scheinen bloß darum, weil wir sie täglich vor Augen haben, nach schönen Formen gebildet und mit schönen Farben bekleidet zu sein.

2. Ohne Zweifel wollte die Natur durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten unsere Gemüther überhaupt zu der Sanftmuth und Empfindsamkeit bilden, wodurch das rauhe Wesen, das eine übertriebene Selbstliebe und stärkere Leidenschaften geben, mit Lieblichkeit gemäßigt wird. Die Schönheiten sind einer in uns liegenden feineren Empfindlichkeit angemessen; durch den Eindruck, den die Farben, Formen und Stimmen der Natur auf uns machen, wird sie beständig gereizt, und dadurch wird ein zarteres Gefühl in uns rege, Geist und Herz werden geschäftiger, und nicht nur die gröbern Empfindungen, die wir mit den Thieren gemein haben, sondern auch die sanften Eindrücke werden in uns wirksam. Dadurch werden wir zu Menschen; unsere Thätigkeit wird vermehrt, weil wir mehrere Dinge interessant finden; es entsteht eine allgemeine Bestrebung aller in uns liegenden Kräfte; wir heben uns aus dem Staube empor und nähern uns dem Adel höherer Wesen. Wir finden nun die Natur nicht mehr zu der bloßen Befriedigung unsrer thierischen Bedürfnisse, sondern zu einem reinern feinern Genuß, der nie Eckel erregt und zu allmählicher Erhöhung unsers Wesens eingerichtet.

3. Aber bei dieser allgemeinen Verschönerung der Schöpfung überhaupt hat die Natur es nicht bewenden lassen. Vorzüglich hat diese zärtliche Mutter den vollen Reiz der Annehmlichkeiten in die Gegenstände gelegt, die uns zur Glückseligkeit am nöthigsten sind. Sie wendet Schönheit und Häßlichkeit an, um uns das Gute und Böse kennbar zu machen; jenem giebt sie einen höhern Reiz, damit wir

es lieben, diesem eine widrige Kraft, daß wir es verabscheuen. Die den Geist erdrückende Dummheit, eine verkehrte Sinnesart und Bosheit des Herzens hat sie mit eben so eindringenden, aber Eckel und Abscheu erweckenden Zügen auf das menschliche Gesicht gelegt, als die Güte der Seele. Also greift sie unser Herz durch die äußern Sinne auf eine doppelte Weise an: Sie reizet uns zum Guten und schreckt uns vom Bösen ab.

4. Dieses Verfahren der Natur läßt uns über den Charakter und die Anwendung der schönen Künste keinen Zweifel übrig. Indem der Mensch menschliche Empfindungen verschönert, muß er das thun, was die Natur durch Verschönerung ihrer Werke thut. Die allgemeine Bestrebung der schönen Kunst muß also dahin abzielen, alle Werke der Menschen in eben der Absicht zu verschönern, in welcher die Natur die Werke der Schöpfung verschönert hat. Sie muß der Natur zu Hülfe kommen, um Alles, was wir zu unsern Bedürfnissen selbst erfunden haben, um uns her zu verschönern. Ihr kommt es zu, unsre Wohnungen, unsre Gärten, unsre Geräthschaften, besonders unsre Sprache mit Anmuth zu bekleiden, so wie die Natur Allem, was sie für uns gemacht hat, sie eingeprägt hat.

5. Noch wichtiger aber ist es, daß die schönen Künste auch nach dem Beispiele der Natur die wesentlichen Güter, von denen die Glückseligkeit unmittelbar abhängt, in vollem Reize der Schönheit darstellen, um uns eine unüberwindliche Liebe dafür einzuflößen. Der Römer Cicero scheinet irgendwo den Wunsch zu äußern, daß er seinem Sohne das Bild der Tugend in sichtbarer Gestalt darstellen könnte, weil dieser sich alsdann mit unglaublicher Liebe zu ihr hingezogen fühlen würde. Diesen wichtigen Dienst können in der That die schönen Künste uns leisten. Wahrheit und Tugend, die unentbehrlichsten Güter der Menschen, sind der wichtigste Stoff, dem sie ihre Zauberkraft in vollem Maße einzuflößen haben.

6. Auch darin müssen sie ihrer großen Lehrmeisterin nachfolgen, daß sie Allem, was schädlich ist, eine Gestalt geben, die lebhaften Abscheu erweckt. Bosheit, Laster und Alles, was dem sittlichen Menschen verderblich ist, muß durch Bearbeitung der Künste eine sinnliche Form bekommen, die unsre Aufmerksamkeit reizt, aber so, daß wir es

recht in die Augen fassen, um einen immerwährenden Abscheu davor zu bekommen. Dieses unvergleichliche Kunststück hat die Natur zu machen gewußt. Wer kann sich enthalten, Menschen von recht verworfener Physiognomie mit eben der neugierigen Aufmerksamkeit zu betrachten, die wir für Schönheit selbst haben? Die Lehrerin der Künstler wollte, daß wir von dem Bösen das Auge nicht eher abwenden sollten, als bis es den vollen Eindruck des Abscheues erregt hätte.

7. In diesen Anmerkungen liegt Alles, was sich von dem Wesen, dem Zweck und der Anwendung der schönen Künste sagen läßt. Ihr Wesen besteht darin, daß sie den Gegenständen unsrer Vorstellung sinnliche Kraft einprägen, ihr Zweck ist lebhafte Rührung der Gemüther, und in ihrer Anwendung haben sie die Erhöhung des Geistes und Herzens zum Augenmerke.

Hundertundachtundzwanzigste Lektion. [CXXVIII.]

305. Lob des Gesanges.

1. Gesang verschönt das Leben,
Gesang erfreut das Herz;
ihn hat auch Gott gegeben,
zu lindern Gram und Schmerz.
Die Vögel alle singen
ein lieblich Mancherlei,
sie flattern mit den Schwingen,
und leben froh und frei.

2. Es tönet aus den Lüften
ein schönes Jubilo;
in Wäldern und auf Triften
singt Alles, Alles froh.
Wohlauf denn, laßt uns singen
den muntern Vögeln gleich,
laßt unsre Lieder klingen,
an Lust und Freude reich.

306. Die Gesangkunst.

(Von Sarnighausen.)

So rafft von jeder eitlen Bürde,
wenn des Gesanges Ruf erschallt,
der Mensch sich auf zur Geisterwürde
und tritt in heilige Gestalt.

(Schiller.)

1. In der Anerkennung der Macht, welche die Musik und insbesondere der Gesang auf Herz und Gemüth ausübt, sind alle Menschen, die noch irgendwie Gefühl für das Schöne und Edle besitzen, einig; und die größten Männer unsers Volkes haben gewetteifert, um diese Macht zu preisen.

2. Fürwahr, man braucht nur eins von den schönen, innigen Liedern, die wir aus Deutschland herübergebracht haben, zu hören, um zu erfahren, wie der Gesang unser Gemüth in seiner Gewalt hat. Wem wird nicht das Herz bewegt, wenn er die tief ergreifenden Weisen hört: „Zu Straßburg auf der Schanz;" „Es ist bestimmt in Gottes Rath;" „Morgen muß ich fort von hier;" wem wird nicht der Muth stark, wenn die kräftigen Lieder ertönen: „Was ist des Deutschen Vaterland;" „Was blasen die Trompeten, Husaren heraus;" wem wird nicht der Sinn fröhlich, wenn die scherzenden neckischen Lieder angestimmt werden: „Kommt ein Vogel geflogen;" „Auf dem Berge bin i g'sesse." Und wer ein solches Lied selbst aus voller Brust singen und sich in dasselbe hineinleben kann, der wird daran eine Freude haben, die ihn selbst erhebt, veredelt und ihm einen Widerwillen gegen die gemeine und rohe Art von Vergnügungen einflößt.

3. Und welche Anmuth umstrahlt die Hausfrau, wenn sie singt oder musicirt? Sie gleicht einer Priesterin, die durch Gesang oder Musik von ihrem häuslichen Altare alles Gemeine und Unreine fern hält.

4. Aber für uns, die wir getrennt von unserm ursprünglichen Vaterlande leben, hat der Gesang unserer Lieder noch eine besondere Bedeutung. Sie sind aus dem gemeinsamen deutschen Vaterlande mit herübergekommen. Wie verschieden auch sonst die Gegenden sein mögen, aus denen wir ausgezogen, die Sitten, die Anschauungen, die Erfahrungen, die wir mitgebracht: An den Liedern haben wir ein Band der Gemeinschaft und zwar nächst

dem Bande der Religion das stärkste und haltbarste. An ihnen, die durch ganz Deutschland, vom Adriatischen Meer bis zum Belt, vom Rhein bis zu den Karpathen, in den Palästen wie in den Hütten, und unter der Kirchhofslinde des stillen Dörfchens angestimmt werden, erkennen wir uns überall als Söhne eines Vaterlandes.

5. In der Einsamkeit und allein singen ist aber nur halbe Freude, es gehört die Gemeinschaft mit mehreren Gleichgesinnten dazu, um an den Liedern das zu haben, was man an ihnen haben kann und soll. Ein überaus glücklicher Gedanke, so recht aus deutschem Sinne hervorgegangen, ist deshalb die Stiftung deutscher Gesangvereine in Nordamerika. Sie erhalten die Lieder in dem Gedächtnisse und in den Herzen lebendig und sie befestigen das Band, das die Deutsch-Amerikaner unter einander umschlingen soll. Durch das deutsche Lied wird auch deutsche Treue und deutsche Frömmigkeit gepflegt und dient dazu, dem deutschen Wesen immer mehr Anerkennung und Liebe zu verschaffen. Durch den Gesang üben endlich die Vereine einen bildenden Einfluß auf unsre amerikanischen Brüder aus.

Hundertundneunundzwanzigste Lektion. [CXXIX.]

307. Die Turnkunst.

(Von Sarnighausen.)

1. Daß Leib und Seele in dem innigsten Zusammenhange stehen, ist eine bekannte Sache. Man wundert sich selbst im gemeinen Leben darüber, wenn man einem Manne von hervorragenden Geisteskräften, Energie, Entschlossenheit oder Macht der Rede Schwächlichkeit und Gebrechlichkeit des Leibes ansieht, und man kann es sich ebenso kaum vorstellen, daß in einem Manne von kräftigem Körperbau Blödigkeit und Feigheit wohnen sollte. Es ist eine eben so allgemeine Erfahrung, daß in der Regel ein kräftiger, abgehärteter Körper der Seele zu Hülfe kommt, wenn es gilt, schwere Zustände, z. B. lange dauerndes Mißgeschick, vereitelte Hoffnungen und Pläne zu ertragen, oder die Elasticität des Geistes auch in den Jahren des höheren Alters sich zu bewahren. Daß umgekehrt die Seele dem

Körper in ihrer Art mit gleichen Diensten zu Hülfe kommt, ist selbstverständlich.

2. Daraus ergiebt sich aber, daß die Pflege beider, des Körpers und der Seele, mit Ernst bedacht werden soll. Man hat das eine geraume Zeit hindurch theils aus Mangel an Verständniß, theils aus allerlei, öfters sogar lächerlichen Vorurtheilen, theils aus Verwechselung des Gebrauchs mit dem Mißbrauch übersehen und die körperliche Ausbildung viel zu sehr vernachlässigt. Das ist glücklicherweise in den letzten Jahren anders geworden. Man hat den Irrthum erkannt, auch aufgehört, die Mittel zur Stärkung und Kräftigung des Körpers da zu suchen, wo sie doch nicht zu finden, nämlich in den Küchen und Apotheken, sondern angefangen, sie richtig in den Uebungen und Anstrengungen zu sehen, durch welche der Leib geschmeidig, gegen Strapazen abgehärtet, zum Ertragen von Beschwerden tüchtig gemacht wird. Die Leibesübungen bewahren vor dem Kränkeln und Siechen, durch welches Jünglinge schon das Aussehen von Greisen erhalten und Männer in ihren besten Jahren kraftlos sind.

3. Es sind deshalb schon die Leibesübungen, die mit dem Namen des Turnens bezeichnet werden, nicht nur nützlich und empfehlenswerth, sondern der Jugend durchaus nothwendig; denn in reiferen Jahren sie erst zu beginnen ist oft geradezu unmöglich, wogegen sie fortzusetzen auch dem Manne noch vortheilhaft ist. Noch mehr aber liegt ihre Unentbehrlichkeit auf der Hand, wenn es darauf ankommt, Etwas auszurichten, was nur durch körperliche Geschicklichkeit ausgerichtet werden kann. Es berufe sich Niemand darauf, daß er in seinem Leben schwerlich in Lagen kommen würde, solche anzuwenden. Feuers- und Wassersgefahr, Unfälle auf Reisen und ähnliche Vorfälle können einem Jeden begegnen, und ohne körperliche Gewandtheit ist er selbst bei solchen Gelegenheiten oft verloren, oder kann wenigstens Anderen nicht helfen, oder retten, was noch zu retten wäre. Und vollends trifft das Gesagte bei uns zu, da das Gesetz des Landes jeden Bürger auch zum Schutz des Vaterlandes aufruft und ihm die Waffen deshalb in die Hand giebt. Was sollen sie dem Ungeübten nützen? Nur Gewandtheit des Körpers giebt Muth und lehrt die Waffen mit Vortheil gegen den Feind zu gebrauchen.

4. Das Turnen ist eine Kunst, die auf deutschem Boden groß gewachsen und durch Deutsche nach Amerika gebracht wurde, es ist aber zugleich eine Kunst, die nur in Gemeinschaft durch das Lernen von Anderen und das Wetteifern mit ihnen, mit wirklichem Nutzen geübt werden kann. So liegt denn mehr als ein Grund vor, sie mit Ernst zu lernen, sowohl des körperlichen und geistigen Nutzens als auch der Verbindung wegen, die dadurch mit den Stammesgenossen des deutschen Vaterlandes aufrecht erhalten wird. Um diese Verbindung noch kräftiger herzustellen und die Freude an derselben, wie an den durch sie erzielten Leistungen zu erhöhen, sind auch auf amerikanischem Boden die deutschen Turnvereine erwachsen, die, wenn sie auf den Bahnen einhergehen, welche ihnen die Väter des deutschen Turnwesens, ein Jahn, Arndt u. s. w. vorgezeichnet haben, ihren einzelnen Mitgliedern wie dem ganzen Volke zum großen Segen gereichen werden.

Die wandernden Turner.

(Von Heisterbegk.)

1. Auf schmücket die Hüte mit grünenden Maien,
hinaus mit den Schwalben zur fröhlichen Fahrt!
Singt, Brüder, der Freiheit ein Liedchen im Freien,
so ist es der Turner herkömmliche Art!
Frei streifet das Reh durch Gebirge und Haiden,
doch geht es entgegen dem tödtlichen Blei;
doch uns soll kein Häscher die Freiheit verleiden:
Vor Allen, der wandernde Turner ist frei!
Jo ho tralla la la ꝛc.

2. Drum schwinget, ihr frischen Gesellen, die Hüte,
es lebe das deutsche gepriesene Land!
Das Land, wo die Flamme der Freiheit erglühte,
beschirmen wir freudig, das Schwert in der Hand.
Frei brausen im Liede die hallenden Töne,
frei kreiset in Lüften der Aar und der Weih'!
Und frei sind Germanias muthige Söhne:
Vor Allen, der wandernde Turner ist frei!
Jo ho tralla la la ꝛc.

Dreizehnter Abſchnitt.

Geſchäftsaufſätze.

Hundertunddreißigſte Lektion. [CXXX.]

308. Special Receipt.

Received Payment
January 2nd, 1858.
Franklin Peel.

Special Quittung.

Zahlung empfangen
den 2. Januar 1858.
Franklin Peel.

309. Receipt.

Cincinnati, 15th August 1857.

Received of Mr. Joseph Campbell Six hundred Dollars to apply on account.

$600.— Washington Bancroft.

Einfacher Schein.

Cincinnati, den 15. Auguſt 1857.

Von Herrn Joſeph Campbell Sechs Hundert Dollars auf Abſchlag empfangen zu haben, beſcheinige ich hiermit.

Gut für $600.— Washington Bancroft.

310. Receipt in full of all demands.

New Orleans, 30th September 1858.

Received of Messrs. Charles Astor & Co. Seven hundred Dollars in full of all demands against them.

$700.— James Girard.

General-Quittung.

New Orleans, den 30. September 1858.

Sieben Hundert Dollars von den Herren Carl Astor & Co. als Betrag meines sämmtlichen Guthabens empfangen zu haben, bescheiniget hiermit

$700.— Jacob Girard.

311. Receipt for House-Rent.

Pittsburgh, 4th December 1857.

Received of Mr. James L. Rothschild Fifty Dollars being the monthly Rent from the 1st of November to the 1st of December for a House on the South-East Corner of Eagle and Chestnut Streets. John Barnard.

$50.—

Quittung für Hausmiethe.

Pittsburgh, den 4. December 1857.

Fünfzig Dollars von Herrn James L. Rothschild, als monatliche Miethe (vom 1. November bis 1. December) eines Hauses an der süd-östlichen Ecke der Eagle- und Chestnut-Straße empfangen zu haben, bescheiniget hiermit

$50. Johann Barnard.

312. Check.

$25.— St. Louis, 27th September 1859.

Banking House of A. Lamartine & Co.

Pay Mr. Oliver Goldsmith Twenty five Dollars.

Daniel Cromwell.

Zahlschein.

$25.— St. Louis, den 27. September 1859.

Banquier Haus von A. Lamartine & Co.

Zahlen Sie an die Ordre des Herrn Oliver Goldsmith Fünf und zwanzig Dollars.

Daniel Cromwell,

313. Common Form of a Note.

$100.— New York, 1st January 1857.

Ninety days (or three months) after date, I promise to pay to the Order of Mr. John Smith One hundred Dollars, for value received. Robert Johnson.

Formular eines Sola- (Eigenen) Wechſels.

Für $100.— New York, den 1. Januar 1857.

Neunzig Tage (oder drei Monate) dato (nach heute) zahle ich gegen dieſen Sola-Wechſel an die Ordre des Herrn Johann Smith Ein hundert Dollars, den Werth empfangen.
Robert Johnſon.

---

314. A single Draft (Bill).

$400.— Baltimore, 1st April 1856.

Two months after date pay to the order of Adolph Villiers Four hundred Dollars, Value received which place to account of Henry Addison.

To John Milton, Washington, D. C.

Eine Anweiſung.

Für $400.— Baltimore, den 1. April 1856.

Zwei Monate dato zahlen Sie gegen dieſe Anweiſung an die Ordre des Herrn Adolph Villiers die Summe von Vier hundert Dollars, Werth empfangen und bringen ſolche auf Rechnung. Heinrich Addiſon.

Herrn Johann Milton, Waſhington, D. C.

---

315. House Lease.

This Indenture, Made the second day of January in the year of our Lord eighteen hundred and fifty eight between Alexander Henderson of St. Louis, Mo. of the first part, and William Blackstone of St. Louis, Mo. of the second part, Witnesseth: That the said party of the first part in consideration of the rents, convenants, and agreements, hereinafter mentioned

and reserved on the part of the said William Blackstone, his executors, administrators and assigns has **Leased,** and by these presents does **Lease,** to the said party of the second part—one brick house situated on the south-east corner of Second and Walnut Streets, having twenty five feet front on Walnut street, and running southward to a depth of forty five feet more or less, in Block No. 27 in the City of St. Louis, to commence on the second day of January 1858, for and during the term of Ten years at the yearly rent of Six Hundred Dollars, payable monthly. Any failure to pay each installment of rent when due, and within ten days after a demand of the same, to produce a forfeiture of this lease, if so determined by said lessor or his successors. The lease of said tenement, or any part of it, is not assignable, nor is said tenement, or any part of it, to be underlet under penalty of forfeiture, without the written consent of said lessor. And it is hereby convenanted, that at the expiration of this lease, the said tenement and premises are to be surrendered to said lessor or his heirs, assigns, or successors, in the condition received, only excepting natural wear and decay, or the effects of fire. All repairs deemed necessary by the lessee to be made at the expense of said lessee with the consent of said lessor and not otherwise.

The said lessee and all holding under him hereby engage to pay the rent above reserved, and double rent for every day he or any one else in his name, shall hold on to the whole or any part of said tenement, after the expiration of this lease, or of its forfeiture for non-payment of rent etc. This tenement and premises to be kept free of any nuisance, in, or adjacent thereto, at the expense of the said lessee.

Witness: Henry Miller of St. Louis.

Alexander Henderson. (Seal).
William Blackstone. (Seal).

Miethvertrag über ein Haus.

Dieser Miethvertrag, abgeschlossen den zweiten Tag des Januar im Jahre unsers Herrn 1800 acht und fünfzig, zwischen Alexander Henderson von St. Louis, Mo., eines Theils und Wilhelm Blackstone von St. Louis, Mo., andern Theils setzt fest: daß der besagte Contrahent des ersten Theils für und gegen die nachbenannten, von dem Contrahenten des zweiten Theils, Wilhelm Blackstone, seinen Testamentsvollstreckern, Vermögensverwaltern oder Rechtsinhabern zu bezahlenden und zu

vollziehenden Miethgelder, Bedingungen und Uebereinkünfte **vermiethet** hat und durch Gegenwärtiges **vermiethet** an den Contrahenten zweiten Theils: Ein Wohnhaus in Backsteinen, liegend an der südöstlichen Ecke der Zweiten und Wallnuß Straße mit einer 25 Fuß langen Facade an der Wallnuß Straße und sich südlich zu einer Tiefe von 45 Fuß, mehr oder weniger, erstreckend; bezeichnet mit No. sieben und zwanzig in der Stadt St. Louis — anfangend am zweiten Tag des Januar 1800 acht und fünfzig, während einer Dauer von zehn Jahren zu einem jährlichen Miethzins von Sechshundert Dollars, zahlbar monatlich. Wird eine dieser Raten des Miethgeldes zur Verfallzeit der im Verlauf von zehn Tagen nach geschehener Aufforderung nicht bezahlt, so zieht dies die Aufhebung des Miethvertrags nach sich, sofern der besagte Vermiether oder seine Rechtsnachfolger dies wünschen. Die Miethe dieses Gebäudes oder eines Theils desselben darf nicht cedirt oder in Afterpacht gegeben werden, ohne schriftliche Einwilligung des Vermiethers bei Strafe der Aufhebung dieses Vertrags.

Ferner wird andurch festgesetzt, daß nach Verlauf der Pachtzeit das besagte Gebäude dem genannten Vermiether, seinen Erben, Cedenten oder Rechtsnachfolgern in der Beschaffenheit, wie es übergeben worden, zurückgestellt werden muß, mit Ausnahme der natürlichen Abnützung oder der Wirkung eines Brandes. Alle von dem Miether für nöthig erachteten Verbesserungen sind auf Kosten desselben und mit Einwilligung des Vermiethers, sonst in keiner Weise, zu machen.

Der besagte Miether und seine Rechtsnachfolger machen sich anbei verbindlich, die oben festgesetzte Miethe zu bezahlen— und zwar doppelten Miethzins für jeden Tag, welchen er oder sonst Jemand in seinem Namen das Ganze oder einen Theil des besagten Gebäudes länger inne hält, als die Dauer des gegenwärtigen Vertrags oder nach dessen Aufhebung wegen Nichtbezahlung der Miethe u. s. w. Das Gebäude ist im Innern und Aeußern auf Kosten des besagten Miethers von jeder gemeinschädlichen Einrichtung oder jedem Gegenstand, der allgemeine Aergerniß (nuisance) verursacht, frei zu halten.

Zeuge: Heinrich Müller von St. Louis.

Alexander Henderson. (Siegel.)
Wilhelm Blackstone. (Siegel.)

Inhaltsverzeichniss.

Anmerkung. **a.** Die mit Sternchen bezeichneten Lesestücke sind in gebundener Rede (Gedichte); sie eignen sich vorzüglich zu **Gedächtniß-** und **Declamirübungen.**

b. Der IV. bis X. Abschnitt enthalten systematisch geordnete Bilder (schriftliche Darstellungen) zu den Realien.

c. Mit dem R sind die Räthsel bezeichnet, um das Nachschlagen zu erleichtern.

d. Wo der Name des Verfassers hier fehlt, ist er uns entweder unbekannt, oder das Lesestück ist anonym.

No.	Inhalt.	Namen des Verfassers.	Seite
	Vorrede	.....	3
	Einleitung. Betonung u. s. w.	Nach Schulz u. Andern	5
	Erster Abschnitt. **Lieder und Erzählungen.** **Der liebe Gott.**		
1	Morgenspruch ..... *	Schiller	9
2	Fragen nach Gott ..... *	.....	9
3	Abendlied ..... *	Claudius	10
4	Lob Gottes am Abend in den Alpen..	deutsch-amerik. Kinderf.	11
5	Gott der Erhalter ..... *	Brentano	11

No.	Inhalt.	Namen des Verfassers.	Seite
	Zweiter Abschnitt. Erzählungen, Gespräche, Fabeln und Parabeln, Sprüchwörter, erzählende Gedichte, Lieder, Schilderungen, Räthsel, Lehren und Wahrheiten.		
	Der Mensch.		
6	Gott grüße dich ..... *	Sturm	12
7	Der Blinde und der Lahme ..... *	Gellert	13
8	Das Hirtenbüblein	Gebr. Grimm	13
9	Der Schütze ..... *	Schiller	15
10	Die junge Maus und ihre Mutter ..	Fabel u. Camerarius	15
11	Fritz Oberlin	A. Rothert	16
12	Till Eulenspiegel. A ..... *	.....	17
13	Denksprüche	.....	17
14	Wie's Kätzlein schreibt ..... *	Burgwardt	18
15	Räthsel ..... *R	.....	20
16	Die wahren Güter	.....	20
17	Die Fabel geht dich an	Nach Luther	20
18	Bild des menschlichen Lebens	Jakobs	21
19	Das Riesenspielzeug	Mährchen n. Grimm	22
20	Der Tanzbär ..... *	Fabel von Gellert	23
21	Kindesundank	Nach Jung Stilling ...	24
22	Der Edelknabe	Pustkuchen-Glanzow ...	25
23	Der Bauer und sein Sohn ..... *	Gellert	26
24	Der Frosch und die Maus	Fabel	27
25	Zufriedenheit	.....	27
26	Der Wolf und der Mensch	Fabel	28
27	Der Alte und sein Sohn ..... *	F. P. L. Canitz	29
28	Denksprüche	.....	29
29	Räthsel ..... *R	.....	30
30	Der edle Feldherr	.....	31
31	So geht's dem Neugierigen	.....	31
32	Seelengröße einer Dienstmagd	.....	31
33	Spiele nicht mit Schießgewehren	Zerrenners Kinderfreund	32
34	Der Löwe und der Fuchs	Fabel von Gleim	33
35	Die gelegene Zeit	.....	34
36	Die beiden Bauern ..... *	Pfeffel	35
37	Die Stimme des Gewissens	.....	35
38	Zimmerspruch ..... *	Uhland	36
39	Der Hund und der Wolf	Fabel aus Otto's Lesb.	37
40	Von großer Wichtigkeit	Samuel v. Butschky ..	38
41	Die Sonne und die Thiere ..... *	Fabel von Willamov	38
42	Der Perser und seine drei Söhne ... *	.....	38
43	Die Tochter ..... *	B. Ringwald	39
44	Der Segen des Großvaters	Berthold Auerbach	40
45	Denksprüche	.....	43
46	Heiterkeit ..... *	.....	44
47	Räthsel ..... *R	.....	44

No.	Inhalt.	Namen des Verfassers.	Seite
48	Timur und die Ameise	deutsch-amer. Kinderfr.	44
49	Die fromme Magd *	B. Ringwaldt	45
50	Der Kuhhirte	Krummacher	45
51	Gespräch	N. Reinick	46
52	Der sparsame Landwirth	Götzinger	47
53	Der Hund mit dem Fleische *	Fabel nach Aesop	48
54	Der Herr und der Knecht *	Friedrich Rückert	48
55	Das Christgeschenk	Gespräch von Schlez	49
56	Der Wegweiser *	Nach Hebel	50
57	Das verlorne Kameel und die drei aufmerksamen Brüder	Aus den Palmenblättern	52
58	Der Maure und sein Gastfreund	Friedrich Jacobs	53
59	Denkspruch	Herder	54
60	Der gute Kamerad *	Uhland	54
61	Freundschaft *		54
62	Wie lernt man schwimmen?		55
63	Die beiden Frösche	Fabel von A. Meißner	55
64	Der Bogenschütze	W. J. G. Curtmann	55
65	Die Wahrsagerin	Wilmsens Kinderfreund	56
66	Das Lügenlied *	E. M. Arndt	57
67	Aberglaube	Wilmsens Kinderfreund	58
68	Hans Nord *		59
69	Der Glücksspieler	Wilmsens Kinderfreund	60
70	Die Faulheit *	G. E. Lessing	61
71	Reimsprüche		61
72	Das Heupferd oder der Grashüpfer*	Fabel	62
73	Fleiß und Trägheit im Gegens. darg.	Dr. Percival	62
74	Der Hahn, die Tauben und d. Geier	Fabel von Haller	65
75	Die Auction	Chr. Hohnbaum	65
76	Der alte Landmann und sein Sohn*		66
77	Feuriges Wasser		67
78	Gesundheitslehre		68
79	Der gerettete Jüngling *	Herder	71
80	Lebensregeln		73
81	Nachtwächter Thomas		74
82	Wie schön leuchtet der Morgenstern		75
83	Das verleumdete Roß	Fabel von Demme	77
84	Der treue Unterthan	Petiscus	77
85	Zorn und Langmuth		78
86	Die Worte des Koran *	v. Zedlitz	79
87	Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten		80
88	Die Tabakspfeife *	Pfeffel	80
89	Vom Rechnen		82
90	Der Sternseher	Hebel	83
91	Lehren der Klugheit und Weisheit		84
92	Die Sperlinge *	Fabel	84
93	Die Eintracht *	Pfeffel	85
94	Arbeitsregeln	Giesemann	85
95	Der Schatz aus Hamburg	Carl Barth	86
96	Gott sorgt für Alle *	Hey	88
97	Undank *		89

No.	Inhalt.	Namen des Verfassers.	Seite
98	Die Nuß	Chr. Schmidt	90
99	Schlechter Lohn	Hebel	90
100	Sünde	Samuel v. Butschky	91
101	Die Rache *	Friedrich Rückert	91
102	Drei Wünsche		91
103	Der Informator *	Gellert	92
104	Wolf, Ziege und Kohl	deutsch-amer. Kinderfr.	93
105	Der Riese Goliath *	Claudius	95
106	Sprüchwörter		96
107	Das verlorne Kind	Fr. Jacobs	97
108	Räthsel *R		99
109	Der Werth von Zeit und Wissen	Nach Hawes	100
110	Franklin	Nach Haupt	102
111	Die Pfeife	Benjamin Franklin	104
112	Klug geholfen		106
113	Die geretteten Schiffer		106
114	Der kleine Hydriot *	Wilh. Müller	107
115	Der treue Lehrer		108
116	Der alte Gott lebt noch		109
117	Die Entdeckung	Gespräch von Schlez	111
118	Die alte Waschfrau *	A. v. Chamisso	113
119	Canova und sein Beschützer	Aus dem Englischen	114
120	Till Eulenspiegel. B.		116
121	Sprüche	Göthe	118
122	Deutscher Sinn *		118
123	Sprechen; gut sprechen	Herder	119
124	Die Muttersprache *	M. Schenkendorf	121
125	Die Heldin aus Sibirien	Nach dem Englischen	121
126	Der Indianer	Nach Seume	124
127	Washington	Nach Ludwig's Buchstb.	126
128	Jacob Törnelund	Thüringer Kinderfreund	126
129	Lerne Nein zu sagen	Aus dem Englischen	127
130	Der Wolf und der Hund	Fabel u. La Fontaine	129
131	Gute Lehre	Aus Gubitz's Volkskal.	130
132	Heldenmuth	Aus W. Sterns drittem Sprach- u. Lesebuch	130
133	Der feste Mann *	E. M. Arndt	132
134	Johanna Sebus *	Göthe	132
135	Der Mensch, die Krone der Schöpfung	Göthe	134
136	Würde u. Bestimmung des Menschen	Nach Hepp	134
137	Rabbi Möir und seine Gattin	Aus W. Sterns Sprach u. Lesebuch	135
138	Denksprüche		136
139	Die Rettung	Schiller (Tell.)	137
140	Kraft des Gebetes *	Fr. Schneider	142

Dritter Abschnitt.

Musterbriefe an Freunde.

141	Einladung z. Propfen d. Obstbäume	deutsch-amer. Kinderfr.	143
142	Glückwünsche zum Geburtstag	deutsch-amer. Kinderfr.	144

No.	Inhalt.	Namen des Verfassers.	Seite
143	Glückwünsche zum Geburtstag	deutsch-amer. Kinderfr	145
144	Trostschreiben	deutsch-amer. Kinderfr.	145
145	Trauernachricht.....	deutsch-amer. Kinderfr.	146
146	Bittschreiben um ein Darlehen	deutsch-amer. Kinderfr.	147
147	Glückwünsche zum Geburtstag	Schiller	148
148	Krankheitsbericht.....	deutsch-amer. Kinderfr.	148
149	Anstellungsgesuch	deutsch-amer. Kinderfr.	149
150	Bestellungsbrief	Hoffmanns Sprachbuch	150
151	Antwort auf einen Bestellungsbrief	.....	150
152	Verweisschreiben.....	.....	151
153	Brief bei Uebersendung von Blumen	.....	151
154	Einladung zum Bienenschnitt.....	.....	152
155	Räthsel.....*R.....	Schiller	152

Vierter Abschnitt.

Das Mineralreich.

156	Mineralien	Burgwardt	153
157	Die Räthsel der Elfen.....*R.....	Rückert	155
158	Der Diamant.....	Nach A. W. Grube ...	156
159	Steinkohlen und Braunkohlen.....	.....	157
160	Das Bergwerk	Aus Bormanns Styl..	157
161	Bergmannslied. A .....*	Novalis.....	159
162	Der Gang in d. Bergw. bei Goslar	H. C. Andersen	160
163	Wunderbare Rettung.....	Fr. Jacobs	162
164	Das Vertrauen .....*	Oemler	165
165	Nützliche Lehren.....	Hebel	166
166	Das Eisen.....	Nach A. W. Grube ...	167
167	Das Kupfer	.....	169
168	Bergmannslied. B .....*	.....	169
169	Das Gold	.....	170
170	Gute Lehren	Hebel..	171

Fünfter Abschnitt.

Das Pflanzenreich.

171	Von den Pflanzen im Allgemeinen ...	Nach d. Lebensbild. II.	172
172	Das Lied vom Samenkorn.....*	Krummacher	173
173	Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt .....*	F. Rückert.....	174
174	Die Fichte und ihr Leben	Nach A. W. Grube ...	176
175	Waldandacht .....*	Fr. Rückert.....	179
176	Der Kuhbaum	A. Humboldt	180
177	Die Einkehr.....*	Uhland.....	181
178	Räthsel.....*R.....	.....	181
179	Wiege und Sarg	Würkert.....	182
180	Der Fliederstrauch.....	Würtemberger Fibel.....	183
181	Die Baumwolle.....	Nach d. Pfennigmag.	184
182	Die Blumen.....*	.....	185
183	Das Zuckerrohr	.....	185

Nr.	Inhalt.	Namen des Verfassers.	Seite
184	Das Korn	Zschokke	186
185	Der Reiß	Aus Fischers Lesebuch	187
186	Giftige Gewächse	Dr. F. E. Baumgarten	189
187	Sinnsprüche	Rückert und Lavater	193

Sechster Abschnitt.

Das Thierreich.

188	Allgemeines über Thiere	Nach Prof. Agassiz u. A.	194
189	Der Senegal-Affe	Aus dem Englischen	196
190	Der Affe und die Uhr*	Fabel von Lichtwer	198
191	Die Giraffe		199
192	Löwenritt*	F. Freiligrath	200
193	Der dankbare Löwe		201
194	Der Kampf des Löwen mit der Riesenschlange	Thüringer Kinderfreund	202
195	Der Tiger	F. M. Schach	204
196	Eine Tigerjagd	Thüringer Kinderfreund	206
197	Die Bremer Stadtmusikanten	Märchen v. Grimm	208
198	Der Biber	Nach Milne Edwards	212
199	Der Buffalo oder Bison		214
200	Der Hund im Zustande der Tollheit	A. B. Reichenbach	217
201	Eine Jagd auf wilde Pferde	Nach Wash. Irving	219
202	Der alte Hans*	F. C. Weidmann	223
203	Das Rennthier		225
204	Der canadische Hirsch*	Gleim	227
205	Nützliche Lehren	Hebel	227
206	Der Wallfisch	F. P. Wilmsen	229
207	Der Fang des Wallfisches	F. P. Wilmsen	230
208	Sprüchwörter		231
209	Die Vögel	n. M. Edwards & Oken	232
210	Lied der Vögel*	E. Schulze	235
211	Die Nachtigal*		235
212	Die Taube	Masius	235
213	Kind und Taube*	Fabel von Hey	237
214	Der Blauvogel	Nach Wilson	237
215	Betrachtung über ein Vogelnest	Nach Hebel	238
216	Räthsel *R.		239
217	Der weißköpfige Adler	Nach Audubon	240
218	Der Strauß	Oland	242
219	Das Lied vom Papagei *	Ernst Curtius	243
220	Von den Schlangen	Schubert	244
221	Kampf einer Schlange m. einem Vogel	C. Mücke	246
222	Die Forelle*	W. Müller	247
223	Die fliegenden Fische	Hebel	248
224	Die Seidenraupe	Nach Grube u. Andern	250
225	Die Welt im Wassertropfen	Schwarz	252
226	Gottes Fürsorge*	Nach W. Hey	252
227	Denksprüche		253

No.	Inhalt.	Namen des Verfassers.	Seite
	Siebenter Abschnitt. **Aus der Naturlehre.**		
228	Die Lufthülle der Erde	.....	254
229	Das Gewitter*	.....	255
230	Räthsel*R.	Schiller	256
231	Die Electricität	Witters Buch d. Realk.	256
232	Die Wolken*	Berlinisches Lesebuch	258
233	Räthsel*R.	Schiller	258
234	Thau und Reif	Berlinisches Lesebuch	259
235	Der Schnee	.....	259
236	Die Gottesmauer*	Brentano	260
237	Die Lawinen	Nach Friedrich Tschudi	262
238	Der Bannwald bei Altorf*	Schiller (Tell.)	263
239	Der Palast von Eis	J. G. Fischer	265
240	Das Feuer von Baku	Lichtenberg	265
241	Das Feuer*	Schiller	267
242	Räthsel*R.	.....	269
243	Der Knabe und die Quelle*	Krummacher	269
244	Das Bächlein*	.....	270
245	Sinnsprüche	Göthe	270
	Achter Abschnitt. **Aus der Welt-, Erd- und Völkerkunde.**		
246	Der Himmel*	Friedrich Rückert	271
247	Das Weltgebäude	.....	271
248	Unser Sonnensystem	.....	273
249	Der Sonnenaufgang*	Berlinisches Lesebuch	273
250	Die Sonne	Hebel	274
251	Der Mond	Hebel	276
252	Der Mond*	Claudius	277
253	Die Sternbilder vom großen und kleinen Bären	.....	277
254	Räthsel*R.	Schiller	280
255	Von dem äußern Anblick des Himmels und von der Gestalt der Erde	Berlinisches Lesebuch	281
256	Fortsetzung	Berlinisches Lesebuch	284
257	Die Bewegung der Erde	Giebel	286
258	Himmelblau*	E. Fröhlich	288
259	Lobpreisung Gottes*	E. Liebich	288
260	Räthsel*R.	Schiller	289
261	Der Winter	.....	290
262	Die Armen im Winter*	.....	291
263	Der Frühling	Witters Buch d. Realk.	291
264	Der Sommer	.....	292
265	Der Herbst	.....	293
266	Das Meer	A. Berthelt	293

No.	Inhalt.	Namen des Verfassers.	Seite
267	Räthsel.....*R.....	Schiller	294
268	Europa und seine Länder	Nach L. Thomas	295
269	Das deutsche Vaterland.....*	L. Wächter	297
270	Deutschland für immer .....*	Sturm	297
271	Westphälisches Bauernleben	Dr. C. Kühner.....	298
272	Deutscher Rath .....*	Reinick.....	299
273	Die Auswanderer.....*	Ferd. Freiligrath.....	300
274	Aufenthalt in Rom	Herder	301
275	Zwei verschüttete Städte	Haupt	302
276	Ausbruch des Vesuvs.....	Aus Brissons Abenderz.	304
277	Griechenlands Lage und Bewohner...	Nach Hugendubel.....	306
278	Tempel und religiöse Gebräuche der Hindu.....	Thüringer Kinderfreund	307
279	Hammerfest, die letzte Stadt im Norden von Europa	Nach A. W. Grube.....	309
280	Neujahrsgeschenk aus Jamaika in Westindien für ein Kind in Europa	A. C. v. Schlözer.....	311
281	Nordamerika vor 300 Jahren.....	.....	313
282	Kampf des Hauptmanns Miles Standish mit den Eingebornen ...*	Dr. F. E. Baumgarten	314
283	Der Sang von Hiawatha .....*	A. d. Engl. v. Freiligrath	316

Neunter Abschnitt.

Aus der Geschichte.

284	Die Cimbern und Teutonen.....	Kappe.....	318
285	Die alten Deutschen.....	Eduard Duller.....	319
286	Hermann, der Befreier Deutschlands	Nach Eduard Duller.....	321
287	Die Völkerwanderung.....	Kappe.....	321
288	Kaiser Karl der Große.....	.....	325
289	Kaiser Otto I.....*	.....	326
290	Der erste Kreuzzug	Eduard Duller.....	327
291	Der Schweizerbund	Zschokke	330
292	Columbus.....*	Louise Brachmann	334
293	Die Entdeckung von Amerika.....	Haupt.....	337
294	Die Bedeutung des 4. Juli	.....	339
295	Zur Feier des 4. Juli .....*	Nach D. Scheib.....	341
296	Vor der Schlacht.....*	.....	342
297	Die Völkerschlacht bei Leipzig.....	L. Thomas	343
298	Napoleons Ende	Nach Dr. C. Kühner··	347

Zehnter Abschnitt.

Gewerbliches.

299	Die Buchdruckerkunst	Kappe.....	349
.....	Trost .....*	Bürger.....	350
300	Der Lootse.....*	Berlinisches Lesebuch.....	351
301	Der Matrose.....	Forster	351
.....	Der Grenadier .....*	Pfeffel	353

No.	Inhalt.	Namen des Verfassers.	Seite
	Elfter Abschnitt. Von den Gesetzen in den Vereinigten Staaten.		
302	Die Verfassung der Ver. Staaten ...	.....	354
	Zwölfter Abschnitt. Die Künste.		
303	Ursprung und Wesen der Kunst.....	F. Kugler.....	356
304	Die schönen Künste in ihrer besten Anwendung	J. G. Sulzer.....	358
305	Lob des Gesanges .....*	.....	360
306	Die Gesangkunst.....	Sarnighausen	361
307	Die Turnkunst.....	Sarnighausen	362
.....	Die wandernden Turner.....*	Heiterbegk	364
	Dreizehnter Abschnitt. Geschäftsaufsätze (mit daneben stehender engl. Uebersetzung.)		
308	Special-Quittung	Amer. Ges. v. Lehmann	365
309	Einfacher Schein	.....	365
310	General-Quittung	.....	366
311	Quittung für Hausmiethe.....	.....	366
312	Zahlschein	.....	366
313	Formular e. Sola-Wechsels (Note)	.....	367
314	Eine Anweisung	.....	367
315	Miethvertrag über ein Haus.....	.....	368

Serie von mustergültigen deutsch-amerikanischen Unterrichts-büchern für Schulen.

Die besten und billigsten deutschen Schulbücher, die je erschienen sind. Sie sind in den meisten deutschen Schulen der westlichen Staaten eingeführt. Die Lesebücher bilden ein abgerundetes vollständiges Ganze in drei Theilen, wie keine andere Serie vorhanden ist; sie sollten in keiner Schule fehlen, um das Lehren und Lernen zu erleichtern.

[illegible]

Witters Schreib-Lese-Fibel [illegible] zu jeder Hand-Fibel, besonders aber zum Ele[illegible].

Elementarstufe.

Witters deutsch-amerikanischer Elementarschüler, oder die Anschauungs-, Lese-, Schreib- und Rechtschreibeübungen. Eine Handfibel für Druck- und Schreibschrift, mit Lesestücken und Bildern.

Mittelstufe.

Witters deutsch-amerikanischer Leseschüler, oder die zweiten Anschauungs-, Lese- und Rechtschreibeübungen in kurzen mustergültigen poetischen und prosaischen Lesestücken, methodisch und streng stufenweise bearbeitet. Ein allgemeines zweites Lesebuch mit Silbenabtheilungen und Holzschnitten.

Schlußstufe.

Witters drittes Lesebuch für deutsch-amerikanische Schulen. Ein allgemeines Lehr- und Lesebuch.

Sachverständige Schulmänner behaupten, daß der Elementar[illegible] Amerikaner und Witters Lesebücher das für die deutsche Sprache seien, was Websters Elementary Spelling Book und McGuffey's Readers für die englische sind.

Nothwendige [illegible] dieser Lesebücher.

Dessars deutsche Rechtschreibe[illegible]. Entwurf eines Lehr- buchs der deutschen Sprache [illegible] zur [illegible] der [illegible] und gründlichen Erlernung derselben. Allen deutschen Lehrern [illegible] besonders de[illegible] in Amerika gewidmet.

Witters Faden der Realkenntnisse für Schüler in Volks- schulen. Mit vielen erklärenden Holzschnitten.

Inhalt: Geographie und Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Amerika. Naturgeschichte. Naturlehre. Sternkunde. Mathematik. Einfache Maschinen. Die wichtigsten Erfindungen. [illegible] – Stylübungen.

Dieses Buch schließt sich an die erwähnten Witter'schen Lesebücher an und ergänzt sie unter Hinweisung auf die betreffenden Nummern der Lesestücke.

[illegible] obigen [illegible] Buch der Realkenntnisse wird nächstens Witters Zweites Unterrichtsbuch in dritter Auflage erscheinen.

Verlag von Conrad Witter,

Nr. 27 [illegible], Ecke der Walnut u. Zweiten Str., St. Louis, Mo.

Gegen Einsendung des Betrags der Buches und Porto [illegible] werden Versendungen nach allen [illegible] der Ver. Staaten gemacht.